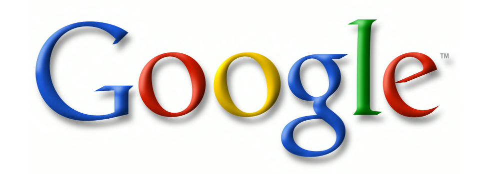
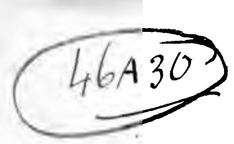




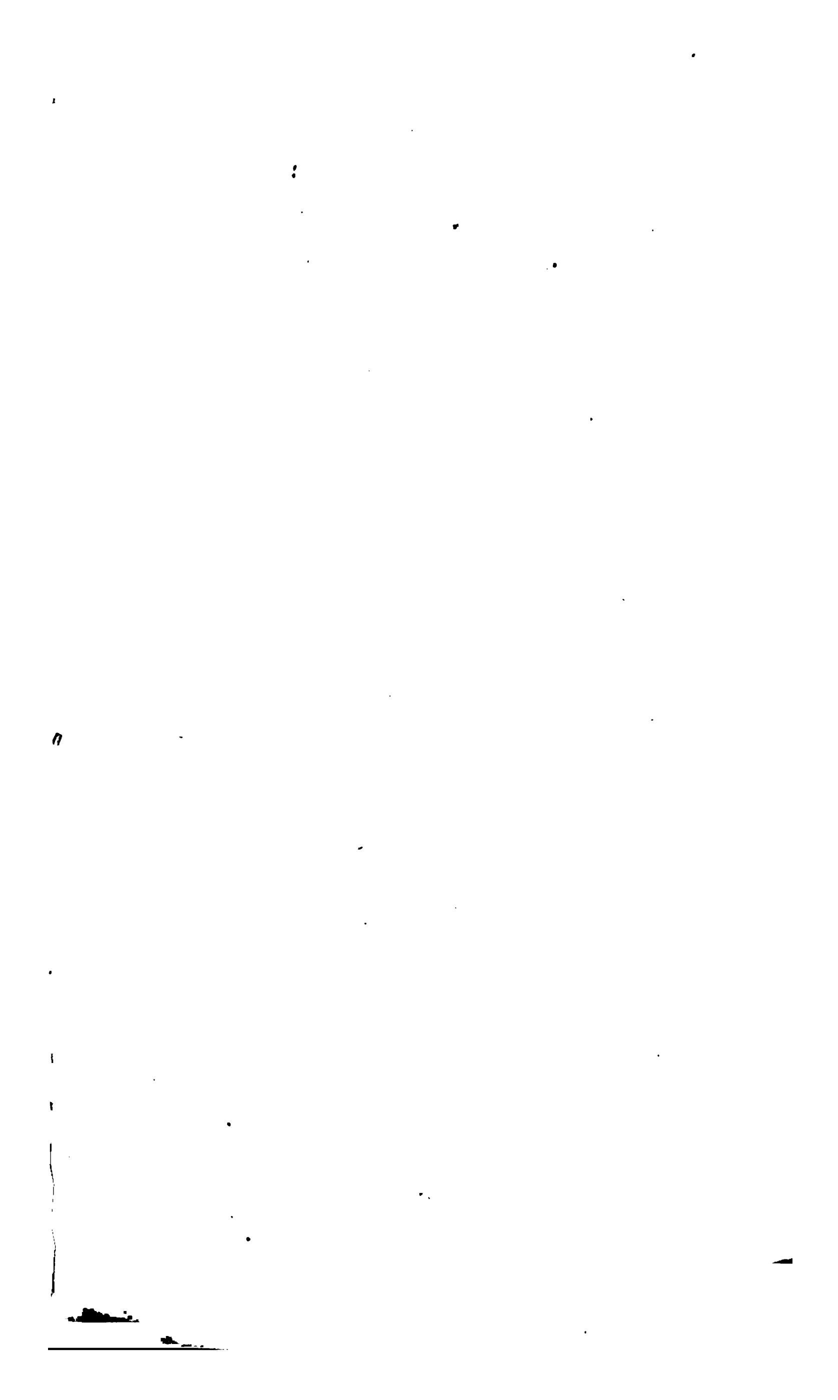
DOMINVS ILLVMINATIO MEA

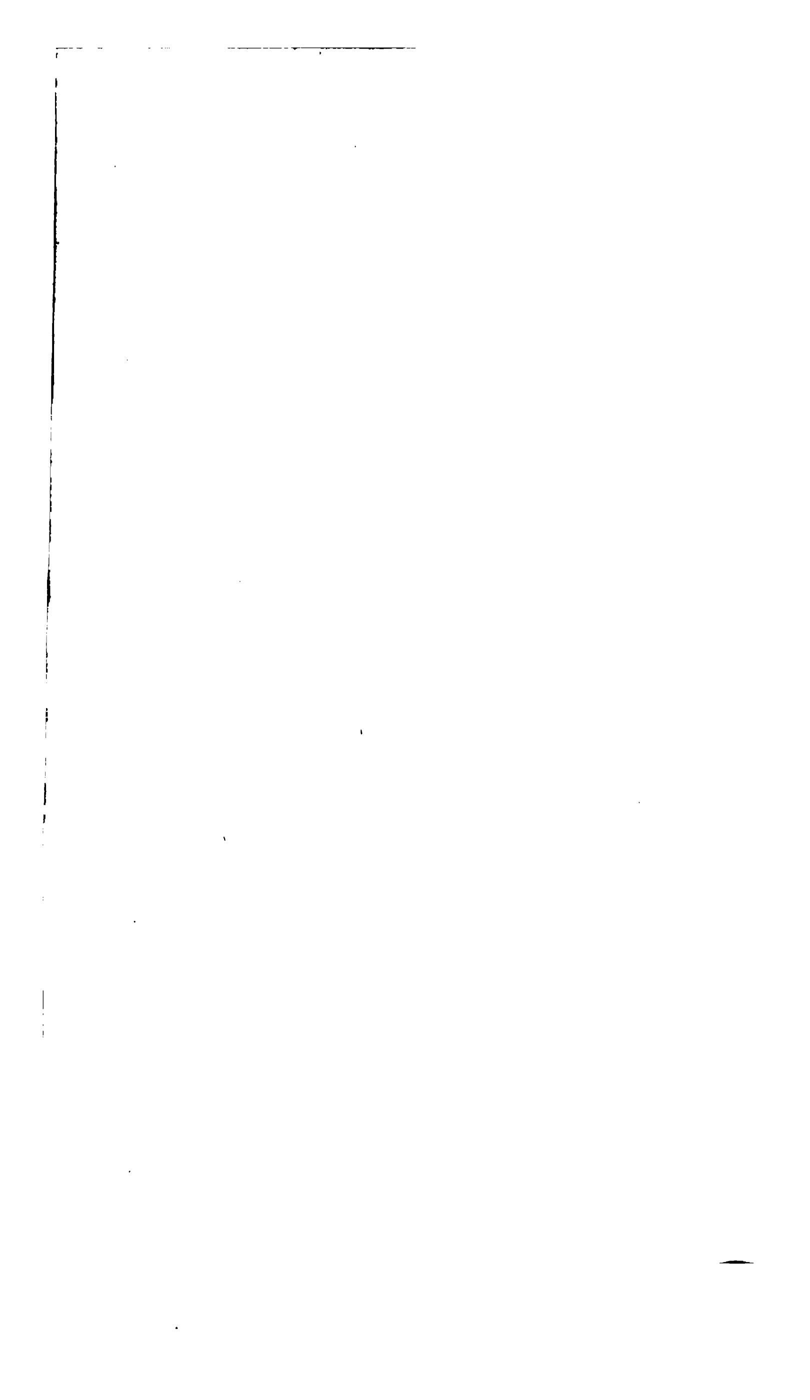
SIR M. MONIER-WILLIAMS K.C.I.E.

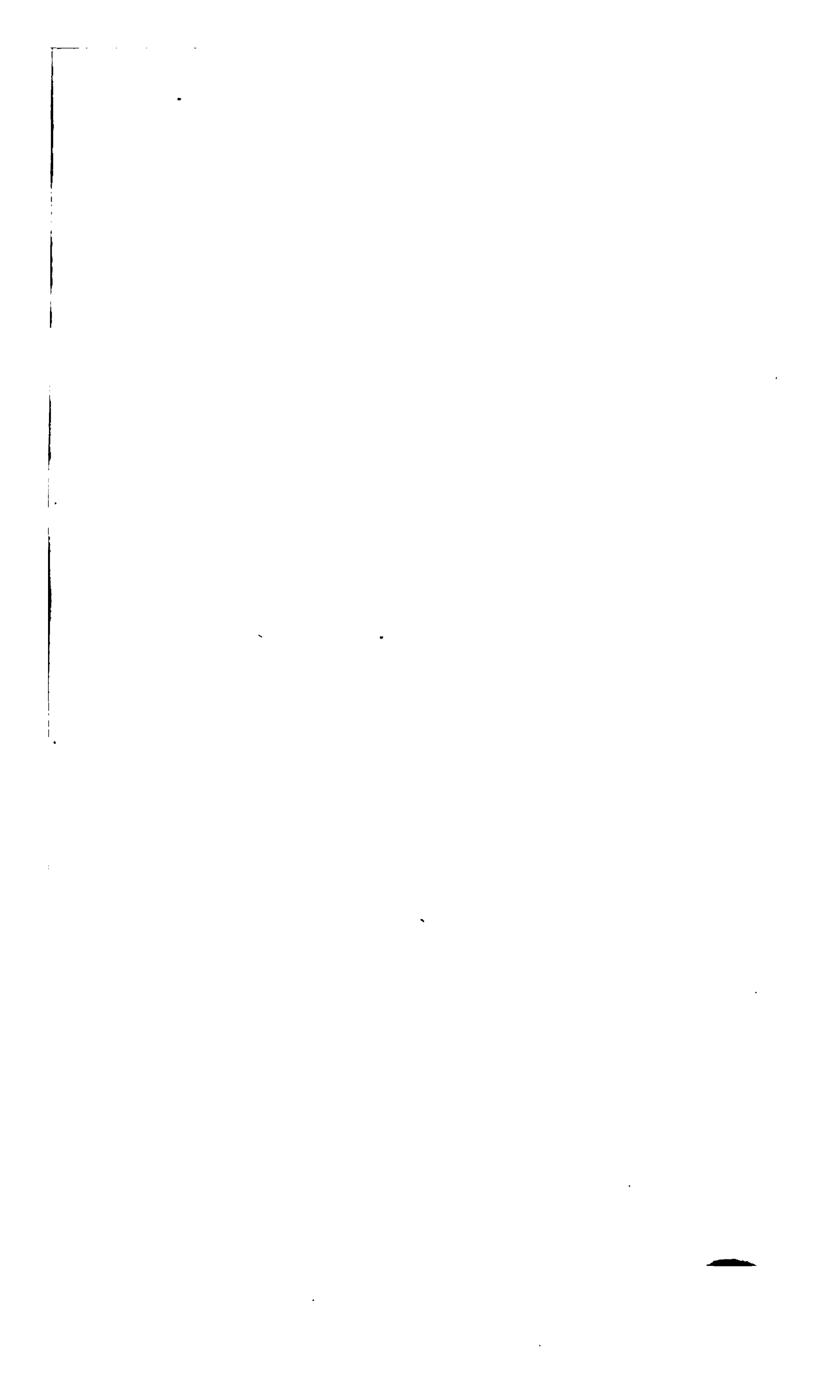
EX LIBRIS

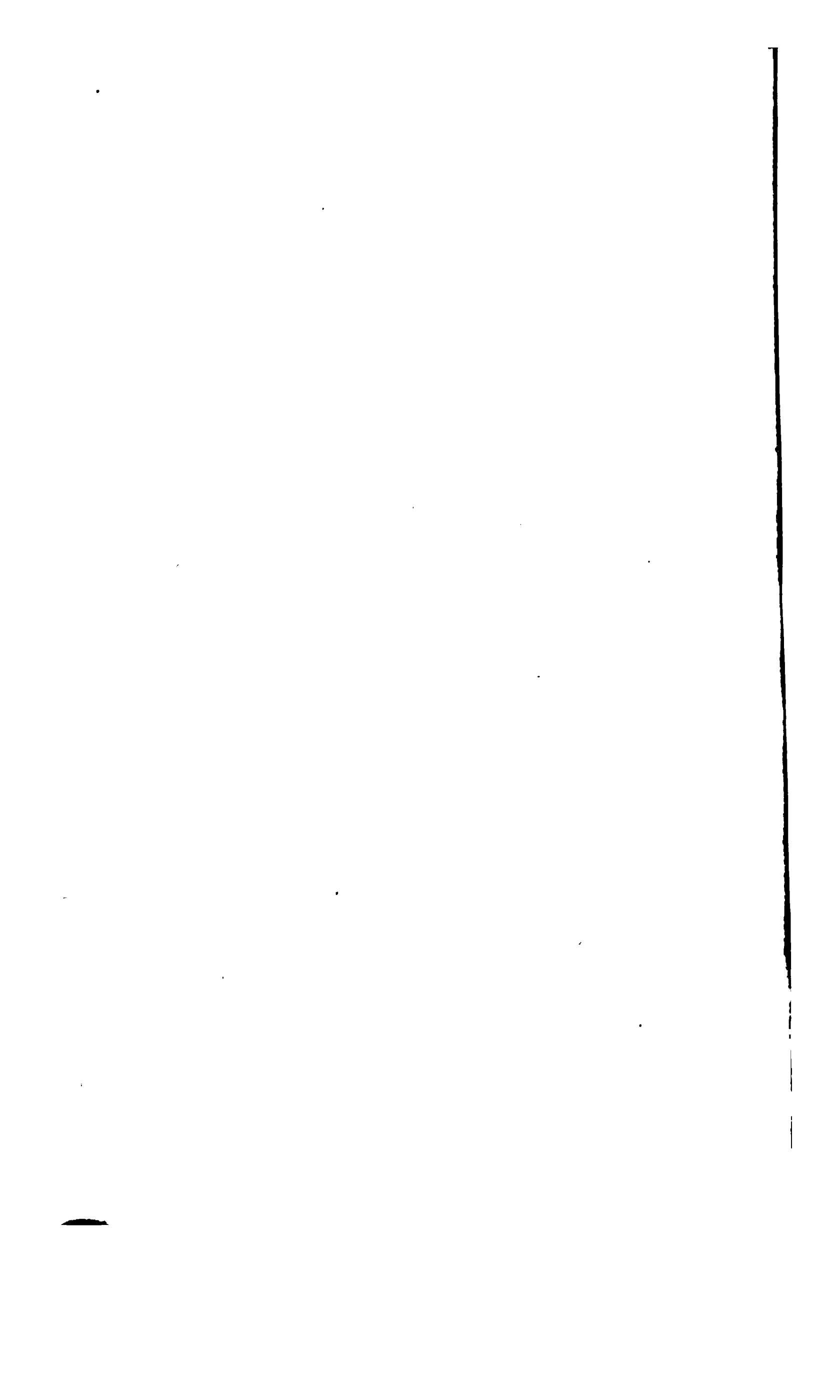
EBR '97

d.









Vedica

und

Linguistica.

VEDICA

UND

LINGUISTICA.

VON

THEODOR BENFEY.

STRASSBURG
KARL J. TRÜBNER.

LONDON
TRÜBNER & COMP.
57 & 59 LUDGATE HILL.

1880.

Inhalt.

Diese Aufsätze sind, theilweise verbesserte, Abdrücke aus den 'Göttinger Nachrichten' 1877—1880.

svávas (zu lesen *suávas*)
und *svátavas*,
oder

Nasalirung

zur
Entfernung des Hiatus.

§. 1.

In der Saṃhitâ des Rigveda VI. 47, 12 = VS. XX. 51 = TS. I. 7. 13. 4 erscheint:

índraḥ sutrâ'mâ *svávâ͠* ávobhiḥ,
zu lesen *suávâ͠*;

ferner Rv. VI. 47, 13 = VS. XX. 52 = TS. I. 7. 13. 4

sá sutrâ'mâ *svávâ͠* índro asmé,
ebenfalls *suávâ͠* zu lesen;

weiter Rv. III. 54, 12

sukṛít supâṇíḥ *svávâ͠* ṛitâ'vâ,
ebenfalls *suávâ͠* z. l.;

dann Rv. VI. 68, 5

sá ít sudâ'nuḥ *svávâ͠* ṛitâ'vâ,

auch *suávâ* z. l.;
später Rv. X. 92, 9
yébhiḥ çiváḥ *svávâ* evayâ'vabhir,
wiederum *suávâ* z. l.;
endlich Rv. I. 35, 10 (= VS. XXXIV. 26)
sumṛiḷîkáḥ svávâ yâtv arvâ'n̐,
auch hier ist *suávâ* und *yâtu* z. l.; in der VS. fehlt in *suávâ* die Nasalirung des *â*. Derselbe Stollen kehrt ganz eben so lautend Rv. I. 118, 1 wieder.

§. 2.

In allen diesen Stellen wird *svávâ* in den uns bekannten Commentaren — denen des Sâyaṇa und Mahîdhara — von *svávant* (etymologisch mit 'eigenem (Eigenthum) versehen' = *dhanavant*, 'Reichthum habend', vgl. Sây. zu Rv. I. 35, 10; 118, 1; VI. 68, 5; Mahîdh. zu VS. XX. 52; XXXIV, 26; = *jñâtimant* 'Angehörige habend' Sây. zu Rv. X. 92, 9) abgeleitet und als Vertreter von *svávân* betrachtet, wie dessen regelrechter Nominativ Singularis Msc. lautet. So faßt es auch Madhîdhara im Commentar zu VS. XXXIV, 26, trotz dem, daß hier das ◡ in der Saṃhitâ fehlt. Den Mangel desselben erklärt er auf künstliche Weise vermittelst, keinesweges zu rechtfertigender, Benutzung von Pâṇini VIII. 3, 17; 22. Doch wäre es unnütz uns dabei aufzuhalten; viel auffallender ist, daß er sich nicht einfach auf das Vâjasaneyi-Prâtiçâkhya III. 135 beruft, wo die Einbuße des Nasals in diesem Worte (welches auch da als Vertreter von grammatischem *svávân* aufgefaßt wird) an der angeführten Stelle ohne weiteres als Regel aufgestellt ist. Ueberhaupt werden die Prâtiçâkhya's in den Commentaren — wie ich glaube, denn ich habe jetzt keine

Zeit, sie zur genauen Verification durchzugehen — fast, oder ganz und, gar nicht berücksichtigt.

Dieselbe Auffassung wie die Commentare hat auch der Pada-Text, welcher stets *svá-vân* (स्वऽवान्) schreibt; vgl. Rigveda a. d. aa. Oo. und TS. I. 7. 13. 4; den Pada der VS. kenne ich nicht; doch wird er unzweifelhaft eben so haben.

Ganz ebenso haben es auch die Prâtiçâkhya's aufgefaßt, wie daraus folgt, daß sie in Bezug auf die Erscheinung des ँ vor Vocalen keine besondre Regel geben; sie fällt nach ihnen eben unter die allgemeine über Umwandlung von auslautendem grammatischen *ân* vor Vocalen (RPr. 284; 299; VPr. III. 141; TPr. IX. 20 vgl. Wh. zu III. 9). Nur das ँ vor *y* wird RPr. 287 besonders geregelt, gerade wie die angenommene Einbuße desselben in der VS. in dem VPrâtiç. III. 135.

§. 3.

Dieser Erklärung von *svávâ̐*, aus dem Thema *svávant*, steht die unzweifelhaft richtige gegenüber, welche die indische Grammatik aufstellt, siehe Pâṇini VII. 1, 83 und vgl. Patañjali zu Pâṇ. VII. 4, 48 in der Benares Ausg. Vte Abthlg p. 132, b, auch die Nota zu Pâṇ. VII. 4, 48 in Böhtl. Ausg. desselben (II. p. 346). Hier wird *svávân*, wie, dem Pada-Texte gemäß, statt *svávâ̐* der Saṃhitâ geschrieben ist, vom Thema *svávas* abgeleitet, von welchem sich noch mehrere unzweifelhaft dazu gehörige Casus in den Veden finden.

So der Acc. sing. *svávasam* Rv. V. 8, 2; 60, 1 (= Ath. VII, 50, 3, wo aber V. L. *svấvasum*); Rv. X. 47, 2; ferner Nom. Du. *svávasâ* Rv. I. 93, 7 = TS. II. 3. 14. 3; endlich Nom. Plur. *svávasas* Rv. IV. 33, 8; VI. 51, 11.

Für uns ist die Richtigkeit dieser Auffassung schon dadurch erwiesen, daß *sva*, sein, eigen, welches bei der Erklärung aus *svávant* zu Grunde lag, obgleich es, wenn unzusammengesetzt, neben *svá*, noch mehrfach *suá* zu lesen ist, doch in den mehrsilbigen Formen vorwaltend und in der Zusammensetzung durchweg — ohne jede Ausnahme — *sva* zu lesen ist, während *svávẫ* sowohl, als die eben erwähnten entschiedenen Formen von *svávas*, durchweg *suávas* zu lesen sind. So ist *svávẫ* der Nominativ der Zusammensetzung *su-ávas*, 'hülfreich', wie dieses für die in diesem §. aufgeführten Casus auch die Vedenerklärer annehmen. Dadurch erhält die Richtigkeit der grammatischen Auffassung noch eine, jedoch unnöthige, Unterstützung in der Rv. VI. 47, 12 (s. §. 1) erscheinenden Verbindung *suávẫ ávobhiḥ* 'hülfreich mit Hülfen'; denn Verbindungen dieser Art sind in den Veden beliebt (vgl. z. B. Rv. X. 10, 1 *ó cit sakhâ'yã sakhyâ' vavṛityâm*, Rv. VI. 6, 6 *vanushyán vanúsho* u. aa.); anderes vgl. man bei Aufrecht in ZDMG. XIII. p. 500.

§. 4.

Ehe wir weiter schreiten, möge es mir verstattet sein, die Aufmerksamkeit einen Augenblick auf die Erscheinung zu ziehen, daß hier nicht bloß Sâyaṇa, sondern auch Mahîdhara, beide aufs genauste mit Pâṇini bekannt, also unzweifelhaft auch mit dessen Auffassung von *svávân*, auch nicht die geringste Notiz davon nehmen, während in dem ähnlichen Fall, *prá ṇak*, welcher 'Vedica und Verwandtes' S. 98 ff. besprochen ist, Mahîdhara nur die Auffassung in Pâṇini's Grammatik berücksichtigt, in Sâyaṇa's Commentar sich wenigstens ein Schwanken

zwischen dieser und der des Pada-Textes zeigt. Der Grund wird daher schwerlich in dem Pada-Text allein liegen, welcher, wie er in der älteren Zeit überhaupt keine ausschließliche Autorität besaß (vgl. ebds. 92; 97; 98), so auch wohl bei den älteren Erklärern des Veda — deren Arbeiten — ursprünglich mündlich und später schriftlich überliefert — das Material zu den erwähnten späten Commentaren gewährten — noch nicht für infallibel gelten mochte. Vielmehr scheint hier eine heiligere Autorität von der Anerkennung der richtigeren grammatischen Auffassung von *svávẫ* abgehalten zu haben. Wir finden nämlich in der Taittirîya Samhitâ III. 1. 2. 3 *yó vâ adhvaryóḥ svám véda s v á v â n evá bhavati* 'Wer des *adhvaryú* (Opferpriesters) Eigenthum kennt, der eben ist *svávân*'. Augenscheinlich ist dieses — wie — abgesehen von den andern theologischen Schriften der Inder — in den Brâhmaṇa's so oft — und deren Character herrscht unverkennbar in vielen Theilen der TS. — eine etymologische Erklärung des so oft im Rv. vorkommenden *svávẫ* und eben dieselbe, welche auch bei Sâyaṇa und Mahîdhara erscheint. Höchst wahrscheinlich wagte weder der eine noch der andere, vielleicht trotz besseren Wissens, von der Autorität eines so hoch gehaltenen, am meisten benutzten und demgemäß bekannten Veda abzuweichen. Es ist dieß zwar nicht wissenschaftlich aber menschlich und derartige ehrenwerthe menschliche Instincte hat die Wissenschaft zu achten, wenn sie sich auch nicht durch sie fesseln lassen darf. Da dasselbe Motiv vielleicht auch bei anderen unwissenschaftlichen Auffassungen zu Grunde liegen möchte, werde ich es vermeiden in Zukunft so herbe über Sâyaṇa zu urtheilen, wie

ich bis jetzt gethan; wenigstens werde ich stets zu erforschen suchen, worauf sie beruhen mögen.

§. 5.

Es entsteht aber nun die Frage: wie ist die Form *svávẫ*, oder vielmehr *suávẫ* zu erklären? Wäre es unabweisbar nothwendig sie mit dem Pada-Texte, den Prâtiçâkhya's und Pâṇini als phonetischen — nach der bekannten Regel über Umwandlung von *ân* vor anlautenden Vocalen in den Veden entstandenen — Vertreter von grammatischem *svávân (suávân)* zu betrachten, also einen Nom. sing. msc. *svávân* für das Thema *suávas* aufzustellen, dann würde man sich in der That auch genöthigt sehen, seine Zuflucht zu der Erklärung zu nehmen, welche Böhtlingk zu Pâṇ. VII. 4, 48 und Aufrecht in der Zeitschrift der DMG. XIII. 501 vorgeschlagen haben. Nach dieser wäre in dieser Form eine Spur der Entstehung der Themen auf *as* aus Themen auf *ant* bewahrt.

Da auch ich stets der Ueberzeugung war, und noch bin, daß die primären Themen auf *as* ursprünglich aus solchen auf *ant* hervorgegangen sind, so würde ich, wenn ich die Erklärung von Böhtlingk und Aufrecht für *svávẫ* anzunehmen im Stande wäre, sagen müssen, daß der ursprüngliche Nom. sing. msc. *su-avant-s*, vermittelst *su-avans*, anstatt der Regel gemäß, im Sanskrit zu *su-avâs* zu werden, zu *su-avân* geworden wäre. Allein gegen diese Auffassung lassen sich so viele Gründe geltend machen, daß sie kaum in Betracht zu kommen berechtigt ist. Ich erlaube mir nur folgende anzuführen. 1) Diese Casusform stände in diesem und dem §. 19 zu erörternden und von mir ebenfalls anders aufgefaßten Fall der großen

Menge der regelmäßigen Nominat. auf *âs* so gut wie ganz vereinzelt gegenüber. 2) Wenn er aus *-avant-s* entstanden wäre, hätte er der Analogie der so entstandenen Nominative gemäß *-avăn* mit kurzem *a* lauten müssen. Denn die Dehnung des *a* findet bekanntlich nur in Themen statt, in denen das Affix mit *v*, oder *m*, oder *y* anlautet, was hier nicht der Fall ist, da das *v* zum radicalen Element gehört und das Suff. nur *ant* gelautet haben würde. 3) Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Uebergang von *ant* in *as* in den hieher gehörigen Themen schon in der Grundsprache stattfand und zur Zeit der Sprachtrennung längst vollendet war; dies ergiebt sich theils aus der nicht unbeträchtlichen Anzahl von übereinstimmenden Wörtern auf *as* in den besonderten Sprachen, wie z. B. grundsprachlich *augas* = lat. *augus* = griech. *αὐγες* = sskr. *ojas* (vgl. Fick, Indog. Wtbch. I³, 31), theils aus dem Mangel von Beispielen, in denen beide Formen des Themas sich im Declinationsystem ergänzen oder in völlig gleicher Bedeutung neben einander bestehen — wie das z. B. im Sankrit noch häufig und auch in den noch später fixirten Sprachen nicht ganz selten bei den erst später von einander getrennten Themen auf einerseits *mant*, *vant*, und andrerseits *man*, *van* der Fall ist. 4) Ist es aus diesen Gründen kaum auch nur denkbar, daß sich eine Spur eines einstigen *avant* statt des späteren *avas* gerade in einem Compositum erhalten haben sollte, zumal da die Composita doch sicher nicht zu den ältesten Schöpfungen des Indogermanischen gehören. Ich könnte noch andre Momente hinzufügen, allein ich glaube die angeführten genügen, um wenn auch nicht die völlige Unzulässigkeit dieser Erklärung zu erweisen, doch

wenigstens zu zeigen, daß sie äußerst zweifelhaft ist, und dem gemäß unzweifelhat die Berechtigung gewährt, uns nach einer andern umzusehen.

§. 6.

Ich glaube, daß wohl Jeder, welcher sich mit den Veden und den neueren auf sie bezüglichen Arbeiten beschäftigt hat, jetzt überzeugt ist, daß nicht — wozu die Indische Auffassung leicht verführen könnte — der Saṃhitâ-Text aus dem Pada-Text entstanden ist, sondern umgekehrt der letztere aus dem erstern. Nur die Saṃhitâ war überliefert und der Pada-Text ist ein — trotz aller seiner Mängel — nicht genug zu bewundernder und zu preisender Versuch den der Saṃhitâ dem grammatischen Verständniß zu erschließen. Daraus folgt, daß der Pada-Text auch nur als ein derartiges Hülfsmittel benutzt werden darf und jede weiter greifende Autorität ihm abzusprechen ist.

In unserm Fall entsteht also die Frage: haben die Verfertiger des Pada-Textes das in dem Saṃhitâ-Text erscheinende *svávẫ* mit Recht in *svávân* verwandelt oder nicht?

Daß sich die Pada-Verfertiger bei der Lösung ihrer Aufgabe, — deren große Schwierigkeit, je näher wir die Veden kennen lernen, desto mehr hervortritt — überaus häufig geirrt haben, ist schon in manchen einzelnen Fällen nachgewiesen und wird in einem der folgenden Theile der 'Einleitung in die Grammatik der vedischen Sprache' genauer erörtert werden. Es liegt demnach die Möglichkeit vor, daß sie sich auch in diesem Fall über den Werth des ̃ geirrt haben.

§. 7.

Es ist von mir schon mehrfach nachgewie-

sen [1]), daß der Visarga nicht selten — ja, wie sich in der Abhandlung über den Visarga ergeben wird, sehr häufig — im Veda spurlos eingebüßt ward, was bekanntlich auch sowohl im Pâli (vgl. z. B. *aggi* statt sskr. *agniḥ*, *bhikkhu* statt sskr. *bhikshuḥ*), als Prâkrit (z. B. *aggî* = sskr. *agniḥ*, *bandhû* = sskr. *bandhuḥ*, wo jedoch die Dehnung die einstige Existenz desselben andeutet) der Fall ist.

Diese Einbuße des Visarga für das ursprünglich auslautende *s* ist gerade im Nominativ sing. msc. von Themen auf *as* in drei Fällen auch von den Sanskrit-Grammatikern anerkannt [2]), nämlich in *Uçánâ*, statt *Uçánâḥ* für *Uçánâs*, *anehâ'* für *anehâ's*, und *purudaṃçâ* (vedisch Them. *purudá*ॅ*sas*) statt *purudaṃçâḥ* von den Themen *Uçánas*, *anehás*, *purudaṃças*.

Von den beiden ersten sind diese Nominativformen belegt, von dem dritten bis jetzt nicht.

Nach dieser Analogie dürfen wir vermuthen, daß diese Einbuße, welche ja in allen in §. 1 aufgeführten Fällen in *suávâḥ* der Regel gemäß eintreten mußte, im Sprachbewußtsein, wie in *Uçánâ* u. s. w. ganz vergessen werden konnte, so daß es statt *suávâḥ* (für *suávâs*) bloß *suávâ* zu sein scheinen konnte.

Man könnte auf den ersten Anblick sich berechtigt halten, für diese Vermuthung eine Bestätigung in dem Mangel des ॅ vor *y* in VS. XXXIV, 26 (vgl. §. 1) zu erblicken; allein diese Berechtigung wird dadurch zweifelhaft, daß in

1) vgl. z. B. 'Quantitätsverschiedenheiten in den Saṃhitâ- und Pada-Texten u. s. w.' in den Abhdlgen der k. Ges. d. Wissenschaften XIX. 246 ff.

2) Pâṇini VII. 1, 94, wozu keine Erläuterung im Mahâßhâshya; vgl. meine 'Vollständige Grammatik der Sanskritsprache' §. 718, S. 294.

der VS. XIX, 2 (= Rv. IX. 107, 1 = Sv. I. 6. 1. 3. 2) vor *y* auch das ◡ fehlt, welches im Rv. und Sv. wirklich für ursprüngliches *n* eingetreten ist, nämlich in *dadhanvấ yó*, wo Rv. und Sv. *dadhanvấ◡ yó* lesen und die grammatische Form in der That *dadhanvấn* ist.

§. 8.

Wir wissen nun auch, daß in der Wortverbindung (Sandhi) im Rigveda, wie im Pâli und Prâkrit [1]), zur Vermeidung des Hiatus und zwar zunächst bei langem *â* vor einem folgenden Vocal ein Nasal und gerade ◡ hinzutritt, oder genauer das *â* davor nasalirt wird.

Diese Nasalirung findet zunächst statt im Auslaut der Wörter *kadấ*, *mâtấ*, *yấ*, *vidhartấ*, *vipanyấ* und *vibhvâ*, sobald das folgende Wort mit dem Vocal *ṛi* anlautet [2]).

So Rv. V. 3, 9

ágne kadấ◡ ṛitacíd yâtayâse [3]).

Rv. V. 45, 6

ápa yấ mâtấ◡ ṛiṇutá vrájaṃ góḥ.

Rv. V. 30, 14, am Ende des vorderen Stollens in einem Halbvers, in

áucchat sấ rấtrî páritakmyâ yấ◡ ṛiṇańcayé.

Rv. II. 28, 4 am Ende des vorderen Stollens

prá sîm âdityó asṛijad vidhartấ◡ ṛitám.

Rv. IV. 1, 12 ebenfalls am Ende des vorderen Stollens

1) vgl. E. Kuhn, Beiträge zur Pâli-Grammatik, S. 63 und E. Müller, Jainaprâkrit, S. 37.

2) Rig Prâtiç. 168 und 171.

3) In der kleinen M. Müller'schen Ausgabe fehlt das ◡ auf diesem *kadấ* und findet sich irrig auf dem des 3ten Stollens; in der großen fehlt es überhaupt.

prá çárdha ârta prathamám̥ vipanyâ'ᵕ [1]) ṛitásya.

Rv. IV. 33, 3

té vájo víbhvâᵕ ṛibhúr índravanto.

Rv. VII. 48, 3

índro víbhvâᵕ ṛibhukshâ' vâ'jo aryáḥ.

Nach diesen Analogien erklären sich zunächst die beiden Fälle, Rv. III. 54, 12; VI. 68, 5 (s. §. 1), in denen auf das auslautende *âᵕ* ebenfalls ṛi folgt. Wie *kadâ'* vor *ṛi*⁰ in Rv. V. 3, 9 zu *kadâ'ᵕ* ward, ganz ebenso ward *suávâ* (für *suávâḥ* mit spurloser Einbuße des ḥ) vor *ṛi*⁰ zu *suávâᵕ*.

§. 9.

Diese Fälle, in denen *â* vor anlautendem *ṛi* nasalirt wird, zeigen recht deutlich, daß die Nasalirung nur, gerade wie *m* im Pâli und Prákrit [2]), zur Vermeidung des Hiatus eintrat.

Die Saṃhitâ des Rv. nämlich verkürzt bekanntlich, der Regel nach, auslautendes *â* vor folgendem *ṛi* [3]), während das *ṛi* unverändert bleibt, so z. B. wird das grammatische *yáthâ ṛiṇám* Rv. VIII. 47, 17 in der Saṃhitâ zu *yátha ṛiṇám*. Allein wenn das *ṛi* nicht den Anlaut eines Stollens bildet, hat das ⁰*a ṛi*⁰ stets den Werth e i n e r einzigen Silbe; z. B. der Stollen, in welchem *yátha ṛiṇám* geschrieben ist, lautet:

yátha ṛiṇám̥ saṃnáyâmasi;

er ist achtsilbig und, um das Metrum zu erhalten, darf man *yátha ṛiṇám* nur dreisilbig lesen, ähnlich wie im späteren Sanskrit ⁰*ă ṛi*⁰ zu *ar* wird. Wenn dagegen mit dem *ṛi* ein Stollen

1) M. M. Ausgabe hat irrig: *vipanyă'ᵕ*.
2) vgl. S. 10, Note 1.
3) vgl. RPr. 163 und VPr. IV. 48.

beginnt, dann hat die Saṃhitâ das *â* zwar ebenfalls kurz aber eine Zusammenziehung zu dem Werthe einer Silbe findet nicht statt; z. B. Rv. I. 151, 4 wo das grammatische *priyâ'*, welches den Schluß des ersten Stollens bildet, vor dem anlautenden *ṛi* des zweiten zwar kurz geschrieben ist, sich aber nicht mit *ṛi* zu dem Werthe einer Silbe verbindet.

Es sind hier drei Erscheinungen zu erklären:

1. Warum ist das auslautende *â* vor *ṛi* verkürzt?

2. Warum hat es mit dem *ṛi* zusammen den Werth einer Silbe angenommen?

3. Warum hat die Saṃhitâ trotzdem nicht, wie im späteren Sanskrit, *a ṛi* zu *ar* werden lassen, sondern *ṛi* bewahrt?

Eine vierte Frage, welche wohl in dem früheren Stadium der Vedenforschung aufgeworfen werden durfte: warum das für *â* eingetretene *ă*, wenn es das Ende eines Stollens bildet, mit dem folgenden *ṛi* nicht zu dem Werthe einer Silbe verbunden wird, bedarf jetzt wohl keiner Erörterung mehr. Wir wissen, daß die Stollen die ursprünglichen Verse bildeten und keine phonetische Einwirkung des Anfangs eines folgenden auf den Auslaut des vorhergehenden Statt finden durfte; die phonetische Verbindung mit vorderen Stollen eines Halbverses hat sich erst verhältnißmäßig spät geltend gemacht, ist aber in einem Versuch die ursprüngliche Gestalt der Vedenlieder wieder herzustellen fast ausnahmslos wieder aufzuheben und in einem solchen z. B. dem *a* in *priyă'* die ursprüngliche Länge zurückzugeben.

Was nun die drei andern Fragen betrifft, so beantworten sie sich alle durch die überlieferte Aussprache des *ṛi* als schwaches *r* zwischen zwei ganz schwachen *a*: *ara*, welche sich noch eng

an die letztinstanzliche Entstehung des *ṛi* aus *ar* vor Consonanten, wodurch zunächst *ara*, dann — zuerst durch Einfluß des Accents — *ara* entstand.

Die erste Frage beantwortet sich dadurch, daß das anlautende *a* in *ara* ganz wie ein voller Vocal wirkte. Es ist aber schon oft darauf aufmerksam gemacht und wird in der Behandlung der vedischen Lautlehre durch eine Fülle von Beispielen belegt werden[1]), daß ein folgender Vocal in den Veden sehr häufig die Verkürzung eines vorhergehenden ursprünglich langen herbeiführt.

Was die zweite Frage betrifft, so absorbirte das auslautende *ă* — mag es ursprünglich kurz gewesen oder aus *â* verkürzt sein — den schwachen Anlaut in *ara*; das *r* wurde hinter dem nun vorhergehenden vollen *a* zu vollem *r* und das ihm folgende schwache *a* nahm nun vor dem folgenden Consonanten den Character der Svarabhakti an, welche die Consonantenverbindung (nach RPr. 411) nicht aufhebt; *yáthâ ṛiṇám* in dem angeführten Beispiele wurde demgemäß vermittelst *yátha araṇám* zu *yatháraṇám*, in welchem das *a* zwischen *r* und *ṇ* die Verbindung dieser beiden Consonanten nicht aufhebt, d. h. *ra* keine Silbe bildet, sondern °*araṇam* nur zwei nicht drei Silben, also *ara* in *yátharaṇám* nur den Werth einer Silbe hat.

Die dritte Frage erledigt sich durch die Beantwortung der zweiten fast von selbst. Die Schreibweise *ṛi* erklärt sich dadurch, daß die Recitirer, auf deren Autorität die Saṃhitâ beruht, diese Svarabhakti wirklich hören ließen, so daß in ihrem Munde *yátharaṇám* fast ganz so klang wie *yáthaṛiṇám* und wohl kaum anders darge-

1) Vergl. auch Vollst. Gr. d. Sanskritspr. S. 50; 52; Pâṇini VI, 1, 127; 128.

stellt werden konnte als durch die Schreibweise यथंऋ॒पाम्. In späterer Zeit, wo die Svarabhakti nicht in dem Maaße hervortrat, wurde *ă* ṛi⁰ zu bloßem *ar*, würde man also यथ॒र्पाम् gesprochen und geschrieben haben.

§. 10.

Ferner finden wir auslautendes *â* auch sonst, um den Hiatus aufzuheben, vor Vocalen nasalirt. So[1]) Rv. I. 133, 6 *bhîshấ'ँ adrivaḥ* (2 mal) und Rv. I. 129, 9 *pathấ'ँ anehásâ.*

Ebenso wird *evấ'*, welches, wenn es zu Anfang eines Stollens vor Consonanten erscheint, stets das grammatische *evă'* vertritt[2]), vor nachfolgendem *agním* im Vten Maṇḍala zu *evấ'ँ*[3]). Die Regel trifft nur zwei Stellen, wo der Stollen mit diesen beiden Worten: *evấ'ँ agním* beginnt, nämlich V. 6, 10 und 25, 9.

Dagegen erscheint in demselben Maṇḍala, nämlich V. 2, 7, ebenfalls im Anfang eines Stollens, *evấ'smád*, indem *evá* und *asmád* hier nach der in den Veden fast durchgreifenden Regel, — der gemäß auslautende *ă â* mit folgenden Vocalen zusammengezogen werden — behandelt sind.

Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß während im Vten Maṇḍala | evá | agním | zu *evấ'ँ agním* geworden ist, sich im VIIten Manḍ. statt dessen mit Zusammenziehung *evấgním* findet, trotzdem daß auch hier die Zusammenziehung wieder aufzuheben ist. Hier findet sich kein ँ weil man früher Hiatus ganz gut ertrug, wie

1) Vergl. RPrâtiç. 169.
2) Vgl. 'Quantitätsverschiedenheiten u. s. w.' III. Abhdlg. in den Abhdlgen d. K. Ges. d. Wiss. XXI, S. 11 ff.
3) RPr. 170.

man aus einer überaus großen Fülle derselben nachzuweisen vermag. Erst verhältnißmäßig spät wurde er unerträglich und da hatte sich schon ein künstlicher das Metrum verdunkelnder Vortrag geltend gemacht, welcher es verstattete, die allgemeine Regel auch über die Ausnahmen auszudehnen und auch hier die beiden *a* zusammenzuziehen. Natürlich war dabei von Einfluß, daß das Vte Mand. dem Priestergeschlecht des Atri, das VIIte den Vasishthiden angehörte.

Da ich *evâ'* für *evá* erwähnt habe, so will ich auch den Fall (Rv. I. 79, 2) anmerken, wo *a*, ohne gedehnt zu werden, nasalirt wird in *aminantaṃ évaiḥ*.

§. 11.

Hieher gehören auch die Fälle, wo die Nasalirung eines *â* am Ende des vorderen Stollens eines Halbverses eintrat.

Man könnte fast auf den ersten Anblick meinen, daß die Nasalirung eingetreten sei, weil der Stollen, wie bemerkt, ursprünglich der Vers war und sich für diese Meinung darauf berufen, daß nach Pâṇ. VIII, 4, 57 jedes schließende *a i u* und nach RPr. 64 sogar auch *ṛi* der Nasalirung fähig war. Allein von dieser Nasalirung haben die Saṃhitâ's keine Spur; denn die wenigen Fälle, wo bei begriffmodificirender Pluti ein auslautender Vocal nasalirt wurde, gehören nicht in die Categorie dieser rein phonetischen Nasalirung. Ferner wird die Annahme, daß in den aufzuzählenden Fällen der Schluß des Stollens die Veranlassung zur Nasalirung sei, dadurch widerlegt, daß keine phonetische Nasalirung am Schluß eines Halbverses eintritt, wo, wenn der Schluß der Grund wäre, die Nasalirung noch

eher eintreten würde; vergl. z. B. *sácâ* Rv. III. 53, 10, *â* Rv. IX. 43, 5 und sonst. Ebenso dadurch, daß die Nasalirung nicht am Ende eines vorderen Stollens eintritt, wenn der folgende mit einem Consonanten beginnt, sondern nur, wenn mit einem Vocal. Insbesondere der letzte Umstand zeigt wiederum (vgl. §. 9), daß die Nasalirung des Hiatus wegen eintrat und so scheint sie auch im RPr. 171 aufgefaßt zu werden, wo sie mit dem Hiatus verbunden wird. Es ist daher anzunehmen, daß diese Nasalirung erst zu der Zeit eintrat, als man die Stollen eines Halbverses phonetisch zu verbinden anfing, und zwar in den Fällen, in denen die Aussprache mit Hiatus sich erhalten hatte. Hier haben dann einige Recitirer nach Art des Pâli nasalirt, andre — wie die Sänger des Sv. — haben die Nasalirung nicht aufgenommen, ähnlich wie die Vasishthiden *evá* (oder vielmehr *evâ'*) *agním* einst sprachen, während die Atriden *evâ͐ agním* daraus machten (§. 10).

§. 12.

Hieher gehört zunächst *sácâ*, welches das *â*, wenn am Ende eines vorderen Stollens vor Vocalen — mit Ausnahme zweier Fälle — stets nasalirt[1]). Die Fälle, in denen die Nasalirung eintrat, sind folgende:

vor *ă* Rv. I. 161, 5; III. 60, 4; VI. 59,3;
vor *ĭ* Rv. I. 51, 11; X. 23, 4 = Ath. XX. 73, 5;
vor *ŭ* Rv. VII, 81, 2 = Sv. II. 1. 2. 14, 2 (wo aber nicht nasalirt ist);
vor *e* Rv. I. 139, 7.

Die beiden Ausnahmen finden sich Rv. I.

1) RPr. 164.

10, 4: *sácendra* (für *sácâ* | *Indra*) und V. 16, 5 *sácotáidhi* (für *sácâ* | *utá*)[1]). Es versteht sich von selbst, daß die Verschmelzung des *â* in beiden Fällen wieder aufzuheben ist.

§. 13.

Ferner wird Präfix oder Präposition *ấ* in gleicher Weise nasalirt — d. h. wenn es am Ende eines vorderen Stollens erscheint — jedoch nur hinter grammatischem *e*, welches aber vor *ấ* nach bekannter Regel zu *ă* wird, oder *shu*, welches in der Saṃhitâ *shv* geschrieben ward, aber *shu* zu lesen ist, oder einigen bestimmten Wörtern — und der folgende Stollen mit einem Vocal beginnt[2]). Es schien mir dienlich, ja nothwendig, aus der großen Anzahl der *ấ* enthaltenden Stellen — sie füllen in M. Müller's Pada-Index fast sieben Quartcolumnen — alle hieher gehörigen Fälle zusammenzusuchen und sie hier aufzuführen:

Die Nasalirung tritt ein:

vor folgendem *a*.

Rv. I, 60, 4 dáma ấṃ | agnír.
» I. 122, 5 dâvána ấṃ | ácchâ.
» III. 43, 2 carshaṇî́r ấṃ | aryá.
» V. 48, 1 abhrá ấṃ | apó.
» V. 87, 3 î́shṭa ấṃ | agnáyo.
» VII, 16, 8 duroṇá ấṃ | ápi.
» VIII. 27, 11 namasyúr ấṃ | ásṛikshi.
» VIII. 46, 21 î́vad ấṃ | ádevaḥ.
» IX. 12, 5 (= Sv. II. 5. 1. 4. 5, wo jedoch die Nasalirung fehlt).
kaláçeshv ấṃ | antáḥ (im Sv. *ấ* | *antáḥ*).

1) RPr. 176. 177.
2) ebds. 165.

Rv. IX. 105, 6 (= Sv. II. 7. 3. 20, 3, wo die Nasalirung ebenfalls fehlt)
asmád â'◡ | ádevam (Sv. *â' ádevam)*.

vor folgendem *â*.
Rv. VI. 48, 15 carshaṇíbhya â'◡ | âvír.

vor folgendem *i*.
Rv. VIII. 94(83), 6 (= Sv. II. 9. 1. 8. 3 wo die Nasalirung wiederum fehlt)
jósham â'◡ | índraḥ (Sv. *â' índraḥ*).
» IX. 86, 23 pavítra â'◡ | índav.

vor folgendem *u*.
Rv. VIII. 67(56), 11 gabhîrá â'◡ | úgraputre.
» IX. 68, 6 nadî'shv â'◡ | uçántam.
» X. 105, 4 (= Sv. I. 3. 1. 1. 3, wo starke V. L. und die Nasalirung fehlt)
cárkṛisha â'◡ | upânasáḥ (Sv. *â' úpa*).

Das Metrum fordert *cárkṛishâ'*◡ zu sprechen; der ganze Vers ist aber, wie die Varianten im Sâmaveda zeigen — wohl unheilbar — verdorben.

Vor folgendem *ṛi*.
Rv. IX. 110, 4 (= Sv. II. 7. 1. 7. 3, wo aber V. L.)
mártyeshv â'◡ | ṛitásya
zu lesen *mártieshu â'*◡.
» X. 91, 12 asmád â'◡ | ṛíco.

vor folgendem *e*.
Rv. VI. 51, 1 mitráyor â'◡ | éti.

vor folgendem *o*.
Rv. VI. 46, 7 (= Sv. I. 3. 2. 2. 10, wo die Nasalirung ebenfalls fehlt)
nâ'hushîshv â'◡ | ójo (Sv. *â' ójo)*.

§. 14.

Hieher gehört endlich die Nasalirung eines kurzen oder langen *a*, sobald es der Auslaut eines vorderen Stollens ist und der folgende mit *e* oder *o* beginnt. Diese Regel gilt fast für den

ganzen Rigveda, nämlich vom Anfang an bis inclusive zu dem 34sten Hymnus des letzten (Xten) Maṇḍala [1]). Daher wir uns hier auf einige Beispiele beschränken können:

Rv. I. 35,6 upásthâ⌣ | éka.

» I. 113,1 (= Sv. II. 8. 3. 14. 1, wo keine Nasalirung sondern Zusammenziehung eingetreten ist, welche aber natürlich rückgängig gemacht werden muß) savâ'ya⌣ | evâ' im Sâmaveda *savâ'yaivâ'*, wo *savâ'ya* | *evâ'* zu lesen.

» I. 123,10 çâ'çadânâ⌣ | éshi.

» VI. 45,20 pâ'rthivâ⌣ | éko.

» VI. 46,5 (= Sv. Naigeya-Çâkhâ 1,1 bei Siegfried Goldschmidt, in 'Berliner Monatsberichte' 1868, S. 230 ohne Nasalirung, zugleich jedoch auch ohne Zusammenziehung, also mit Bewahrung des Hiatus) = Ath. XX. 80, 1, wo wie im Rv., aber ebendaher in das bekanntlich spät hinzugefügte XXte Buch herübergenommen: bhara⌣ | ójishṭham.

» VII. 25,4 ugra⌣ | ókaḥ.

» VIII. 15,3 = Ath. XX. 61,6 und 62,10. purushtuta⌣ | éko.

» VIII. 98(87),10 (= Sv. I. 5. 1. 2. 7 = II. 4.2.13.1, ohne Nasalirung, aber auch ohne Zusammenziehung, wie bei Rv. VI. 46,5, mit Bewahrung des Hiatus; diese Differenz ist vom Schol. zu der zweiten Stelle angemerkt, s. Einleitung zu meiner Ausgabe des Sâmaveda p. XXX und S. १९०) = Ath. XX. 108, 1. bhara⌣ | ójo.

1) RPr. 166 und 171.

Rv. VIII. 100(89), 5 ṛitásyaᵕ | ékam.

Von Rv. X. 35 an tritt dagegen keine Nasalirung, sondern Zusammenziehung ein, welche natürlich rückgängig gemacht werden muß; z. B. Rv. X. 121, 3 = VS. XXIII. 3 = TS. IV. 1. 8. 4 und VII. 5. 16 = Ath. IV. 2, 2.

im Pada: *mahitvâ'* | *ékaḥ* |

in der Saṃhitâ: *mahitvaíko*, zu lesen *mahitvâ'* | *éko*.

§. 15.

Bevor ich die — übrigens auf der Hand liegende — Folgerung aus den von §. 8 an aufgezählten Nasalirungen für die Erklärung von *suávâᵕ* ziehe, möge es mir vergönnt sein noch einen — und zwar einen von den Pada-Verfertigern verkannten — Fall der erörterten Nasalirung — hieher zu ziehen, welcher zunächst deren geringe Kenntniß der Vedensprache und ihre mangelhafte Methode in der Behandlung derselben zeigt; zugleich aber auch in manchen andern Beziehungen belehrend ist, deren Betrachtung uns jedoch für jetzt zu weit von unserer Aufgabe abführen würde.

Im Rv. erscheint 70mal sowohl im Pada- als Saṃhitâ-Text der Nom. Sing. *maghávâ*, also eine Form, welche das Thema *maghávan* voraussetzt; ein einziges Mal nur, nämlich IV. 16,1 hat der Pada-Text *maghávân*, welches auf dem Thema *maghávant* beruhen würde. In der Saṃhitâ aber lautet der Stollen, in welchem die Pada-Verfertiger diese Form zu erkennen glaubten:

â' satyó yâtu maghávâᵕ ṛijîshî' | .

Die Pada-Verfertiger, welche sich erinnerten, daß in den Veden regelmäßig *ân* vor Vocalen inmitten eines Stollens zu *âᵕ* wird — in der Abhandlung über die Pada-Texte werden wir aber sehen,

daß sie bei ihren Aufstellungen die Majorität fast immer als die Regel betrachteten — in deren Zeit — der grammatischen Erlaubniß gemäß — alle Casus dieses Wortes, also auch der Nomin. Sing., eben so wohl aus der Basis *maghavant* als *maghavan* gebildet werden durften [1]), entschieden sich — vielleicht nur, um nicht noch eine unregelmäßige Nasalirung verzeichnen zu müssen — das *â*ँ vor *ṛi* nach Analogie der phonetischen Behandlung von *ân* aufzufassen. Für uns dagegen entscheidet die überwältigende Majorität der *maghávâ* lautenden Nominative dafür, daß auch hier diese Form als die grammatische anzuerkennen und die Nasalirung nach Analogie der in §. 8 aufgezählten Fälle zu erklären sei, also *maghávâ* vor *ṛi* ganz wie *kadấ* u.s.w. vor *ṛi* nasalirt sei, also im Pada, wie *kadâ'*, so auch *maghávâ* zu schreiben gewesen wäre.

Dafür spricht aber auch, daß im Rv. nicht bloß alle starken Casus, welche sich stets an den einstigen Nominativ Sing. schließen (hier *maghávân* für schon fixirtes *maghávan-s* nicht mehr für das ursprüngliche *maghávant-s)*, auf der Basis *maghavan* ruhen — so nur Acc. Sing. *maghávânam*, Nom.-Voc. Du. *maghávânâ*, Nom.-Voc. Pl. *maghávânas* — sondern auch alle übrigen mit Ausnahme derer, deren Endungen mit *bh* beginnen und des Loc. Plur. — so *maghónas*, *maghónâm*, dagegen, vom ursprünglichen Thema *maghávant*, Instr. Plur *maghávadbhis*, ferner *maghávavadbhyas*, *maghávatsu*. Der Voc. Si. *maghavan* könnte auf beiden Basen beruhen. Dagegen schließt sich das Fem. *maghónî* entschieden an die Basis *maghávan*, während *maghávant* im Superlativ *maghávat-tama* und in dem Abstract *maghavat-tvá* zu Grunde liegt.

1) Vergl. Pâṇ. VI. 4, 128.

Eine eingehende Behandlung dieser, wie der verwandten Erscheinungen z. B. in *árvant*, *ṛík-vant*, *vivasvant* ist für die Abhandlungen über die vedische Declination vorbehalten.

§. 16.

Daß wir die Fälle, in denen *suávâ* (nach §. 7 für *suávâḥ* mit spurlosem Verlust des Visarga wie in *Uçánâ* u. s. w.) vor *a*, *i*, *ṛi* und *e* mit nasalirtem Auslaut erscheint, unbedenklich nach den von §. 8—15 erörterten Analogien erklären dürfen, möchte an und für sich kaum zu bezweifeln sein.

Allein wie ist es mit dem ebenfalls in §. 1 bemerkten Fall, wo *suávẫ* vor *y* erscheint? wie mit einigen andern Erscheinungen, welche, wenn sie nicht erklärt zu werden vermögen, natürlich auch die Erklärung dieser Fälle zweifelhaft zu machen geeignet sind?

§. 17.

Was nun die Nasalirung des *â* vor *y* in *yâtu* (Rv. I. 35,10) betrifft, so scheint sie sich vollständig durch folgendes erklären zu lassen. Wir haben oben §. 4 gesehen, daß die Auffassung von *svávẫ* als Nomin. S. von *svávant* schon eine sehr alte war, wohl sicher schon der Zeit angehörig, welche der Fixirung des Rv. Textes vorherging. Sie war also sicher auch mehreren Recitirern des Rv. bekannt, unter denen gewiß nicht wenige sich befanden, welche, was sie recitirten, so gut es eben ging, auch zu verstehen suchten. War ihnen *svávâ yâtu* überliefert, so verstieß die Form gegen die Analogie der Nominative der Themen auf *vant*; deren regelrechte Form *svávân* statt der überlieferten zu [s]prechen, wagten sie nicht aus religiöser Scheu

und weil sie in keiner Stelle der Rigveda-Samhitâ vorkömmt; allein die Nasalirung des Vocals, welche sich im Rv. an manchen Stellen findet, wo die andern Veden sie nicht haben, in vielen Fällen, wie wir §. 11 ff. gesehen haben, arbiträr war, und in diesem Worte fast durchweg erscheint, ließ sich als etwas fast in begrifflicher Beziehung gleichgültiges auch hieher übertragen und zwar um so eher, da auch wirkliches grammatisches *ân* im Rv. II. 4. 5 in *jujurvấ*◡ *yó*, statt grammatischen *jujurvấn*, und IX. 107,1 in *dadhanvấ*◡ *yáḥ*, statt *dadhanvấn*, in *â*◡ übergegangen ist und auch *în*, *ûn* in einigen Fällen vor *y* gerade wie vor Vocalen behandelt wird (vgl. Rv. IV. 35,7; I. 63,4; V. 42,15).

Bei dieser Gelegenheit müssen wir nochmals zu dem schon §. 8 bemerkten Umstand zurückkehren, daß in der Stelle, welche Rv. I. 35,10 in der VS. entspricht, die Nasalirung vor *yâtu* fehlt, und die Form nur *svávâ* lautet. Wir haben dort anerkannt, daß die Berechtigung in diesem *svávâ* ohne Nasal die ursprüngliche Form anzuerkennen, durch die Einbuße jeder Spur des grammatischen *n* in *dadhanvấ* zweifelhaft werde; allein es ist hinzuzufügen, daß sie eben nur zweifelhaft wird. Es wäre recht gut möglich, daß uns in *svávâ yâtu* in der VS. die ursprüngliche Vortragsweise bewahrt wäre, in ähnlicher Weise, wie sicherlich der Sâmaveda in den in §. 12. 13. 14 angemerkten Fällen in dem Mangel des Nasals bei Bewahrung des Hiatus ein treuerer Spiegel der ursprünglichen Gestalt ist, als der Rigveda mit seiner Nasalirung.

§. 18.

Etwas größere Schwierigkeit bietet — jedoch nur theilweise — das zweite der, der Ueberschrift

gemäß, zu besprechenden Themen, nämlich *svátavas.* Auch für dieses nimmt der Pada-Text, die Commentare und Pâṇini einen Nominativ Sing. auf *ân (svátavân)* an; allein eine Spur daß dieser je — wie *svávân* aus *svávant* — aus einem Thema *svátavant* irrigerweise abgeleitet sei, ist nicht nachweisbar, sondern Sâyaṇa sowohl als Mahîdhara betrachten ihn gerade wie Pâṇini als Nom. Sing. von *svátavas* [1]).

Dieser Nomin. erscheint in keiner der Veda-Saṃhitâ's in der grammatischen Gestalt *svátavân*, sondern ähnlich wie der von *svávas* in Formen, welche sich daraus erklären lassen.

Zunächst in Rv. IV. 20, 6 in der Gestalt *svátavâ̐* vor *ṛishvá.* Hier tritt uns derselbe Fall entgegen wie in *suávâ̐* vor *ṛi* (§. 1) und wir werden ihn wie diesen in §. 16, insbesondere, nach den Analogien in §. 7 und 8, aus der regelrechten Form *svátavâḥ* durch spurlose Einbuße des Visarga und Eintritt der Nasalirung zur Vermeidung des Hiatus erklären.

§. 19.

Allein die beiden anderen Male, in denen der Nom. von *svátavas* in den Veden vorkömmt, erscheint er in der Saṃhitâ in der That in Gestalten, welche der allgemeinen Regel gemäß eine grammatische Form auf *ân* voraussetzen.

So erscheint zunächst Rv. IV. 2,6

svátavâ̐ḥ pâyúr

wo *svátavâ̐ḥ* vor folgendem *p*, nach Analogie von *nṝ́̐ḥ pấtram* Rv. I. 121, 1 und *nṝ́̐ḥ pâhi* Rv. VIII. 84(73), 3 = Sv. II. 5. 1. 18. 3 = VS. XIII. 52, in denen beidemal *nṝ́̐ḥ* phonetische

1) vgl. Pâṇ. VII. 1,83, so wie Patanjali zu Pâṇ. VII. 4,48 in der Benares-Ausg. des MBhâshya Abth. V. 132,b.

Umwandlung von *nṝn* [1]) ist, ein grammatisches *svátavân* voraussetzen würde, wie vom Pada-Text angenommen wird.

Der zweite Fall findet sich in der VS. XVII. 85, wo *svátavâṁç ca* erscheint.

Der Vers, dem diese Worte angehören, erscheint sonst weiter nicht und ist so unrhythmisch, daß die Inder zweifelhaft waren, ob er eine Gâyatrî oder Ushṇih sei, so daß man auf den Gedanken gerathen kann, daß er, wie sicherlich viele der VS., insbesondere solche, welche sonst nicht vorkommen, in einer verhältnißmäßig späten Zeit entstanden sei, in welcher vielleicht die Ansicht, daß *svávas* und *svátavas* ihren Nom. sing. msc. auf *ân* statt *âḥ* bilden, schon grammatisch fixirt war. Doch will ich auf diese Vermuthung kein Gewicht legen, da sich wohl kaum bezweifeln läßt, daß auch in der Rv. Saṃhitâ der Nomin. von *svátavas*, wenn er vor *ca* in ihr vorkäme, ebenfalls entweder nach der Regel (RPr. 293) ebenso, oder nach der Ausnahme (RPr. 294) *svátavâṅ ca* geschrieben sein würde.

Allein dieser beiden Fälle wegen — denn der eine noch übrige Umstand welchen man noch für grammatisches *svátavân* geltend machen könnte, wird sich im folgenden § als völlig unerheblich ergeben — eine so ganz ungewöhnliche, völlig vereinzelt dastehende Form eines Nomin. sing. msc. von einem Thema auf *as* anzunehmen, scheint mir völlig ungerechtfertigt.

Ich glaube vielmehr nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß im Rv. ursprünglich ganz richtig *svátavâḥ pâyúr* gesprochen ward; daß aber ein Recitirer, auf dessen Autorität in letzter Instanz unser Text dieser Stelle beruht, indem er in den

1) vgl. RPr. 297; 298, VPr. III. 139.

Fällen, wo *svávâ͝* und *svátavâ͝* vor Vocalen erscheint, die Nasalirung als Vertreter von grammatischem *ân* betrachtete, sie auch hier eintreten ließ; also im Wesentlichen ebenso wie vor *yátu* in §. 17.

Eben so nehme ich an, daß auch in der VS., wenn die erwähnte Stelle älter ist als die grammatische Regel, *svátavâç ca* überliefert war, daß aber einer der Ueberlieferer, auf welchem in letzter Instanz ihre Fassung beruht, theils in Rücksicht auf das in §. 19 zu besprechende *svátavadbhyas* — welches den Sskritgesetzen gemäß auf *svátavant* beruhen müßte — theils in Kenntniß der Auffassung von *svátavâ͝*, *svátavâ͝ḥ* und *svávâ͝* im Rigveda-Pada, auch das *â* vor *ç* nasalirte.

§. 20.

Den letzten Einwand, welchen man gegen unsre Auffassung geltend machen könnte, bildet die schon im vorigen §. erwähnte Form *svátavadbhyaḥ* in der VS. XXI. 16, so wie in einigen zur vedischen Literatur gehörigen Schriften [1]). Diese würde regelmäßig im gewöhnlichen Sanskrit nur aus einem Thema auf *ant* gebildet werden können. Wir kennen aber den alten Uebergang von *s* in *d* vor momentanen tönenden Consonanten in den analogen vedischen Formen *ushádbhis* von *ushás* (Rv. I. 6,3 = Sv. II. 6. 3. 12. 3 = VS. XXIX. 37 = TS. VII. 4. 20. 1 = Ath. XX. 26, 6), so wie *mâdbhís* von *mâs* (Rv. II. 24, 5), ferner in *madgú* (von *masj*), *âddhvam* und, mit Einbuße des *d*, *âdhvam* (von *âs*), *çâdhi*

1) vgl. Ptsb. Wtbch. unter *svátavas*; im MBhâshya Abthlg. V. p. 132, b zu Pâṇ. VII. 4, 48 (vgl. Böhtl.) werden auch *svávadbhiḥ* und *svátavadbhiḥ* erwähnt, welche bis jetzt noch nicht belegt sind.

für *çâddhi* (von *çâs*), *majjá* aus *madgá* für indogermanisch *masgâ* [1]). Demgemäß ist auch *svátavadbhyaḥ* die regelmäßige alte Umgestaltung von *svátavasbhyaḥ* und verpflichtet auf keine Weise zu der Annahme eines Themas *svátavant*.

§. 21.

Das Ergebniß dieser Untersuchung ist demnach:

1. Einen so ganz unglaublichen Nomin. Sing. msc. *suávân* von *suávas* und *svátavân* von *svátavas* hat es nie gegeben.

2. Seine Annahme ist nur eine Folge der irrigen Auffassung der zur Hebung des Hiatus eingetretenen Nasalirung des auslautenden *â* in *suávâ* für *sudvâḥ*, und *svátavâ* für *svátavâḥ*.

3. Diese Annahme fand wohl eine Unterstützung in der nach der alten Regel (§. 19) gebildeten Form *svátavadbhyaḥ* und dem bis jetzt noch nicht belegten *svávadbhiḥ* (wenn dieses wirklich zu *sudvas* gehörte und nicht zu *svávant*) und *svátavadbhiḥ*.

4. In Folge der Annahme, daß der Nom. Sing. msc. wirklich auf grammatisches *ân* auslautete, wurde im Rv. *svátavâḥ* vor *p* zu *svátavâ͠ḥ* und in der VS. *svátavâç* vor *ca* zu *svátavâ͠ç*, Aenderungen die bei der Neigung der Inder zur Nasalirung mit größter Leichtigkeit eintreten konnten; da im Sv. und in den VS. Stellen, in welchen der Rv. nasalirt, ohne Nasalirung erscheinen und ähnliche Differenzen auch wohl sonst vorkamen, konnten einige Recitirer meinen, daß sie in dem ursprünglichen *svátavâḥ* vor *p* und *svátavâç* vor *ca* nur durch falsche Aussprache fehle.

1) vgl. Gött. Nachrichten 1876, S. 308 ff.

Die Spaltung einer Sprache in mehrere lautverschiedene Sprachen.

(Auszug.)

Die, in der Ueberschrift bezeichnete, für die Abhandlungen der Kön. Ges. bestimmte, Arbeit wird, wie die anderen noch rückständigen, welche dazu dienen sollen, die Grammatik der vedischen Sprache zu ergänzen, erst nach Vollendung derselben veröffentlicht werden. Doch scheint es mir nothwendig, den Inhalt und Gedankengang derselben in Folgendem kurz anzudeuten, da sie auf die Darstellung der Lautumwandlungen in der Grammatik von Einfluß ist. Die Durchführung so wie die umfassenderen Belege muß ich dagegen für die spätere Veröffentlichung aufsparen.

§. 1. Die Lautumwandlungen, welche uns in Sprachen, die sich aus einer Grundsprache durch Spaltung derselben entwickelt haben, entgegen treten, zerfallen zunächst in zwei Hauptclassen:

1. die eine umfaßt diejenigen, welche zu Begriffsbestimmungen dienen. Der Art ist z. B. die dem Sanskrit eigne, in der Indogermanischen Grundsprache aber noch in keinem Beispiele nachweisbare, Umwandlung von *i* zu *ai*, *u* zu *au* z. B. die des *i* in *índra*, N. ppr., zu *ai* in *aindrá*, adj. »dem Indra angehörig«; des ersten *u* in *Purukútsa*, N. ppr., zu *au* in *Paúrukutsi* und *Paurukutsyá* (so zu sprechen Rv. V. 35, 8, dagegen *Paurukutsiá* VIII. 19, 36), Patronymicum »Nachkomme des Purukutsa«. Denn in allen analogen Fällen ist absolut kein rein lautlicher Einfluß zu erkennen oder nachzuweisen, welcher diese Umwandlung zu erklären im Stande wäre. Da aber analoge Umwandlungen im Sanskrit — vorwaltend dem späteren — in sehr vielen Fällen — und zwar speciell auch in Verbindung mit analogen begrifflichen Umwandlungen der Basis — vorkommen, so darf mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß sie ein Element sind, welches zur Umwandlung der Bedeutung der Basis mitwirkend war;

2. in solche, welche sich aus rein lautlichen Verhältnissen erklären. Diese kommen in Verbindung mit so verschiedenartigen begrifflichen Umwandlungen vor, daß es keinem Zweifel unterworfen werden kann, daß sie von der etwaigen Begriffsdifferenz ganz unabhängig und nur durch lautliche Einflüsse entstanden sind. So z. B. erklärt sich in dem arischen *taras*, querüber, für indogermanisches *tarans* (vgl. lateinisch *trans*), die Einbuße des *n* vor *s* durch eine beträchtliche Anzahl von Analogien und diese Absorption — um uns so auszudrücken — eines vorhergehenden Nasals durch ein nachfolgendes *s* erscheint in so vielen begrifflich ganz verschiedenen Fällen, daß man unbedenklich be-

haupten — und wenn es bestritten werden sollte, beweisen — kann, daß sie, von jedem begrifflichen Einfluß unabhängig, — wie sich ja für diesen einzelnen Fall schon daraus ergiebt, daß arisch *taras* völlig dieselbe Bedeutung behält wie indogermanisch *tarans* — als ein rein phonetischer Vorgang zu betrachten ist. Das arische *taras* wird nun im Sanskrit zu *tirás* und auch hier kann man durch eine Fülle von Analogien beweisen, daß dieser Uebergang des ersten *a* in *i* — wie wiederum in diesem Fall schon dadurch klar ist, daß *tirás* dieselbe Bedeutung hat, wie arisch *taras* — nicht durch irgend einen begrifflichen Einfluß, sondern einzig durch den des Accents auf der folgenden Silbe herbeigeführt ist; denn die Silbe, welche einer accentuirten vorhergeht, ist die schwächste im Wort und in Folge davon mancherlei Schwächungen ausgesetzt.

Freilich hat sich durch tiefer eindringende Erforschung der in den Indogermanischen Sprachen eingetretenen Lautumwandlungen nicht selten ergeben, daß manche, welche man früher der ersten Classe zuschrieb, in Wirklichkeit der zweiten angehören, und es ist demnach keinesweges unmöglich, daß auch einige von denen, welche man jetzt noch zu jener Categorie rechnet, einst für diese in Anspruch zu nehmen sein werden. Allein so lange der Beweis dafür noch nicht erbracht ist, sind wir — alle Umstände genau erwogen — nicht berechtigt, sie von jener zu trennen. Dennoch giebt es nicht wenige Erscheinungen, welche uns daran mahnen, diese Möglichkeit stets im Auge zu behalten und auf deren Verwirklichung gefaßt zu sein.

So giebt es z. B. Fälle, welche auf den ersten Anblick — zumal vom beschränkten Stand-

punkt einer einzelnen Sprache aus — der ersten Categorie anzugehören scheinen können, bei genauerer Einsicht aber — zumal vom allgemeinen indogermanischen Standpunkt aus — durch das vergleichende Verfahren sich als rein phonetische, also zur zweiten Categorie gehörig, erweisen. Wenn man z. B. sieht, daß im Sskrit der Acc. pl. der masculinaren Themen auf *a*, *i*, *u* in der grammatischen Form auf *ân*, *în*, *ûn* auslautet, der der Feminina auf *â*, *i*, *î*, *u*, *û* aber auf *âs*, *îs*, *ûs*, möchte man glauben, daß diese Differenz auf der Differenz zwischen Masc. und Fem. beruht, also der ersten Classe beizufügen sei. Hier läßt sich aber leicht zeigen — theils aus dem Sanskrit selbst, theils durch die Vergleichung der entsprechenden Bildungen im Avesta und vor allem der indogermanischen — daß beide Formen auf rein phonetischem Wege entstanden sind, nämlich aus der indogermanischen Form des Acc. Plur. beider Geschlechter auf *ns* (*a-ns*, *â-ns*, *i-ns*, *î-ns*, *u-ns*, *û-ns*), indem zunächst die Position eine solche Beschwerung vorhergehender kurzer Vocale herbeiführte, daß sie — nach Verlust des einen Consonanten — als gedehnte hervortreten, dann bald, den gewöhnlichen sanskritischen Auslautgesetzen gemäß, der letzte Consonant, das *s*, schwand (also grammatisch *ân*, *în*, *ûn* entstand), bald der Nasal von dem nachfolgenden *s* absorbirt ward (also *âs*, *îs*, *ûs* hervortrat).

Es läßt sich aber nun an nicht wenigen Beispielen aus verschiednen Zeiten der Entwicklung der Indogermanischen Sprachen zeigen, daß wenn in der Zeit, in welcher die Lautgesetze einer oder der andern noch nicht zu einer größeren Festigkeit gelangt waren, verschiedne phonetische Umwandlungen (wie hier *n* und *s*

für ursprünglicheres *ns*) eine Form in mehrere gespalten hatten, in der nachfolgenden Zeit eine dieser Formen sich entweder zur allein herrschenden erhebt und die übrigen verdrängt, oder wenn mehrere, wie hier zwei, sich erhalten, sie von der Sprache zu grammatischen oder lexicalischen Unterscheidungen benutzt werden. Für diese Thatsache bildet die hier hervortretende Benutzung des auf rein phonetischem Wege entstandenen Unterschieds (*n* und *s* für *ns*) zur Unterscheidung des Geschlechts einiger Nominalcategorien eines der vielen Beispiele, durch welche sie vollständig erhärtet zu werden vermag.

Die lautlichen Umwandlungen der ersten Categorie nennen wir grammatische, die der zweiten phonetische.

§. 2. Diese zweite Categorie zerfällt ebenfalls in zwei Abtheilungen. Die eine umfaßt diejenigen phonetischen Umwandlungen, welche sich durch bestimmte, oder specielle, in dem Worte oder der Wortverbindung, in welchen sie vorkommen, hervortretende Erscheinungen oder Einflüsse erklären; so z. B. erklärte sich in §. 1. das *i* für *a* in *tirás* durch den Einfluß des Accents; das erste *n* in *bhinná*, gespalten, für ursprüngliches *d* von *bhid* mit Affix *na*, erklärt sich durch den assimilirenden Einfluß des folgenden *n*; das *g* für ursprüngliches *k* in *çagdhí*, 2 Sing. Imptv. von *çak*, durch den theilweis assimilirenden des tönenden Consonanten *dh* auf den ursprünglich vorhergegangenen dumpfen (*k*), wodurch dieser zu dem ihm entsprechenden tönenden (*g*) wird; im Präsensthema *bodha* für indogermanisches *bhaudha*, vom indogermanischen Verbum *bhudh*, bewußt werden (1) seiner selbst, d. i. erwachen; 2) eines andern Objects, d. i. erkennen), erklärt sich die Einbuße der Aspiration in dem anlau-

tenden *bh* der indogermanischen Form aus der Neigung zur Dissimilation, hier speciell aus der, jedoch keineswegs durchgreifenden, Abneigung des Sskrits zwei aufeinander folgende Silben mit Aspiraten anlauten, oder überhaupt Aspiratae in kurzem Zwischenraum auf einander folgen zu lassen. Auf derselben Neigung zur Dissimilation beruht auch die Widerspiegelung desselben indogermanischen *bhaudha* im griechischen πυϑο, jedoch mit dem Unterschiede, daß in Folge des im Griechischen vielfach, aber nichts weniger als immer, eingetretenen Uebergangs der indogermanischen tönenden Aspiratae in dumpfe das indogermanische *bh*, nach Einbuße der Aspiration, nicht, wie im Sskrit durch *b*, sondern durch die dumpfe Nichtaspirata π widergespiegelt wird.

Durchgreifend hat sich diese Abneigung geltend gemacht in der Bildung reduplicirter Verbalformen, daher z. B. das durch Reduplication gebildete Präsensthema von *dhâ*, indogermanisch *dhadhâ*, im Sskrit durch *dadhâ*, im Griechischen durch τιϑη widergespiegelt wird. Im Veda erleidet sie eine Beschränkung, wenn die Reduplication zweisilbig ist, z. B. von *bhar* im Frequentativ *bhari-bhar*; doch erscheint sie auch hier in *panîphaṇ* von *phaṇ* und im späteren Sskrit in *danî-dhvaṃs* von *dhvaṃs*.

Auf der Neigung zur Dissimilation beruht im Sanskrit auch die Verwandlung von Gutturalen in Palatale in reduplicirten Verbalformen. So z. B. entspricht dem Thema des reduplicirten Perfects von *kar*, machen, welches indogerman. *kakar* lautete, im Sskrit *cakar* mit Palatalisirung des Gutturals in der Reduplicationssilbe, und dieses Verfahren ist im Sanskrit allein herrschend; es giebt zwar einige wenige Fälle, in denen die Dissimilation auf den ersten Anblick

nicht die Reduplicationssilbe sondern die Stammsilbe ergriffen zu haben scheint; allein dies ist nur täuschender Schein, welcher verschwindet, sobald man auf die indogermanische Form zurückgeht; so lautet im Sskr. das Thema des Pf. red. von *ji* 'siegen' nicht *jiji*, sondern *jigi*, so daß man auf den ersten Anblick meinen könnte, hier habe der Dissimilationstrieb das zweite *j* — das der Stammsilbe — in *g* verwandelt, also gegen alle Analogie einen Palatal in einen Guttural: g e g e n a l l e A n a l o g i e; denn alle die Fälle, in denen man eine Analogie erblicken zu dürfen glauben könnte, erweisen sich ebenfalls gleich wie dieser als trügerischer Schein. Abgesehen von andern Gründen, deren Anführung unnöthig, ergiebt sich die Vermuthung, daß *g* für *j* eingetreten sei, schon dadurch als irrig, daß die indogermanische Form dieses Verbums gerade *gi* lautete. Dessen reduplicirtes Thema lautete also *gigi* und im sskr. Reflex *jigi* ist also ebenfalls das *g* der Reduplicationssilbe p a - l a t a l i s i r t, während in der Stammsilbe der Guttural der Grundsprache bewahrt ist.

Auch diese Dissimilation ist vorwaltend auf die Fälle beschränkt, in denen die Reduplication nur eine Silbe bildet; so ist in dem vedischen Intensiv von *krand* mit zweisilbiger Reduplication, *kani-krand*, der Guttural auch in der Reduplicationssilbe bewahrt; von *gam* ebenso *gani-gam*; allein auch hier finden wir — ähnlich wie oben bei dem vedischen *panîphan* und nicht-vedischen *danîdhvaṃs* — in einem Fall, *cani-shkand* von *skand*, die Dissimilation auch im Veda in zweisilbiger Reduplication durchgedrungen.

Diese und alle aus dem speciellen Lautcomplex erklärbare rein phonetische Lautumwandlungen mögen wir von den im folgenden §. anzumer-

kenden durch die Bezeichnung: unselbstständige unterscheiden.

§. 3. Es giebt nämlich ferner eine überaus große Anzahl von rein phonetischen Umwandlungen, welche sich von den im vorigen §. besprochenen unterscheiden und zu ihnen in einen Gegensatz treten dadurch, daß in dem Lautcomplex, in welchem sie auftreten, kein specieller Grund für die eingetretene Umwandlung zu erkennen ist. So wird z. B. indogermanisch *kar* mit der Bedeutung 'thun' im Sanskrit in derselben Lautform, speciell mit *k*, bewahrt, während das gleichlautende indogermanische *kar* mit der Bedeutung 'gehen, laufen' im Sskrit mit Palatalisirung des *k* zu *car* geworden ist. In ähnlicher Weise bleibt indogermanisches *g* auch im Sanskrit in *gar* 'schlingen', während es in indogerm. *gar* 'altern' palatalisirt wird und das entsprechende sanskritische Verbum *jar* lautet.

Freilich treten auch bei den im vorigen §. besprochenen Umwandlungen Fälle genug auf, in denen auf den ersten Anblick ähnliche Dunkelheiten herrschen, allein — obgleich es nicht möglich ist, hier näher auf sie einzugehen — es wird dieß in den Abhandlungen über die Lautlehre versucht werden — so darf ich mir doch erlauben zu bemerken, daß ich die Hoffnung hege, sie so aufzuhellen, daß man erkennt, daß sie aus jener Classe nicht zu entfernen sind; so z. B. kann es auffallen, daß während *d* vor *n* fast stets zu *n* wird, es sich in *udnã́*, *udnás* unverändert erhält. Die Abweichung erklärt sich aber dadurch, daß *udnã́*, *udnás* bekanntlich für ursprüngliches *udánâ*, *udánas* stehen und die Einbusse des *a* in der Vedenzeit noch so wenig durchgedrungen war, daß es in vielen Fällen, in denen es im überlieferten Texte fehlt (z. B. Rv. VII,

86, 5 in *dâmno*), wieder herzustellen (hier *dâmano* zu lesen) ist. Die Einbuße war noch in der vedischen Zeit arbiträr und demgemäß mußte sich im Sprachbewußtsein das Gefühl erhalten, daß hier *d* dem *n* eigentlich nicht unmittelbar vorhergehe, und die Assimilation hindern; es ist sogar nicht unmöglich, daß der Vocal sich in der Aussprache in jener Schwächung erhalten hatte, welche, von den Indern *svarabhakti* genannt, der Regel nach zwar keine Trennung einer Consonantengruppe herbeiführen soll, aber doch oft herbeizuführen vermochte, zumal wo wie hier nicht eine Einschiebung, sondern die Schwächung eines, ursprünglich vollen, Vocals Statt gefunden hatte.

Gegen die im ersten §. gegebene Erklärung der Umwandlung des ursprünglichen *a* zu *i* in *tirás* kann man einwenden, daß Fälle in Menge vorkommen, in denen *a* in *i* übergegangen ist, ohne daß die folgende Silbe accentuirt erscheint, in denen vielmehr das *i* selbst den Accent trägt; so z. B. kommt von demselben Verbum *tar*, von welchem *tirás* abstammt, *pra-tíram, vi-tíre*, indogermanisch *karas* = arisch *çaras*, ist im Sskrit *çíras* geworden, trotzdem daß in allen drei Fällen der Accent auf dem *i* erscheint.

Die eingehende Erörterung dieser und ähnlicher Fälle muß auf die Abhandlungen verschoben werden; hier muß ich mich darauf beschränken, zu bemerken, daß sie sich durch die Geschichte des Accents in den Indogermanischen Sprachen erklären werden, welche in einer der Abhandlungen zur vedischen Lautlehre eingehend erörtert werden wird.

Andrerseits kann man gegen diese categorische Unterscheidung der rein phonetischen Lautumwandlung in zwei Classen einwenden, daß Ver-

suche gemacht sind, auch die hieher gehörigen Uebergänge aus dem Lautcomplexe zu erklären. So hat man angenommen, daß die Palatalisirung der Gutturale dadurch entstanden sei, daß sich zunächst ein schmarotzirendes *i* oder *j* hinter ihnen geltend gemacht und dann in sie eindringend sie in Palatale verwandelt habe.

Ich bin weit entfernt diese Erklärung, welche in vielen Sprachen unzweifelhaft eingetreten ist (vgl. z. B. lateinisch *coelum*, gesprochen *koelum*, italiänisch *cielo* mit *i* und gesprochen *tschelo*), für unwahrscheinlich zu halten; allein dadurch wird die eigentliche Erklärung nur zurückgeschoben; denn es entsteht nun die Frage, wie ist es zu erklären, daß dieser Eintritt von *i* oder *j* bei *kar* 'gehen' Statt fand, bei *kar* 'machen' aber unterblieb; denn in dem ursprünglich ganz gleichen Lautcomplex ist wenigstens auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft kein specieller Grund für diese Differenz zu erkennen.

Ich glaube demnach, daß wir für jetzt berechtigt sind, diesen Unterschied aufzustellen und werde die Lautumwandlungen dieser zweiten Categorie im Gegensatz zu denen der ersten als selbstständige bezeichnen.

§. 4. Die hieher gehörigen Lautumwandlungen fallen weniger durch die mehrfach starke Verschiedenheit der sich vertretenden Laute auf — z. B. häufig sanskritisch *ç* für indogermanisches *k*, zendisches *z* für indogermanisches *gh* — als durch den Wechsel überhaupt, am meisten durch die gewöhnlich sehr weit reichende, bisweilen fast durchgreifende Regelmäßigkeit desselben z. B. in der germanischen sogenannten Lautverschiebung.

§. 5. Die Erklärung dieses — des selbstständigen — Lautwechsels bildet — da die des

unselbstständigen, mit vielleicht wenigen Ausnahmen, keine besondere Schwierigkeit darbietet, — den schwierigsten Theil der Untersuchung, welche in der oben rubricirten Abhandlung zu verfolgen sein wird, und hier drängt sich uns die Ueberzeugung entgegen, daß die Frage, wie es zugeht oder zugegangen ist, daß eine einheitliche Sprache sich in lautverschiedne spaltet, nicht vollständig gelöst zu werden vermag, wenn man eine Grundlage für die Lösung nicht dadurch erlangt, daß man zuerst sich klar zu machen sucht, wie eine einheitliche Sprache zu Stande kömmt.

§. 5. Wer je seine besondere Aufmerksamkeit auf den Ton der Sprache in seiner Umgebung und den näheren und weiteren Kreisen, in denen er sich bewegt, gerichtet und sich so weit von den so häufigen Täuschungen der Sinne durch den Verstand befreit hat, daß er die Laute der Wörter an und für sich hört, d. h. völlig unabhängig von der Bedeutung, welche die Wörter, in denen sie vorkommen, haben, hat schwerlich umhin gekonnt, sich zu überzeugen, daß kein, oder wenigstens fast kein einziger der Menschen, auf welche er seine Beobachtung ausgedehnt hat, wie der andre spricht. Er erkennt, daß die Annahme einer vollständigen Uebereinstimmung in der Aussprache auf einer Sinnentäuschung beruht; man meint, daß die Wörter, welche man in dem Sinne versteht, den man selbst mit ihnen verbindet, auch eben so ausgesprochen seien, wie man sie ausspricht — oder genauer: wie man sich einbildet sie auszusprechen: denn diejenigen, welche gelernt haben orthographisch — d. h. gewissen, theils unbewußt entwickelten und durch Gebrauch eingebürgerten, theils mit Bewußtsein aufgestellten

und zu mehr oder weniger allgemeiner Gültigkeit gelangten — Regeln gemäß zu schreiben, glauben, oder geben sich auch Mühe, dieser herrschenden Orthographie gemäß zu sprechen. Daß aber nicht selten, ja fast gewöhnlich dieser Glaube ein irriger und diese Mühe eine vergebliche ist, davon kann man sich ebenfalls mit Leichtigkeit überzeugen, wenn man seine Aufmerksamkeit nur auf die Lautbildung richtet, wie sie selbst in naher Umgebung hervortritt. Den Hauptbeweis für die verhältnißmäßig großen Differenzen, welche in dieser Beziehung herrschen, liefern aber Briefe und andere schriftliche Abfassungen sonst gebildeter Menschen, so wie verständiger ungebildeter, welche nicht in der Jugend orthographisch zu schreiben gelernt haben und im Allgemeinen wirklich so schreiben, wie sie sprechen. In Deutschland sind derartige, für die Lautlehre höchst wichtige, Documente immer seltener geworden, da hier die Kunst orthographisch zu schreiben in sehr weiten Kreisen verbreitet ist; doch liefern die Franzosen und andere Völker, bei denen der Jugendunterricht mehr oder weniger weit hinter dem bei uns herrschenden zurücksteht, noch eine nicht geringe Anzahl von Documenten dieser Art, deren Benutzung neben dem Studium der Geschichte der Orthographie bei den verschiedenen Völkern denen, welche sich mit der Lautlehre zur Erlangung sprachwissenschaftlicher Resultate beschäftigen, nicht warm genug empfohlen werden kann. Denn die in bestimmten Zeiten oder überhaupt zur Geltung gelangte Orthographie einer Sprache lehrt uns nur das Gröbste in Bezug auf die Pronunciation der Laute und dieses reicht für eindringende linguistische Forschungen selten aus, während die

feineren Nüancen, wie sie uns in den unorthographischen Erzeugnissen der Schrift entgegentreten, nicht selten geeignet sind, über Lautumwandlungen und -vertretungen Aufklärungen anzubahnen, welche wir sonst nicht zu erlangen vermögen.

Durch diese, im Verein mit sorgfältiger Beobachtung lebendiger Sprachen an allen uns zugänglichen Personen und Kreisen — eigener und fremder Nationalität — tritt uns eine so große Verschiedenheit der Sprachlaute, welche man nur zu geneigt ist für identisch zu halten, entgegen, daß man nicht selten sich weniger darüber wundert, daß die Menschen sich oft einander mißverstehen, als darüber, daß sie in der Regel sich zu verstehen im Stande sind. Daß das Letztere der Fall ist, erklärt sich wesentlich durch die blitzschnelle Thätigkeit des Verstandes, welcher, wo er die Mittel hat, alles dasjenige, was ihm die Sinne — bei der Sprache, Gehör und Gesicht — nicht liefern, aus sich selbst ergänzt. Dies ergiebt sich insbesondere durch zwei Momente, welche nur angedeutet zu werden brauchen, da sie wohl Niemand entgangen sein werden, welcher lebendiges Sprechen und Verstehen je mit Aufmerksamkeit verfolgt hat.

Das eine dieser Momente bildet die Erfahrung, daß unbekannte Namen so überaus häufig nicht verstanden werden. Der Verstand ist hier außer Stande das, was ihm das Gehör nicht deutlich zur Kenntniß gebracht hat, zu ergänzen. Das zweite Moment bildet die Erfahrung, daß nicht selten selbst begriffliche Wörter, welche dem Verstande ganz geläufig sind, mißverstanden werden. Richtet man nun seine Aufmerksamkeit auf den Grund derartiger Mißverständnisse, so

ergiebt sich in den meisten Fällen — ich glaube bemerkt zu haben: fast in allen — daß das mißverstandene Wort dieselben oder ähnliche Vocale enthält, wie das irrig für dasselbe substituirte. Der Grund ist, weil bekanntlich die Vocale viel lauter tönen, als die Geräusche, welche man Consonanten nennt; diese tönen zum Theil so schwach, daß schon ein feines Ohr dazu gehört, sie mit voller Schärfe zu erfassen. Ist nun der Zusammenhang, in welchem das fragliche Wort erscheint, der Art, daß sich die richtige Ergänzung nicht mit logischer Nothwendigkeit ergiebt, daß eine andere dieselben Vocale enthaltende mehr oder weniger eben so gut möglich ist oder scheint, dann wird der Verstand leicht zu der letzteren gelenkt.

Doch dieß nur beiläufig! Die Richtigkeit der Bemerkung, daß fast jeder Mensch anders spricht, erhält eine schlagende Bestätigung durch die bekannte Thatsache, daß die Sprache eines der Hauptmittel ist, Menschen wieder zu erkennen, welche man Jahre — ja viele Jahre — lang nicht wieder gesehen hat, deren Aeußeres in der Zwischenzeit sich bis zu vollständiger Unkenntlichkeit verändert hat; trotzdem erkennt man sie nicht selten augenblicklich, so wie sie — wie man zu sagen pflegt — nur den Mund aufthun. Diese so ohrenfällige Eigenthümlichkeit beruht aber keineswegs bloß auf der Klangfarbe der Rede, sondern auch — und vorzugsweise — auf Besonderheiten der Pronunciation, der Lautbildung, z. B. Anstoßen der Zunge, Lispeln und unzähligen anderen Differenzen, welche, oft im Einzelnen minimal, durch die im Zusammenhang eintretende Vervielfältigung, der Sprache ihre so ausgeprägte Individualität verleihen.

§. 6. Diese Erfahrung machen wir aber

nicht bloß mit Individuen, sondern durch alle naturgemäße Menschencomplexe hindurch, von den kleinsten bis zu den größten; freilich wird sie dadurch bedingt sein, daß Gehör und Gedächtniß nicht zu schwach seien; doch haben mich meine Erfahrungen überzeugt, daß weder ein sehr feines Gehör noch ein sehr starkes Gedächtniß für Gehörtes dazu nothwendig ist.

So machen wir die Erfahrung, daß nicht selten Mitglieder einer Familie in der Sprache eine so große Aehnlichkeit mit einander haben, daß wir ein uns bis dahin unbekanntes mit einem bekannten verwechseln, oder an seiner Stimme erkennen, daß es zu einer uns bekannten Familie gehört; ebenso erkennen wir an der Sprache nicht selten, daß Jemand einem Orte angehöre, dessen eigenthümliche Aussprache uns bekannt ist; eben so geht es uns mit Angehörigen von Provinzen. Anerkannt ist ferner die Thatsache, daß man, wenn man nur wenige Mitglieder eines fremden Volkes, dessen Sprache man nicht einmal versteht, gehört hat, man im Stande ist, andre bloß an dem Klang und den Lauten der Sprache als deren Volksgenossen zu erkennen.

§. 7. Es erheben sich hier nun zwei Fragen, 1) worauf beruht die lautliche Differenz der Individuen; 2) wie so entsteht trotzdem jene größere oder geringere Gleichheit in den naturgemäß zusammengehörigen Menschencomplexen.

Was die erste Frage betrifft, so führt die Thatsache der Verschiedenheit einerseits und andrerseits die Gewißheit, daß die Organe, durch welche die Bildung und Aeußerung der Laute zu Stande kommt — abgesehen von pathologischen Differenzen, welche wir hier, als Ausnahme von der Regel, unberücksichtigt lassen dürfen — im Allgemeinen bei allen gesunden

Menschen identisch sind — mit Nothwendigkeit zu dem Schluß, oder der Annahme, daß diese Uebereinstimmung im großen Ganzen Differenzen im Einzelnen — und zwar sowohl im Bau als in der Wirksamkeit und Benutzung jener Organe — keineswegs ausschließt. Und auch dieser Schluß findet durch anerkannte Thatsachen mehrfach seine Bestätigung. Ob die inneren Organe, welche zur Aeußerung der Laute mitwirken, die Respirationsorgane, Differenzen darbieten, wage ich — der Anatomie und Physiologie unkundig — nicht einmal zu fragen; daß aber bei den ins Auge fallenden bedeutende — für die Bildung der Laute sehr wesentliche — Verschiedenheiten eintreten, ist allgemein bekannt; so z. B. stehen bei den Abiponen die Lippen so weit auseinander, daß sie sie nur mit Zwang schließen können und in Folge davon keine Lippenlaute verwenden; eben so ist das Maaß der Zunge verschieden und die größere oder geringere Länge derselben insbesondere in Bezug auf die Aussprache der Zischlaute von Einfluß. In der Wirksamkeit und Benutzung der Organe kann man sehr auffallende Verschiedenheiten durchweg nachweisen; so die stärkere Respiration der Bergbewohner, die schwächere der Thalbewohner, welche die Aussprache überhaupt und insbesondere die der Kehllaute beeinflußt; die verschiedne Benutzung der Nasenhöhle, wodurch die verschiedenartigen Nasale entstehen; die nur bei einigen südafricanischen Völkern eintretende Benutzung des Schnalzens der Zunge zur Bildung von Wörtern und anderes der Art. Es kömmt hier noch manches andere in Betracht, dessen bloße Erwähnung wenig nützen könnte, während eine genauere Betrachtung zu vielen Raum in Anspruch

nehmen würde. Bemerken will ich daher nur noch, daß die Physiognomie im Ganzen und Einzelnen für die Bildung der Laute von großem Einfluß ist. Die Richtigkeit dieser Annahme tritt uns insbesondere entgegen, wenn wir Menschen, welche das Talent, die Sprache anderer nachzuahmen, in hohem Grade besitzen, davon Gebrauch machen sehen. Ich bemerkte, daß sie dann zugleich die Physiognomie der nachgeahmten vollständig annahmen, deren Gebärden, ja deren ganzes Wesen, so daß man diese nicht bloß zu hören, sondern leibhaftig vor sich zu sehen glaubte. Mit der Veränderung der äußeren Erscheinung des Gesichts gehen natürlich gewisse Veränderungen in der gegenseitigen Lage der zur Hervorbringung der Laute dienenden Organe Hand in Hand; in Folge davon wirken sie durch Kunst und Absicht eine Zeitlang in ganz gleicher Weise wie bei denen, bei welchen sie von Natur diese Lage oder Verschiedenheit haben, dauernd. Bei manchen Besonderheiten in der Pronunciation, z. B. bei der näselnden, bedarf es nur einer partiellen Veränderung der Physiognomie, welcher in diesem Falle eine besondere Verschließung der Nasenhöhle entspricht.

§. 8. Die zweite Frage: wie so sich, trotz dieser ursprünglichen Verschiedenheit bezüglich der Hervorbringung der Laute in den Individuen, dennoch eine größere oder geringere Gleichheit derselben in den naturgemäß zusammengehörigen Menschencomplexen geltend macht, erhält ihre Beantwortung durch den die Menschheit beherrschenden Trieb der An- oder Ausgleichung. Dieser beruht auf dem socialen — gesellschaftlichen — Character derselben (ζῶον πολιτικόν), d. h. in letzter Instanz auf dem Bedürfniß, gesellschaftlich mit einander zu leben. Daß die

Mittel dieses Bedürfniß zu befriedigen zum Theil andere sind, oder anders wirken wie die, welche bei denjenigen Thierarten, die ebenfalls gesellschaftlich mit einander leben, hervortreten, beruht auf demjenigen Character der Menschheit, durch welchen sie sich vor allen Thieren unterscheidet: dem geschichtlichen (ζῶον ἱστορικόν). Durch diesen ist sie — im Gegensatz zu der sich gleich bleibenden oder höchstens durch äußere Umstände veränderbaren Entwickelung der Thiere — auch zu einer aus ihr selbst — ihrem Inneren — hervortretenden, sich, wenn auch nicht immer zu emporsteigenden Stufen erhebenden, doch stets, wenn auch bisweilen kaum oder ganz unmerklich, ändernden Entwickelung befähigt. Diese Mittel aufzuzählen oder genauer zu betrachten würde hier zu weit führen. Hauptstellen nehmen unter ihnen ein: Vererbung, dann Gewohnheit und nicht am wenigsten der Trieb nach dem Richtigen und Schönen, Ausfluß des Hauptcharacteristicums der Menschheit, des Strebens nach Idealen. Bezüglich der Sprache bildet aber das wesentlichste Mittel, die — wenn auch in größerem oder geringerem Maaße — fast allgemein verbreitete Fähigkeit jede, auch die fremdartigste Sprache sich in einem dem gesellschaftlichen Bedürfniß genügenden Grade anzueignen, speciell die fremdartigsten Laute — freilich je nach deren Schwierigkeit für die angebornen Pronunciationsorgane und der verschiedenartigen Anlage zur Nachbildung fremder Laute mehr oder weniger gut oder richtig — nachzubilden.

§. 9. Stellen wir uns nun den kleinsten naturgemäßen Menschencomplex, die Familie, vor, so dürfen wir annehmen, daß, selbst wenn durch die geringere oder größere Verschieden-

heit der Pronunciationsorgane eine Verschiedenheit der Pronunciation den Kindern angeboren war, doch durch die Gewohnheit des Zusammenlebens diese Verschiedenheit — unter Beihülfe der auch unbewußt wirkenden Fähigkeit selbst bei verschiednen Pronunciationsorganen gleiche Laute hervorzubringen und andrer Momente — ganz oder fast ganz ihren Einfluß auf die Pronunciation verliert und sich ein wesentlich gemeinsamer Pronunciationstypus bildet, welcher uns in so unendlich vielen Fällen als der einer Familie besonders eigenthümliche entgegen tritt.

In ähnlicher Weise gleichen sich verschiedene Familientypen durch die Gewohnheit des geselligen Zusammenlebens in bestimmten Oertlichkeiten zu einem gemeinsamen Typus von größerem Complex — zu einer Ortssprache — aus; Ortssprachen zu dem einer provinzialen, Provinzsprachen endlich zu einer einheitlichen Volkssprache.

Bei allen diesen Bildungen sind aber die in der Menschheit mächtig waltenden Triebe, daß ihre Schöpfungen richtig und schön seien vom größten Einfluß. Daß sie nichts absolutes zu gestalten vermögen, zeigt die Veränderlichkeit der menschlichen Schöpfungen; allein in den Gestaltungen, an welche wir einen umfassenden Maaßstab zu legen vermögen: einen ethischen oder intellectuellen, wie an Religion, Recht, Staat, Wissenschaft, Kunst, zeigt sich, daß sie das unter bestimmten Cultur-, oder überhaupt socialen Zuständen einzig richtige oder einzig mögliche und schöne waren. Wir sind daher wohl berechtigt, nach diesen Analogien auch in Bezug auf Sprachen anzunehmen, daß was in bestimmten Zeiten in ihnen für richtig

und schön galt, ebenfalls das unter diesen Umständen einzig mögliche Ergebniß dieser Triebe war.

Diese Triebe sind auf das Allgemeine — einem Menschencomplexe Gemeinsame — gerichtet; der größere Complex ist in Folge davon maaßgebend für die in ihm enthaltenen kleineren. Was für die Volkssprache als richtig und schön anerkannt ist, dem unterwirft sich auch — mit, oder, häufiger noch, ohne Bewußtsein — jedes Mitglied der kleineren Complexe, welches das Bedürfniß fühlt in den das ganze Volk umfassenden Kreis zu treten, welcher durch das mächligste gemeinsame Band, das der Sprache, zusammengehalten wird. Specielle Richtungen, welche in den kleineren Complexen, im Gegensatz zu den allgemein für richtig oder schön geltenden, hervortreten, werden als Fehler gebrandmarkt und, wo sie nicht durch den geselligen Verkehr, oder andre Einwirkung derer, welche als Vertreter des allgemein als recht und schön anerkannten gelten, von selbst weichen, werden sie mit Absicht vermieden und gegen das allgemein gültige vertauscht. In einfachen Verhältnissen — in denen noch keine Schrift vorhanden war — werden als solche Vertreter Dichter, Redner und überhaupt diejenigen betrachtet sein, welche die Gabe besaßen, auf andre durch entscheidende, ergreifende, oder überhaupt zweckmäßige Benutzung des Wortes zu wirken Es waltete das Gefühl, daß diejenigen, welche durch die Sprache wichtige oder große Zwecke zu erreichen wissen, nicht bloß dem Inhalt, sondern auch der Form nach Muster von Sprechern seien, ihre Art die Sprache zu handhaben die einzig richtige und schöne. So wurden sie Autoritäten, nach deren Vorbild sich zunächst die nächste

Umgebung richtete, welche dann, sich in immer weitren Kreisen ausdehnend und verbreitend eine in Wort und Lautpronunciation gemeinsame Sprache in allen kleineren Complexen, wenn auch nicht zu allgemeiner Uebung, doch zu allgemeiner Anerkennung brachte.

§. 10. Die Spaltung einer einheitlichen Sprache in mehrere — insbesondre lautverschiedne dagegen — ist umgekehrt dadurch bedingt, daß die Herrschaft derselben in Bezug auf einen oder mehrere Theile des Volkes, welches sie spricht, ein Ende nimmt. Dieses Ende kann durch verschiedene Umstände veranlaßt werden; am häufigsten wohl durch eine räumliche oder politische Trennung, welche die abgetrennten Theile bestimmt oder nöthigt, ein Sonderleben zu beginnen. In diesem Sonderleben können besondre Lautneigungen der abgetrennten Theile — welche während der einheitlichen Verbindung, als Fehler betrachtet, sich der Herrschaft der allgemeinen Sprache gebeugt hatten, aber nicht ausgestorben waren — wieder anfangen ungehemmt und frei zu walten, oder — allein oder neben jenen — können sich neue entwickeln. Beides, insbesondre das letztere konnte durch mancherlei Umstände begünstigt werden; so konnten z. B. schon Auswanderung aus dem ursprünglich gemeinsamen Wohnsitz und die damit verbundenen Beschwerden manches in Vergessenheit bringen; climatisch und überhaupt physisch verschiedne Sitze konnten nicht umhin auch auf die lautbildenden Organe ihren Einfluß zu üben; wahrscheinlich auch die feindliche und freundliche Berührung mit stammverschiedenen Völkern und anderes. Natürlich war es auch von großer Bedeutung, ob die getrennten Theile früher oder später zu neuen, festen Sitzen gelang-

ten; die, bei denen das erstre der Fall war, mochten manche Entwickelungen, welche in der gemeinsamen Sprache bei der Trennung begonnen hatten, weiter führen, während die später fixirten nur ein oder das andre darauf beruhende Wort bewahrten, die Richtung aber, da sie noch nicht durch viele Bildungen hinlänglich gekennzeichnet war, nicht weiter verfolgten.

Diese besonderen Entwickelungen dehnen sich unter der unbewußt wirkenden Herrschaft der Analogie so weit aus, daß sie fast oder wirklich das ganze Bereich der sprachlichen Gebilde zu umfassen scheinen, in denen sie ihrer Natur nach überhaupt zur Geltung zu kommen vermochten, und so jene auf den ersten Anblick, einen so räthselhaften, ja mysteriösen Eindruck machende, Regelmäßigkeit hevorrufen, mit welcher in den besonderten Sprachen eines Stammes nicht selten ein und derselbe Laut der Grundsprache in auffallender Consequenz durch sehr verschiedenartige widergespiegelt wird.

Dieser mysteriöse Schein fällt aber für jeden dahin, der einerseits die Macht der sprachlichen Analogie kennt und andrerseits durch erschöpfende Untersuchungen die Einsicht gewonnen hrt, daß diese Regelmäßigkeit keineswegs so durchgreifend ist, wie man gewöhnlich, durch unzureichende Beobachtung getäuscht, anzunehmen geneigt ist, daß sie vielmehr speciell in den früher fixirten Sprachen eine Fülle von Ausnahmen erleidet, während in den später fixirten die Anzahl der Ausnahmen zwar viel geringer ist, aber doch auch in ihnen deren genug hervortreten, um die Ueberzeugung zu gewähren, daß auch diese Lautumwandlungen hier wie dort sich nicht mit einem Schlage, sondern erst nach und nach geltend gemacht und ver-

breitet haben, und daß ihre weitere, ja wenn auch noch so weite, Verbreitung in den später fixirten einzig dem Umstand verdankt wird, daß die späte Fixirung der Macht der Analogie Zeit genug gewährt hatte, ihre Herrschaft in viel weiterem Umfang auszudehnen, als dieses bei den früher fixirten möglich war. Freilich ist dabei die — übrigens bekannte — Thatsache zu berücksichtigen, daß Lautumwandlung, ja Sprachumwandlung überhaupt, in den verschiednen Sprachen in sehr verschiednen Zeitmaaßen vor sich geht, daß speciell manche indogermanische Sprachen Umwandlungen in Jahrhunderten durchgemacht haben mögen, welche in andren desselben Stammes Jahrtausende in Anspruch genommen haben; man vgl. z. B. den Uebergang von indogermanischem *k* in die Palatale *tsch*, und den Zischlaut *ç*, welcher uns schon in den ältesten Phasen des Arischen, Sanskrit und Zend, entgegentritt, im Italischen dagegen erst in den Töchtersprachen des Latein (z. B. coelum, italiänisch *cielo*, französisch *ciel*).

§. 11. Was im vorigen §. kurz ausgesprochen, bedürfte der Belege durch Beispiele; es giebt deren in Fülle; ich beschränke mich hier auf Anführung von zweien, eines für den selbstständigen und eines für den unselbstständigen Lautwechsel. Das erstre entnehme ich dem Griechischen, das zweite dem Sanskrit.

Im Griechischen hat sich bekanntlich indogermanisches *s* in ziemlich weitem Umfang vor Vocalen in den Spiritus asper verwandelt, oder ist ganz eingebüßt; so ist z. B. das *s* im indogermanischen *sad*, sitzen, durchweg zu ʽ geworden, *ἑδ*, indogerm. *sa*, eins, ist *ἁ*, z. B. in *ἅ-παξ*, oder *ἀ-* z. B. in *ἀ-δελφός* geworden, indogermanisch *mánasas*, Genetiv von *mánas* = *μένος*,

lautet griech. *μένεος* (für *μένεσος,*), ursprünglicheres *τύπτε-σαι* ist vermittelst *τύπτεαι* in *τύπτῃ* zusammengezogen. Wir erklären diese Umwandlung nach Obigem dadurch, daß wir annehmen, daß irgend ein naturgemäßer Menschencomplex des griechischen Volkes, vielleicht nur ein topischer, bei welchem die Zunge vorwaltend so gebildet oder gelegen war, daß die Vorwärtsbewegung derselben gegen die Zähne, durch welche sie sich aus der Lage bei Pronunciation des Spiritus asper entfernt [1]), einen gewissen Zwang erfordert hätte, angefangen habe diese Vorwärtsbewegung in mehreren Fällen zu unterlassen, so daß in ihnen nicht mehr *s* sondern ʽ hervortrat. Diese Aussprache fing an durch Umstände, welche sich nicht mehr erkennen lassen, Autorität zu erlangen, für richtig und schön zu gelten und ward in Folge davon auch von Individuen und Complexen angenommen, denen die Nöthigung, welche sie herbeigeführt hatte, ganz fremd gewesen sein konnte. So erhielt sie eine weite Verbreitung; allein als die Sprache sich fixirte, war in vielen Fällen das ursprüngliche *s* noch nicht ganz verdrängt, wie z. B. *σῦς* neben *ὗς* erscheint, *τίθεσαι* neben *τίθῃ*; in andern hatte es sich sogar allein erhalten, wie in *Σείρ* für *σε ϝ ερ* für indogermanisches *savar*, *σαυσ-αρό* von indog. *sus* u. aa. Man kann daraus erkennen, daß dieser Wechsel sich erst nach und nach verbreitet und mit der Fixirung der Sprache nicht weiter ausgedehnt hat.

Die Art, wie er vor sich gegangen ist, zeigt

1) Vgl. die Lage der Zunge bei Bildung des Spiritus asper und des *s* in M. Müllers Lectures on the Science of Language. Second Series. 1864 p. 129 Fig. 12 und p. 133 Fig. 16.

daß die Sprechenden von der Umwandlung gar kein Bewußtsein hatten. Sie glaubten den Laut *s* sicherlich lange Zeit noch zu sprechen, als er schon längst durch *h* vertreten, oder ganz verschwunden war, gerade wie es bei uns viele Städte giebt, welche Eigenthümlichkeiten der Aussprache haben, die dort standhaft abgeleugnet werden; in denen Laute vollständig geschwunden sind, welche die Bewohner deutlich auszuprechen meinen, ja mit dem größten Eifer behaupten.

Was das Beispiel für die allmäliche Verbreitung des unselbständigen Lautwechsels betrifft, so ist es bekannt, daß im Sskrit ein langes *â* durch den Einfluß einer folgenden accentuirten Silbe sehr oft zu *î* wird. Dieser Lautwechsel hat sich in mehreren Categorien in großem Umfang geltend gemacht, so z. B. in der dritten Conjugationsclasse z. B. von *çâ çiçâ-na*, aber *çiçî-hí*, in der neunten *gṛiṇâ'ti*, aber *gṛiṇîtás*, mehrfach im Ptcp. Pf. z. B. von *pâ*, trinken, mit Aff. *tá*: *pîtá*, im Absolutiv von demselben Verbum *pîtvâ'* und sonst.

Dagegen giebt es unter den vielen Participien auf *âná* nur ein einziges, nämlich das Ptcp. Präs. von *âs*, sitzen, welches das *â* in *î* verwandelt hat und zwar im Veda nur arbiträr, im classischen Sskrit jedoch regemäßig (Pâṇ. VII. 2, 83). Im Rigveda erscheint zweimal *âsâná* und siebenmal *â'sîna*. Bemerkenswerth ist bei letzterem, daß trotz der Umwandlung des *â* in *î* der Accent nicht auf dem auslautenden *a* sondern dem anlautenden *â* erscheint. Der Grund davon liegt darin, daß sich im Sskrit allmälig das Gesetz geltend machte (den Grund sehe man in der Behandlung der Geschichte des Accents), daß Verba, welche nur im Atmanepada ge-

braucht werden, den Accent auf der Stammsilbe haben sollen; für die Veden gilt es noch nicht durchgreifend und so hat sich auch *âsânâ* mit der ursprünglichen Accentuation erhalten. Diese Accentuation rief die Form *âsîna* hervor und diese, die später allein herrschende, fügte sich auch dem späteren Accentwechsel; ob dieser auch im Veda schon eingetreten war, ist sehr zu bezweifeln; eben so sehr für die alten Hymnen die Form mit *î* überhaupt.

Dieses Beispiel zeigt daß dieser Lautwechsel eben auch die Ptcpia auf *ânâ* ergreifen wollte und das von *âs* zuerst arbiträr ergriffen und dann, als die Sprache fixirt ward, sich schon ganz unterworfen hatte; in Folge davon ward *âsîna* die einzig gebräuchliche Form im classischen Sanskrit, blieb aber auch hier das einzige Particip, in welchen das *â* von *ânâ* zu *î* geworden ist.

D statt *N*.

§. 1.

Im Slavischen erscheint bekanntlich in dem Zahlwort für 'neun' statt des anlautenden indogermanischen *n*, z. B. in sanskritisch *navan*, ein *d*, z. B. altslavisch *devęti*, welchem indogermanisch *navanti* eigentlich 'Neunheit' entsprechen würde (vgl. Fick, Vgl. Wtbch I³. 128 und meine Abhandlung über das Zahlwort Zwei in den Abhdlungen der Kön. Ges. d. Wiss. Bd. XXI, S. 21); denselben Gegensatz finden wir auch im Litauischen und Lettischen, *devynì*, *devéni* 'neun'; in dem, diesen sonst so nahe stehenden, Altpreußischen dagegen erscheint, wie in den übrigen indogermanischen Sprachen, *n*: *nevînt-s* 'der neunte' gegenüber von dem bedeutungsgleichen litauischen *devinta-s*, altslavischen *devętŭ*.

Ein zweites Beispiel dieser Art bildet das *d* in lit. *debesi-s* (*debes*), lett. *debesi-s* gegenüber von indogerm. *nabhas*, Nebel u. s. w.; wo aber, wie bei 'neun' im Altpreußischen, so im Slavischen das *n* der übrigen indogermanischen Sprachen erscheint, z. B. altslav. *nebo*.

Vor einigen Jahren wurde meine Aufmerksamkeit durch einen Zufall auf diese Erscheinung gelenkt und es ergab sich mir die im Folgenden mitzutheilende Erklärung derselben. Sie schien mir so einfach und natürlich, daß ich meinte, sie werde schon irgendwo veröffentlicht sein. Doch wurde mir dies vor wenigen Wochen durch die Anmerkung in Bezzenberger's Beiträgen zur Geschichte der Litauischen Sprache S. 41 zweifelhaft. Sollte es dennoch der Fall sein, so würde sie von Bezzenberger übersehen sein und was diesem so umsichtigen und fleißi-

gen Gelehrten entging, möchte dann auch andern entgangen sein; ich selbst bin wegen meiner leidenden Augen und der Beschränktheit meiner Zeit nicht mehr im Stande, alles zu lesen, was auf dem sich immer mehr erweiternden Gebiete der Sprachwissenschaft veröffentlicht wird und hoffe daher Entschuldigung zu finden, wenn meine Mittheilung nur etwas schon Bekanntes wiederholen sollte.

§. 2.

Bekanntlich werden die Classennasale — z. B. der dentale, *n*, so wie der labiale, *m* — durch denselben Verschluß gebildet, wie die entsprechenden tönenden unaspirirten Consonanten, also *n* wie *d*, *m* wie *b*. Der wesentliche Unterschied bei der Bildung liegt nur darin, daß beim Nasal die Luft während des Verschlusses durch die Nase entlassen wird, beim Consonanten dagegen der Verschluß geöffnet wird, so daß die Luft durch den Mund entströmt (vgl. M. Müller, Lectures on the Science of Language 1864. II, 145).

Nun muß aber natürlich auch bei Pronunciation des Nasals der Verschluß geöffnet werden, wenn der Nasal das Ende eines Wortes bildet, oder innerhalb eines Wortes ihm ein Laut folgt, welcher die Oeffnung bedingt, wie z. B. ein Vocal, oder ein Consonant, welcher durch einen andern Verschluß gebildet wird. In diesem Fall wird der dem Nasal entsprechende Consonant — also *d* hinter *n*, *b* hinter *m* — gewissermaßen angeschlagen und geschieht dies auch noch so schwach, so ist er doch im Stande sich für den Sprechenden fühlbar und auch für den Hörenden mehr oder weniger hörbar zu machen. Finden wir diese Erscheinung ja auch bei andern Lauten, welche man, weil sie dem ursprünglichen etymologischen Lautcomplexe

nicht angehörten, schmarotzirende zu nennen pflegt, wie z. B. *j* hinter Gutturalen insbesondre, *r* hinter *t*-Lauten — beide aber auch sonst —; bald machen sie sich nur in unorthographischer Schreibweise erkennbar, wie z. B. das *r* in den Briefen der französischen Gefangenen [1]), bald treten sie in Töchter- oder fremden Sprachen als regelrechter Bestandtheil des Wortes hervor, wie z. B. ital. *registro*, Register von lateinisch *regesta*, *inchiostro* von *encaustum*, bald in der Sprache selbst in vereinzelten Fällen wie ssk. *yájatra* für und neben *yajatá* (a. a. O.). Demgemäß konnten sie sich in einzelnen Fällen auch in einer Sprache zu der regelmäßigen Form erheben und die ursprüngliche ganz verdrängen. In Bezug auf unsern Fall finden wir in dieser Weise *nd* statt *n* in nhd. Jemand, Niemand aus ahd. *eoman*, (*ioman*, *ieman*), *neoman* (*nioman*, *nieman*), dessen *d* dadurch entstanden ist, daß in *jeman* (= *ieman*) *nieman* das bei Lösung des Verschlusses erst leise angeschlagene *d* im Laufe der Zeit immer heller hervortrat und endlich regelmäßiger Bestandtheil beider Wörter ward [2]). Durch den prototypischen Einfluß des Nominativs des Singulars trat es dann auch in die Declination. In gleicher Weise und nicht durch Zutritt eines neuen Suffixes werden wohl auch andre schon alte deutsche Wörter zu erklären sein, z. B. altnord., angelsächsisch und althochdeutsch *mund*, Hand, im Verhältniß zu lateinisch *manu-s*, germanisch

1) s. 'Quantitätsverschiedenheiten' u. s. w. in Abhdlungen der Kön. Ges. d. W. 1874. S. 242.

2) Eben so erklärt sich das *d* in französisch Normand gegenüber von z. B. ahd. Norman; im neueren Französisch ist das *d* nur graphisch bewahrt, in dem abgeleiteten Landesnamen Normandie dagegen auch phonetisch. Man vergleiche auch französisch Armand für deutsch Herman, Hariman.

kund im Verhältniß zu indogerm. *kvan*; wenigstens scheint mir Leo Meyer's Zusammenstellung desselben mit latein. *catu-lo* (Gothische Sprache, 221) sehr fraglich; doch will ich die Entscheidung darüber den Specialisten überlassen.

Inmitten sehen wir in griech. *ἀνδρός* u. s. w. für etymologisch *ἀνρός* (statt *ἀνέρος*) das *d* hinter *n* vor *r* laut und regelmäßiger Bestandtheil der dahin gehörigen Wörter werden. Den Namen Heinrich giebt sich ein gebildeter Deutscher alle mögliche Mühe mit sorgfältig reinem *n* und r zu sprechen; ein minder gebildeter oder auch nur etwas sorgloserer läßt ziemlich deutlich ein *d* hinter dem *n* durchklingen, oder selbst hören; er spricht sehr oft ganz bestimmt Heindrich Heinderich, wenn er auch Heinrich schreibt, und in deutschen Dialekten, sowie verwandten germanischen Sprachen ist theilweis das *d* regelmäßiger Bestandtheil der Reflexe dieses Namens geworden.

Eben so ist in einstigem griechischen **ἀμροτο* (für älteres **ἀμοροτο* und dieses für noch älteres **ἀμορτο*, entsprechend dem indogermanischen *amarta*, zusammengesetzt aus *a* privativum und dem Ptcp. Pf. Pass. *martá* = *μορτό* von *mar* 'sterben', von welchem sogleich) der hinter dem *μ* anklingende entsprechende unaspirirte tönende Labial *β* laut und regelmäßiger Bestandtheil des Wortes geworden, so daß dieses *ἄμβροτο* lautet, entsprechend dem sanskritischen *amṛita* für indogermanisches *amarta* vermittelst *amarata* (*ṛi* aus *ara* dann *ara*[1]).

Dadurch erkennen wir, daß *βροτό* für indogermanisches *martá* vermittelst *μοροτό*, dann, mit Einbuße des ersten *ο*, durch Einfluß des Accents (Oxytonirung): *μροτό*, ebenfalls zunächst

1) vgl. 'Vedica und Verwandtes' S. 36 ff. und die daselbst citirte Stelle in 'Orient und Occident' III. 33.

durch Hervortritt des hinter *μ* anklingenden *β* zu *μβροτό* ward und dann, wie so häufig bei anlautenden Consonantengruppen, den ersten Consonanten einbüßte. Die indogermanische Form *martá* hat sich im vedischen Sanskrit erhalten, aber mit Accentwechsel: *márta*. Dieser Accentwechsel beruht, wie ich schon bei anderen Gelegenheiten bemerkt habe, insbesondre auf dem Uebertritt eines Wortes aus einer Categorie in eine andre, oder im Allgemeinen: auf Bedeutungswechsel. Das Particip Pf. Pass. drückt im Indogermanischen bekanntlich nicht bloß das Vollzogensein einer Handlung aus, sondern auch die Vollziehbarkeit derselben; so konnte indogermanisch *martá* nicht bloß 'der gestorbene' sondern auch 'der Sterbliche' bedeuten; letzteres hat sich, im Gegensatz zu den unsterblichen Göttern, zu der Bedeutung 'Mensch' specialisirt und diese Bedeutungsdifferenz, in welcher die ursprüngliche Bedeutung für das gewöhnliche Sprachbewußtsein ganz verschwunden ist, prägt sich auch in dem Accentwechsel aus. In diesem Fall trat der Bedeutungswechsel im Sanskrit dadurch sehr stark hervor, daß *martá* in der Bedeutung des Participii Perfecti Passivi durch Eintritt einer andern Lautumwandlung nämlich *mṛitá* aus *martá*, vermittelst *maratá*: *maratá* lautlich auch sonst geschieden war. So häufig übrigens in derartigen Fällen Accentwechsel eintrat, so ist er doch keinesweges nothwendig. Denn der Categorien- oder Bedeutungswechsel konnte — und das war wohl verwaltend der Fall — ganz unmerklich eintreten und die neue Categorie oder Bedeutung in einem Worte schon fest ausgeprägt sein, ehe die Differenz so stark dem Sprachbewußtsein gegenüber trat, daß die Unterscheidung durch Accentwechsel eintreten

konnte; dann blieb der alte Accent auch in der neuen Bedeutung; daher sehen wir im griechischen *βροτό*, trotzdem daß die Bedeutung völlig dieselbe ist wie im sanskritischen *márta*, keinen Accentwechsel eintreten. Wie im Sanskrit aber die Spaltung der Particips in **martá* und *mṛitá* zum Accentwechsel im ersteren beigetragen haben mochte, so mochte im Griechischen die Bewahrung des ursprünglichen Accents in *βροτό* sowohl als *μορτό* sich theilweis auch dadurch erklären, daß der Begriff 'sterben' hier durch ein ganz anderes Verbum, *θαν*, bezeichnet ward, während die alte indogermanische Bezeichnung durch das Verbum *mar* sich nur in wenigen Ableitungen erhalten hat.

§. 3.

Aus dem in vorigen § Besprochenen erklärt sich die Veränderung, welche uns hier beschäftigt mit Leichtigkeit und, wie mir scheint, voller Sicherheit. Wie das dem *ν* nachklingende *δ* sich in *ἀνδρός* u. s. w. in Jemand, Niemand u. aa. zu vollem Laut und regelmäßigem Bestandtheil dieser Wörter erhob, ganz ebenso geschah es mit dem *d*, welches dem anlautenden *n* im indogermanischen *nabhas* und *navan* nachklang, im Litauischen, Lettischen und Slavischen: das *n* wurde einst zu *nd*. Wie aber im griechischen *βροτό* für *μβροτό*, aus *μροτό*, der erste Laut der Gruppe im Wortanfang eingebüßt ward — ein Vorgang der sich so oft und in den verschiedensten Sprachen nachweisen läßt — so wurde dann auch hier das anlautende *n* eingebüßt, so daß die hieher gehörigen Wörter, anstatt des ursprünglichen *n*, nun mit dem — gewissermaßen schmarotzirend angetretenen — *d* anlauten. Der Schmarotzer hat die Pflanze

an welcher er emporgewachsen ist, umrankt, erstickt und ist an ihre Stelle getreten. In Altslavisch *devęti*, Litauisch *devynì*, Lettisch *devíni* mit *d* statt indogermanisch *n* in *navan*, in Litauisch und Lettisch *debesis* mit *d* statt indogerm. *n* in *nabhas* erklärt sich demnach die Umwandlung durch Vermittlung von *nd* für *n*.

§. 4.

Dieser Eintritt von *d* statt ursprünglichen *n* ist äußerst selten und bezüglich der erwähnten Fälle zeigt die Bewahrung des *n* von *nabhas* im Slavischen, daß er sich zur Zeit der Lettisch-Slavischen Einheit in diesem Worte noch nicht zur Geltung gebracht hatte; ja wenn das *n* des indogermanischen *navan* in dem altpreußischen *nevînts* sich wirklich erhalten hat — dies wenn wirklich beruht darauf, daß in Fick's Vgl. Wtbch II[3]. S. 740 hinter '*nevinta*, der neunte' in Klammern 'oder *devinta*?' folgt — dann war es auch in indog. *navan* — trotz der Uebereinstimmung des Slavischen, Litauischen und Lettischen bezüglich desselben — zur Zeit dieser Einheit noch nicht zur Herrschaft gelangt und wäre vielmehr erst nach der Spaltung beider Zweige, im Slavischen einerseits und Litauisch-Lettischen andrerseits, von einander unabhängig, entstanden. Bei Umwandlungen, welche auf der Lautbildung beruhen, ist ein von einander unabhängiger Eintritt bekanntlich in völlig unverwandten Sprachen möglich und vielfach nachgewiesen — konnte also noch viel eher in so nahe verwandten wie Lit.-Lettisch und Slavisch eintreten. Ist dagegen *devînts* auch für Altpreußisch anzusetzen, dann ist *d* statt des anlautenden *n* im indog. *navan*, wenigstens mit höchster Wahrscheinlichkeit, schon für die

Zeit der Lettisch-Slavischen Einheit anzunehmen. Ob und wie diese Frage zu entscheiden ist, muß ich denen überlassen, welche sich mit der Erforschung des Altpreußischen beschäftigen.

Sonst ist mir diese Umwandlung nur noch einmal in der lebendigen Sprache und zwar in unsrer Muttersprache begegnet und, da dieser eine Fall mir die Veranlassung bot, über diese Erscheinung nachzudenken, so werde ich ihn sogleich im folgenden § erwähnen. Vorher will ich jedoch bemerken, daß man daraus, daß ich weiter keine nachzuweisen im Stande bin, nicht schließen möge, daß weiter keine der Art bestehen. Andre Arbeiten haben mir bloß nicht Zeit gelassen jetzt speciell nach ihnen zu suchen; bei methodischer Forschung werden sich vielleicht noch einige finden lassen; doch glaube ich kaum daß die Anzahl erheblich sein wird. Denn seit drei ein halb Jahren, wo meine Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung gerichtet ist, ist mir — vielleich in der That nur zufällig — kein hieher gehöriger Fall weiter aufgestoßen. Dagegen trat mir noch einiges entgegen, was noch für meine Erklärung spricht und weiterhin mitgetheilt werden möge.

§. 5.

Was nun jenen im vorigen § angedeuteten Fall betrifft, so kam er bei einem kleinen Kinde vor, welches, bei stark hervortretendem Sprechtalent, sich insbesondre durch eine sehr vollkommne, scharf bestimmte Aussprache des Englischen sowohl als Deutschen auszeichnete. Es war drei Jahr alt und befand sich in einem Garten, wo es oft den Ruf 'Kellner!' hörte. Munter und lebhaft, wie es war, wiederholte es den Ruf ebenfalls, aber jedesmal kam, nicht Kell-

ner, sondern deutlich Kellder heraus. Man machte das Kind darauf aufmerksam, ließ es *n* und *d* einzeln und in andern Verbindungen aussprechen; das Kind bildete alles genau und ganz richtig nach, sah uns mit großer Aufmerksamkeit nach dem Mund, wenn wir ihm dann Kellner vorsprachen, gab sich auch augenscheinlich große Mühe es genau wie wir auszusprechen, aber für unser Ohr kehrte stets 'Kellder' wieder. Längere Wiederholung ermüdete die Kleine und zwar um so mehr als sie das entschiedene Bewußtsein zu haben schien, das Wort ganz so wie wir ausgesprochen zu haben.

Als ich den Grund dieser Umwandlung erkannt zu haben glaubte, erklärte ich diese Erscheinung dadurch, daß die Lösung des Verschlußes bei *l*, dann die Festhaltung desselben bei *n* und die abermalige Lösung desselben vor *e* dem Kinde schwer wurde und daß es in Folge davon den Verschluß bei *n* vielleicht zwar bildete, aber nicht so lange festhielt bis die Luft hinlänglich in der Nase vibrirt hatte, um das *n* für uns laut genug erklingen zu lassen, sondern ihn so schnell und so stark wieder löste, daß das sonst dem *n* fast unmerkbar nachklingende *d* so laut und deutlich ins Ohr fiel, daß wir den leisen Ansatz von *n* nicht wahrzunehmen vermochten; vielleicht aber bildete es den Verschluß für *n* gar nicht, sondern benutzte die Lösung des Verschlusses bei *l* unmittelbar zur Production des *d*. Ob das Kind jenes oder dieses that, wage ich nicht zu entscheiden; denn es war zu ermüdet, um viele Experimente mit ihm anzustellen; auch hatte ich damals noch keine Ahnung davon, wie die Erscheinung zu erklären sein möchte und würde demnach gar nicht im Stande gewesen sein, methodisch zu

experimentiren. Wenn das Kind nach der ersten Weise verfuhr d. h. das *n* leise andeutete — worauf ich aber gar nicht gefaßt sein konnte, theils weil ich damals, wie gesagt, diese Erscheinung noch nicht zu erklären vermochte, theils weil wir orthographisch geschulten Leute in unsrer Muttersprache nur die orthographisch fixirten Laute zu hören gewohnt sind, die Nüancirungen derselben aber, wenn sie nicht zu grell — als Fehler — ins Ohr fallen, gewöhnlich überhören — würde ich vielleicht ein nasalirtes *l* vor dem *d* zu hören bekommen haben, einen Laut, welchen die Indische Grammatik kennt, ich aber bis jetzt weder gehört habe, noch zu bilden vermag.

§. 6.

Einen Fall, welcher, außer den in § 2 hervorgehobenen, meine Erklärung — daß das *d* aus dem Nachklang des *n* entstanden ist — noch zu unterstützen geeignet ist, erblicke ich in der Erscheinung, daß das Neugriechische, welches die unaspirirten tönenden *b*, *d* bekanntlich als selbstständige Laute nicht kennt, sie dennoch in zwei Fällen spricht und zwar 1., statt *π* und *τ*, sobald diesen Lauten ein Nasal vorhergeht: z. B. *συμπάσχω* wird gesprochen *ssimbascho*, *ἀντὶ andi*, *τὴν πόλιν tim bolin*, *τὸν τόπον ton dopon* (Mullach, Grammatik der Griechischen Vulgarsprache S. 114). Nach der hergebrachten Weise kann man zwar sagen, der Nasal, weil tönend, habe durch theilweise Assimilation die dumpfen *π τ* in die entsprechenden tönenden verwandelt; allein einmal ist assimilirende Wirkung auf einen nachfolgenden Laut eine äußerst seltene Erscheinung überhaupt und zweitens sehen wir die Classennasale so ziemlich in allen Sprachen

vor allen Lauten ihrer Classe, ohne jeglichen Einfluß auf sie erscheinen. Mir scheint daher die wahrscheinlichere Erklärung, daß *π τ* im Neugriechischen hinter Nasalen gewissermaßen ihre Selbstständigkeit aufgeben und ganz und gar identisch werden mit den Nachklängen der Nasale, wie wir sie im Griechischen *ἄμβροτο* für *ἄμροτο*, *ἀνδρός* für *ἀνρός* gefunden haben, so daß die Aussprache *nd* statt *nt* identisch ist mit der Aussprache des *n*, welche wir zur Erklärung des letto-slavischen *d* für indogermanisches *n* angenommen haben.

2. Sprechen die Neugriechen *b* und *d* in fremden Wörtern, bezeichnen sie aber bzw. durch *μπ*, *ντ*, z. B. *μπαγκέρης* Banquier, *Μπαρμπιέ δοῦ Μπωκάζε*, Barbier du Bocage, *ντιβάνι*, divan. Beruht diese Bezeichnungsweise einzig auf der unter 1. erwähnten Erscheinung, dann tritt die Verschiedenheit ein, daß in den Fällen unter 1. der dem *π*, *τ* vorhergehende Nasal deutlich ausgesprochen wird, hier aber gar nicht erklingen soll. Vielleicht beruht sie aber gar nicht allein auf jener Umwandlung von *π*, *τ* hinter Nasalen in *b*, *d*, sondern zum Theil darauf, daß die Griechen in den fremden Lauten *b*, *d* wirklich einen leisen Vorklang von bzw. *m*, *n* hörten. Denn wenn man sich die Bildung von *b*, *d* vergegenwärtigt, kann man kaum umhin, zu bemerken, daß dies wirklich der Fall sein konnte. Durch den bei der Bildung von *b*, *d* eintretenden Verschluß wird nämlich ein Theil der Luft, die sich in der Mundhöhle befindet, in die Nase getrieben, so daß sie in ihr, wenn auch nur leise, vibrirt und also ein — wenn auch nur leiser — Nasal dem bei Oeffnung des Verschlusses eintretendem *b* oder *d* vorhergeht. Mag nun die eine oder die andre Erklä-

rung dieser Schreibweise die richtige sein, für das gewöhnliche Ohr war in beiden Fällen — da sie bzw. das fremde *b*, *d* widerspiegelt — der Nasal wesentlich in derselben Weise eingebüßt, wie das *μ* von ursprünglichem *μροτό* vor dem aus ihm hervorgetretenen Nachklang *β* (**μβροτό ἄ-μβροτο*) in *βροτό* und nach unsrer Erklärung das *n* von ursprünglichem *navan*, *nabhas* vor dem aus ihm hervorgetretenenNachklang *d* (**ndevynì*, **ndevęti* **ndebesi-s*) in lit. *devynì*, altsl. *devęti*, lit. *debesi-s*.

Für meine Erklärung spricht ferner der nicht seltene Mangel schriftlicher Bezeichnung von Nasalen, trotz dem, daß sie wahrscheinlich — wenn auch schwach — intonirt wurden, wie z. B. in den altpersischen Keilinschriften vor nachfolgenden Consonanten. Endlich auch die nicht seltene Einbuße von *n* vor T-Lauten — auch andrer Nasale vor entsprechenden Consonanten, was aber für unsern Zweck gleichgültig —; so vor *d* z. B. in griechisch *κτηδών* (vgl. *κτεν* in *κτείς* für *κτέν-ς*), vor *t* in griechisch *ματό* für *μαν-τό* (in *αὐτόματο* GWL. II, 34), gerade wie im Sanskrit *matá* für *man-tá*. Da die hier erwähnten Fälle den Accent auf der folgenden Silbe haben und gerade bei dieser Accentuirung die Einbuße eines Nasals vor Consonanten überaus häufig eintritt, so ist kaum zu bezweifeln, daß sie eben von mitwirkendem Einfluß war. Der folgende Accent bewirkte, daß der Verschluß, durch welchen die Vibration der Luft in der Nase den Nasal produciren sollte, nicht lange genug festgehalten ward; er ward — um rascher zu der accentuirten Silbe zu gelangen — so früh geöffnet, daß zuerst der Nasal ganz schwach tönte und endlich ganz eingebüßt wurde.

§. 7.

Hiermit könnte unsre Untersuchung zu einem sicheren Abschluß gekommen und das Resultat derselben unzweifelhaft festgestellt scheinen. Dennoch erhebt sich noch eine Frage, welche auf den ersten Anblick Manchen bestimmen könnte, eine andre Erklärung zu suchen. Wir dürfen uns daher nicht erlauben, sie zu umgehen, glauben jedoch uns auf eine kurze Andeutung beschränken zu dürfen, da wir zeigen zu können hoffen, daß, wie auch diese Frage entschieden werden möge, unser Resultat dadurch nicht beinträchtigt wird.

Es fragt sich nämlich, ob man — in Uebereinstimmung mit alter Ueberlieferung — *δνόφο-ς* und was dazu gehört, zu *νέφος,* also grundsprachlich *nabhas* ziehen darf.

Eine Untersuchung darüber würde zu weite Dimensionen annehmen, als daß ich mich hier und jetzt darauf einlassen dürfte. Denn es schließt sich daran unmittelbar die Frage über das Verhältniß von *γνόφο-ς* u. s. w. zu *δνόφο-ς* und an diese dann weiter die über das von *κνέφας* zu *γνόφος.* Diese Fragen selbst dürfen wir unberücksichtigt lassen; wohl aber müssen wir in Betracht ziehen, welche Folgen die Entscheidung derselben für unser Resultat haben würde.

Entscheidet man sich nun dafür daß *δνόφος* u. s. w. nicht zu *nabhas* zu ziehen sei, so kömmt es für unsre Untersuchung natürlich gar nicht in Betracht.

Entscheidet man sich dagegen für einen Zusammenhang von *δνόφο-ς* mit *nábhas* — worauf man dann *γνόφο-ς* nach Analogie von *ΑΡΙΑΓΝΕ* für *Ἀριαδνη* u. aa. (s. Gött. Gel. Anz. 1858 S. 1658) daraus und *κνέφας* bezüglich des *κ* für *γ*

nach Analogie von *ἀμπλακεῖν* und *ἀμβλακεῖν* u. aa. aus diesem erklären könnte — dann könnte man in der That auf den ersten Anblick auf den Gedanken gerathen, daß *dn* die ursprünglichen Anlaute gewesen und die litauisch-lettischen Formen durch Einbuße des *n*, die übrigen indogermanischen aber durch die des *d* aus **dnabhas* entstanden seien.

Gegen eine solche Hypothese spricht nun aber schon mit hoher — ja höchster — Wahrscheinlichkeit, daß alle übrigen indogermanischen Sprachen — auch das Griechische in dem sichren Reflex — bloßes *n* als Anlaut haben.

Aber gesetzt: man wollte trotzdem *dn* als ursprüngliche Anlaute aufstellen, dann würde sich das litauisch-lettische dennoch kaum mit irgend einer Sicherheit — ja auch nur Wahrscheinlichkeit — daraus erklären lassen. Denn wenn von zwei anlautenden Consonanten einer eingebüßt wird, dann ist es fast ausnahmslos der erste, nicht der zweite; es hätte alsdann gerade im Lit.-Lett. das Wort nicht mit *d*, sondern mit *n* angelautet.

Endlich gesetzt: man wollte auch daran keinen Anstoß nehmen, so hätte man zwar dadurch eine aufs äußerste gewagte Erklärung für den lit.-lett. Reflex von indogerm. *nabhas*, aber keine für die Lett.-Slavischen Reflexe von indogerm. *navan*; denn für dieses läßt sich keine Spur eines einstigen *dnavan* nachweisen und doch ist nicht zu bezweifeln daß die Erklärung der Reflexe von *navan* mit der der Reflexe von *nabhas* übereinstimmen müsse.

Es ist demnach schwerlich zu bezweifeln, daß auch für den Fall, daß *δνόφο-ς* u. s. w. als — dann wohl dialektische — Nebenformen von *νέφος* zu betrachten sind, unsere Erklärung

des *d*, im Gegensatz zu *n*, dadurch nicht im Mindesten beeinträchtigt wird.

Wie das Verhältniß von *δν* im *δνόφο-ς* zu dem *ν* in *νέφος* zu deuten sei, haben wir demnach wohl nicht eher nöthig zu untersuchen, als bis die Zusammengehörigkeit dieser Wörter durch andre Momente vollständig entschieden ist. Sollte dies geschehen, dann, glaube ich, wird man, wie hier für Lettisch Litauisch und Slavisch, auch für irgend einen griechischen Dialekt anzunehmen haben, daß, wie in *ἀνδρός* u. s. w., auch in *νέφος* das dem *n* nachklingende *δ* laut geworden sei, sich aber im Anlaut — der im Griechischen nie ein *νδ* zeigt — nicht halten konnte und sich — vielleicht weil zu stark geworden, um ganz eingebüßt zu werden — in die im Anlaut erscheinende und im Inlaut häufige Gruppe *δν* umsetzte. Doch darüber eingehend zu handeln, wird erst dann nothwendig sein, wenn der Beweis, daß *δνόφο-ς* zu *νέφος* gehört, wirklich beigebracht sein wird.

Einige Worte über den Ursprung der Sprache.

כָּל עַצְמוֹתַי תֹּאמַרְנָה

Alle meine Gebeine sollen sprechen.

(Psalm. XXXV. 10.)

Schon seit ziemlich langer Zeit ist der Vf. in Bezug auf das in der Ueberschrift bezeichnete Problem zu Ueberzeugungen gelangt, welche von den ihm bekannten Darstellungen desselben wesentlich abweichen und auch durch das Studium der neueren darauf bezüglichen Schriften viel eher verstärkt als geschwächt wurden. Pietät gegen anerkannt bedeutende Männer, welche sich mit der Lösung desselben seit mehr als zwei Jahrtausenden in umfassender oder fragmentarischer Weise beschäftigt haben, und ebenso sehr das Gefühl mit seinen — er möchte fast sagen — Ketzereien vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, sehr vereinsamt dazustehen, hielten ihn nicht bloß von der Veröffentlichung der-

selben ab, sondern legten ihm auch das Bedürfniß, ja die Nothwendigkeit nahe, sie wiederholt der sorgsamsten Prüfung zu unterwerfen. Er darf mit gutem Gewissen die Versicherung aussprechen, daß er sich alle Mühe gegeben hat, diese Prüfung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften, mit strengster Unpartheilichkeit, mit Zweifeln, — ja den ungünstigsten Voraussetzungen bezüglich seiner Berechtigung, oder gar Befähigung, dieser Frage auch nur nahe zu treten — zu vollziehen. Aber auch diese Prüfungen haben nicht vermocht, ihn von seinen Ueberzeugungen abzubringen. Dennoch ist er weit davon entfernt zu verkennen, daß die große Schwierigkeit des Problems auch ihn in die Irre geführt haben könne und würde demgemäß auch jetzt noch nicht wagen, seine Ueberzeugungen in Bezug auf dasselbe zu veröffentlichen, wenn er es nicht für eine unabweisliche Pflicht gegen die Wissenschaft hielte, Resultate, zu denen gewissenhafte und sorgliche Erwägung geführt haben, mögen sie von hergebrachten Ansichten auch noch so sehr abweichen, dem öffentlichen Urtheil zugänglich zu machen.

§. 1.

Bei der menschlichen Sprache treten uns vor allem zwei characteristische Erscheinungen entgegen: einerseits werden Laute und Lautcomplexe hervorgebracht, andrerseits werden diese verstanden.

Frägt man nun nach dem Ursprung der ersten Erscheinung, oder Thätigkeit: der Aeußerung von Lauten, so scheint mir diese Frage wesentlich auf derselben Stufe zu stehen, wie etwa die Frage nach dem Ursprung des Gehens, d. h. wie das Gehen entstanden sei, oder wie

der Mensch, oder überhaupt die Wesen, welche gehen, dazu gekommen seien, diese Art der Bewegung zu vollziehen.

Wollte man z. B. wissen, wie es komme, daß die dem Menschen nächststehenden vierfüßigen und vierhändigen Säugethiere gehen, so glaube ich würde man keine andre Antwort zu erwarten haben, als: der im Organ des Intellects unbewußt oder bewußt entstehende Wille wirkt auf die motorischen Nerven, welche in Folge davon die Bewegungsorgane bestimmen, oder nöthigen die gewollte Bewegung auszuführen.

Frägt man nun nach dem Ursprung des menschlichen Gehens, dann wird man dieselbe Antwort erhalten; will man aber wissen, warum das Gehen des Menschen von dem der vierfüßigen und vierhändigen Thiere verschieden ist, dann wird der Befragte die Verschiedenheit der menschlichen Bewegungsorgane von denen jener Thiere erläutern, wird hervorheben, daß der Mensch von jenen vier Extremitäten sich in der Regel nur zweier zur Fortbewegung bedient, der andern beiden dagegen zum Greifen, daß jene beiden einen Bau haben, durch welchen die aufrechte Stellung und Bewegung derselben bedingt ist u. s. w., würde jedoch zu allem Ueberfluß hinzufügen, daß aber, trotz dieser Verschiedenheit der Bewegung, der Ursprung oder die Ursache derselben völlig dieselbe sei wie bei den verglichenen Thieren; dies würde er — wenn nöthig — dadurch zu erhärten im Stande sein, daß er nachweist, daß auch bei den Thieren Verschiedenheiten der Bewegung bestehen, welche einzig auf den Verschiedenheiten im Bau der Bewegungsorgane derselben beruhen.

Diese Antwort würde wesentlich gleichartig ausfallen, mag man den Standpunkt der Lamarck-

Darwinschen Theorie: die Entwicklung der Arten durch Umbildung aus einer oder wenigen ursprünglichen, einnehmen, oder eine schon ursprünglich verschiedne Vielheit von Arten festhalten. In jenem Fall würde man aber dann sagen: es giebt gar keinen menschlichen Ursprung des Gehens, sondern das menschliche Gehen ist nur eine Modification des thierischen, herbeigeführt durch die Veränderungen der Bewegungsorgane, welche mit der Umbildung eines menschenähnlichen Thieres zu einem Menschen verknüpft waren. In diesem dagegen: es giebt zwar einen menschlichen Ursprung des Gehens, er beruht aber wesentlich auf denselben Ursachen, d. h. ist identisch mit dem Ursprung des Gehens der Thiere; von diesem ist er nur insofern verschieden, als die Bewegungsorgane der Menschen von denen der Thiere schon ursprünglich verschieden waren.

§. 2.

Es darf jetzt als anerkannt verausgesetzt werden, daß Sprache im weitesten Sinn, d. h. die Fähigkeit sich einander verständliche Mittheilungen zu machen, auch einer großen Anzahl von Thieren zuzusprechen ist. Die Zeichen, durch welche diese Mittheilungsfähigkeit bei den Wesen, welche sie besitzen, verwirklicht wird, sind noch nicht vollständig erkannt; da jedoch, so viel man bis jetzt annehmen darf, alle Vermittlung mit dem, was sich außer einem Individuum befindet, nur durch die Sinne ermöglicht wird, so werden auch diese Zeichen zunächst durch Sinnenwerkzeuge erfaßbar sein. Nehmen wir an, daß alle Thiere, welche verständlicher Mittheilung fähig sind, nur dieselben Sinne haben, wie die den Menschen näher stehenden

Thiere und der Mensch selbst, dann würden jene Zeichen hörbare, sichtbare, fühlbare, riechbare, vielleicht sogar schmeckbare sein können. Allein die erst jüngst begonnenen Untersuchungen über die Aufgabe der Fühlhörner bei den Schmetterlingen machen auch diese Annahme unsicher und bei manchen Thieren — bei denen man nur dieselben Sinne wie bei den Menschen voraussetzt — mag es noch zweifelhaft sein, durch welchen Sinn sie die ihnen verständlichen Mittheilungen aufnehmen. So z. B. haben Lubbock's Untersuchungen über die Gewohnheiten der Ameisen (im Fortnightly Review 1877, 1 March, p. 287 ff.) den Beweis geliefert, daß diese, mit einem auffallend hohen Intellect begabten, Thierchen, wie er sich ausdrückt, simple ideas einander mitzutheilen fähig sind, welche jedoch, wie mir scheint, auf ziemlich complicirten Beobachtungen und Schlüssen beruhen; allein durch welche Zeichen diese Mittheilung Statt findet, ist, soviel mir bekannt, bis jetzt noch nicht mit Sicherheit ermittelt worden; sind es hörbare, dann sind die Laute, deren sie sich bedienen, für ein menschliches Gehör bis jetzt unvernehmbar; ob der Mangel eines Lautapparats bei ihnen nachgewiesen sei — wodurch diese Möglichkeit natürlich ausgeschlossen sein würde — ist mir nicht bekannt.

Doch für unsere Zwecke ist dies von keinem Belang, da es unzweifelhaft ist, daß bei den Thieren, welche dem Menschen nahe stehen, die Mittheilung, wie bei diesem, in der Regel durch hörbare Zeichen Statt findet. Wenn nun Jemand nach dem Ursprung der Sprache dieser Thiere fragt, so wird die Antwort wesentlich dieselbe sein, wie in Bezug auf den Ursprung des Gehens: der im Intellect oder

dessen Organ, dem Centralorgan, bewußt oder unbewußt entstandene Wille zur Mittheilung setzt durch Nervenleitung die Organe in Thätigkeit, welche zur Ausführung dieser Mittheilung dienen, also, wo hörbare Zeichen allein oder vorwaltend dazu bestimmt sind, die Werkzeuge, durch welche Laute hervorgebracht werden. Diese Erklärurg gilt natürlich in demselben Maaße, wie für die Thiere, welche eine Lautsprache haben, auch für den Menschen.

§. 3.

Jetzt aber erhebt sich eine große Schwierigkeit. Die Erklärung, welche für den Ursprung des Gehens ganz genügte, genügt für den der Sprache, und zwar sowohl der der Thiere als Menschen, gewissermaßen nur zur Hälfte; sie erklärt die — um mich so auszudrücken — active Seite derselben: den Ursprung des Sprechens, nicht aber die andere, so zu sagen, passive: den Ursprung des Verstehens, d. h. wie es zuging, möglich war, oder möglich wurde, daß einer die Laute oder Lautcomplexe, welche ein andrer hervorbrachte, in demselben Sinn auffaßte, in welchem dieser sie aufgefaßt wissen wollte. Diese letztere Seite ist aber augenscheinlich für die Erklärung des Ursprungs der Sprache die wichtigste: denn wie hätte alle Bildung von Lauten oder Lautcomplexen, oder anderen Zeichen der Mittheilung den Ursprung der Sprache zu Stande zu bringen vermocht, wenn diese Zeichen nicht verstanden wären? Sie ist aber auch am schwierigsten zu begreifen; denn auf den ersten Anblick scheint es fast unmöglich, eine Lösung der Frage zu finden, wie so es zugieng, daß Dinge und Zeichen, zwischen denen gar kein natürliches Verhältniß besteht, durch wel-

ches sie sich als einander deckend unmittelbar hervortreten konnten (wie z. B. das Wort 'Wald' als Zeichen für eine größere, einen größeren Raum bedeckende, Anzahl von Bäumen), in eine so innige Verbindung mit einander geriethen, daß der Sinn, welchen der Sprechende oder überhaupt der das Zeichen Gebrauchende damit verbindet, bei dem Hörenden, oder überhaupt bei dem das Zeichen gewahrenden, geweckt wird, das Zeichen bei ihm das damit gemeinte Ding zum Bewußtsein bringt.

So schwierig aber auch die Lösung dieser Frage scheint, so ist doch die Aufgabe selbst schon seit undenklicher Zeit gelöst und zwar nicht bloß von den Menschen, sondern, wie bemerkt, auch von einer großen Anzahl von Thiergattungen, vielleicht von allen lebenden Wesen.

Stellen wir uns nun auf den Darwin'schen Standpunkt, so fällt dadurch die Frage nach dem Ursprung der menschlichen Sprache in specie ganz weg. Der aus einem verwandten Thier durch Umbildung entwickelte Mensch hat schon von diesem den Anfang oder gar die Anfänge der Sprache in die neue Entwickelung, durch welche er Mensch geworden ist, hinübergenommen und all die Steigerungen, Vermehrungen und Umwandlungen — gewissermaaßen quantitativer und qualitativer Art — der physischen und intellectuellen Basen der Sprache, deren er im Verhältniß zu den Thieren theilhaft geworden ist, dienen nur dazu, die überkommenen Anfänge der Sprache zu vermehren und sie bei den verschiedenen naturgemäßen Menschencomplexen zu Systemen von bezeichnenden Lauten und Lautcomplexen zu entwickeln, welche, trotz ihrer oft sehr großen Verschiedenheiten, doch alle darin übereinstimmen, daß sie

die zu demselben Menschencomplex gehörigen in den Stand setzen, durch diese Zeichen alle Gefühle, Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Begriffe, Absichten, kurz alles, was sie sich zum Bewußtsein gebracht, mag es außer oder in ihnen vorgehen, einander auf gegenseitig verständliche Weise mitzutheilen.

Anders gestaltet sich die Lage, wenn man eine schon ursprünglich gesonderte Entstehung der Arten, speciell des Menschen annimmt; dann ist natürlich auch ein besonderer Ursprung der menschlichen Sprache anzunehmen. Im Allgemeinen ist dieser noch leichter denkbar, als der der Thiersprachen; denn einerseits stehen den Menschen, wie schon angedeutet, viel mehr Mittel der Lautunterscheidung zu Gebot, als den Thieren, so die verschiedensten Grade der Laut-Intensivität — die sich vom hohen Schrei bis zum leisesten Geflüster abstuft — die mannigfachste Modulation, endlich die Articulation; ebenso verfügen sie über Mittel den Sinn, oder die Bedeutung der lautlichen Bezeichnungen genauer zu bestimmen, welche den Thieren, wie es scheint, theils ganz theils fast ganz abgehen und in dem kleinen Aufsatz, welcher in den Göttinger Nachrichten 1873 S. 408 veröffentlicht ist, als Accessorien der Rede bezeichnet sind, nämlich Augensprache, Mienenspiel und Gebärden. Anderseits setzt der höhere Intellect der Menschen sie in den Stand die zu bezeichnenden Dinge bestimmter zu erkennen, zum Bewußtsein zu bringen, zu unterscheiden und überhaupt zu bezeichnen.

Allein wenn wir erwägen, daß die Thiere die Anfänge der Lautsprache gewonnen haben, ohne der Mittel zu bedürfen, welche die Menschen vor ihnen voraus haben, so können wir

uns der Vermuthung nicht enthalten, daß auch ein besonderer Ursprung der menschlichen Sprache einzig den sprachlichen Mitteln verdankt wird, welche die Menschen mit den Thieren gemeinsam besitzen, so daß, in Bezug auf den Ursprung der menschlichen Sprache dessen Erklärung vom Darwin'schen Standpunkt aus auch bei Auffassung des Menschen als eine schon ursprünglich besondre Gattung kaum modificirt wird. Bei beiden Annahmen sind es die thierischen Eigenschaften oder Anlagen, welche den Ursprung der Sprache zu Stande gebracht haben und für den Ursprung selbst macht der Umstand, daß sie dort — nach der Darwin'schen Auffassung — schon außer dem Menschen, hier, jedoch in gleicher Weise, in dem Menschen wirkten, keinen Unterschied. Die Vermuthung, daß es auch in letzterem Fall nur die dem Menschen mit den ihm nächst verwandten Thieren gemeinsamen Anlagen waren, welche den Ursprung der Sprache zu Wege brachten, erhält aber auch dadurch eine gewisse Bestätigung, daß die erwähnten physischen Mittel der Sprachbildung, welche der Mensch vor den Thieren voraus hat — wie Intensivität und Modulation der Stimme — schon die Bezeichnung von Dingen durch Laute — d. h. den Ursprung, oder ersten Anfang der Lautsprache voraussetzen. Ja in Bezug auf die Articulation — durch welche die menschliche Sprache sich am stärksten von der der Thiere unterscheidet — ist es von schwer in's Gewicht fallender Bedeutung, daß mehrere Thiere, z. B. die Papagayen u. s. w. auch dieser mächtig sind. Freilich bedienen sie sich derselben nicht unter einander zur Mittheilung, lernen sogar erst durch Nachahmung der Menschen articulirte Wörter aussprechen;

dies erinnert aber fast an Verhältnisse, welche auch unter den Menschen vorkommen; wie z. B. an den Gebrauch der Schnalzlaute, deren sich nur einige afrikanische Völker zu sprachlichen Bezeichnungen bedienen, während die übrigen Menschen sie zwar bilden können, aber nie als begriffdifferenziirende Elemente in ihren Sprachen verwenden.

Ist aber der Ursprung der Lautsprache bei Thieren und Menschen aus denselben Basen zu erklären, dann wird eine Erklärung desselben möglich werden, wenn wir Erscheinungen nachzuweisen im Stande sind, welche beiden gemeinsam sind; in Bezug auf die bloß den Menschen eigenthümliche Benutzung articulirter Laute aber werden wir nur eine Analogie mit jenen Erscheinungen aufzuzeigen haben.

§. 4.

Die ganze Menschheit, seit manchen, wohl vielen, Jahrtausenden, und jeder einzelne seit frühester Jugend an Sprachen gewöhnt, welche einen Schatz von Lauten und Lautcomplexen besitzen, deren Bedeutung den Mitgliedern der Völker, welchen diese Sprachen angehören, bekannt sind, so daß der Hörende im Allgemeinen mit jedem ihrer Laute und Lautcomplexe denselben Sinn verbindet, wie der, welcher sie ausspricht, kann sich kaum eine Zeit vorstellen, in welcher ein Sprechender Laute und Lautcomplexe äußerte, deren Sinn er nicht kannte und welche dennoch von einem Hörenden in dem Sinn verstanden wurden, welchen er — wenn auch unbewußt — damit verband. Und dennoch muß Jeder, welcher annimmt, daß die Sprache einen Ursprung hat — eine Annahme, deren Berechtigung zu beweisen wohl kaum

noch nöthig sein möchte — auch eine solche Zeit annehmen, mag er ihr gleich eine wenn auch noch so kurze Dauer zusprechen: denn in dem Augenblick, in welchem dem Sprechenden und Hörenden auch nur ein Laut oder Lautcomplex als Zeichen für ein und dasselbe Ding oder einen und denselben Begriff zu bewußtem geistigen Besitz geworden war, war das erste Wort geschaffen und damit auch der Ursprung der Sprache vollendet. Das zweite wie jedes folgende Wort gehört dem Stadium der Sprachentwickelung an, auf welche die Aufgabe dieses Aufsatzes nicht einzugehen hat. Dafür aber, daß es eine Zeit geben konnte, in welcher weder der Sprechende noch der Hörende einen bestimmten Sinn mit den benutzten Lauten verband und beide sich dennoch einander verstanden, d. h. eine Zeit, in welcher die für die Möglichkeit eines Ursprungs der Sprache nothwendigen Bedingungen sich vorfanden, sprechen schon Erscheinungen, welche uns Tag für Tag in den höchst ausgebildeten Sprachen begegnen: wie oft drückt sich einer unklar aus, braucht ein Wort, welches dem von ihm gewollten Sinn nicht entspricht, verspricht sich u. s. w., wird aber von dem Hörenden durch Wirkung des Zusammenhangs der Rede, der Umstände, unter denen sie gesprochen wird, oder auf welche sie sich bezieht und anderes dennoch ganz richtig verstanden — und zwar nicht selten, ohne daß der Sprecher oder der Angeredete die Mängel in der Form der Mittheilung erkennen oder auch nur ahnen.

Wie man sich den Vorgang vorstellen könne, durch welchen Laute und Lautcomplexe, die ursprünglich ohne jedes Bewußtsein eines begrifflichen Werthes geäußert, dennoch von den Hö-

renden verstanden und dadurch Elemente der Sprache wurden, d. h. mit Bewußtsein ihres begrifflichen Werthes vollzogene und verstandene Laute und Lautcomplexe, will ich mir an einem Beispiel zu erläutern versuchen, welches dem gemeinsamen Thier- und Menschenleben entlehnt werden möge und an zweien aus dem menschlichen Leben.

Das dem Ei entschlüpfte Vögelchen piept, eben geborene Kätzchen und Hündchen winseln, des Menschen Kinder wimmern, schreien, weinen. Alle diese Laute sind von dem Bedürfniß ausgepreßt Nahrung zu erhalten; zuerst und wohl noch einige Zeit lang, am längsten bei dem Menschen, unzweifelhaft einzig in Folge des durch den Mangel hervorgerufenen Unbehagens, ohne bewußte Verbindung irgend eines Sinnes, einer Bedeutung oder gar eines begrifflichen Werthes mit diesen Tönen. Dennoch werden sie von den Eltern des Vögelchen, der Mutter des Kätzchen, Hündchen, des Säuglings verstanden, möglicherweise von den ersten der Gattung nicht sogleich, aber unter Beihülfe der Umstände, des Naturtriebes, des Intellects doch sicherlich in kurzer Zeit. In dem Augenblick, wo dies der Fall ist, sind diese Töne Elemente — wenn auch noch nicht vollkommne — der thierischen sowohl als der menschlichen Sprache: sie sind hörbare Zeichen, welche ein Verlangen ausdrücken und verstanden werden. Zu vollkommnen werden sie durch das — wenn auch nicht in gleichen Graden — den Menschen und Thieren gemeinsame Erinnerungsvermögen oder überhaupt ihren Intellect. Mit dem Erstarken desselben merkt der Sproß, daß sein Piepen, Winseln, Wimmern, Schreien, Weinen verursacht, daß sein Bedürfniß befriedigt wird, die Mutter, daß das Vögelchen,

Kätzchen, Hündchen, Kindchen, wenn es Nahrung erhalten hat, dadurch beruhigt wird. Beiderseits prägt sich die Erfahrung dem Gedächtniß ein; Sproß, Eltern und die ganze etwaige Umgebung lernen die Bedeutung dieser Töne vollständig kennen; für beide erhalten sie die gleiche Bedeutung: lautliche Zeichen des Bedürfnisses nach Nahrung zu sein; die kleinen äußern sie um ihr Bedürfniß durch diese Laute kund zu thun, die Mütter u. s. w. verstehen den Sinn dieser Laute: Sprecher und Hörer verbinden denselben Sinn mit ihnen; es sind vollkommne Elemente der Sprache, wenn auch nicht der articulirten. Freilich ist das Weinen, Winseln u. s. w. nicht bloß ein Zeichen des Hungers, sondern auch anderen Ungemachs und anderen Begehrens. Dadurch hört es aber eben so wenig auf ein echt sprachliches Element zu sein, als Wörter der ausgebildetsten menschlichen Sprachen dadurch, daß sie sehr viele Bedeutungen haben oder haben können, aufhören, echte Wörter zu sein. Wie der Hörer die gewollte Bedeutung eines vieldeutigen Wortes aus dem Zusammenhange oder begleitenden Umständen erkennt, z. B. die von 'Schärfe' durch die Verbindung mit 'des Schwerdtes', 'der Augen' 'des Verstandes' 'der Haut', oder indem ein Sprechender bei den Worten: 'siehe die Schärfe' dem Hörenden ein Messer zeigt u. s. w., so suchen die Eltern auch aus den begleitenden Umständen die specielle Bedeutung des Weinens zu erschließen; wenn des Kindes Hunger z. B. eben erst gestillt ist, folgern sie, daß in dem gegebenen Moment nicht dieser die Bedeutung des Weinens sein könne; sie werden auf anderes rathen, andere Versuche machen, das Kind zu beruhigen und wenn ihnen dieses gelingt, annehmen, daß

das Weinen auch anderes Ungemach des physischen Lebens bedeuten könne, gerade wie Schärfe sehr verschiedene Eigenschaften concreter und abstracter Objecte ausdrückt, die man sich durch mancherlei geistige Thätigkeiten klar zu machen genöthigt ist. Sollte aber das Kind in Folge der Erfahrung, daß ihm Weinen und Schreien in sehr vielen und sehr verschiedenen Fällen Befreiung von Ungemach und Gewinn von Annehmlichkeiten verschafft haben, kraft des menschlichen Abstractionsvermögens die Bedeutung dieser Lautzeichen zum Ausdruck des entschiedensten, keine Verweigerung zulassenden, Willens erweitern, dann werden vernünftige Eltern auch diese Bedeutung verstehen, den Versuch aber dazu benutzen, dem Kinde den Unterschied zwischen vernünftigem und unvernünftigem Willen beizubringen.

Ein Beispiel, wie man sich den Ursprung eines articulirten Wortes vorzustellen vermöge, entnehme ich meiner eignen Erfahrung; es leben aber noch mehrere glaubwürdige Personen, welche deren Wahrheit bezeugen können; auch bin ich überzeugt, daß analoge Erscheinungen in vielen Häusern vorkommen, aber wenig beachtet, oder wieder vergessen werden, obgleich deren Veröffentlichung für manche sprachliche Fragen nicht werthlos sein würde.

Ich kannte ein Kind, welches etwa im sechsten Monat seines Lebens, wenn ihm Nahrung angeboten wurde, die es nicht mochte, seinen Kopf zurückwarf und mit den energischsten Zeichen des Unwillens 'rach' schrie. Ich war damals noch sehr jung — 12—13 Jahr alt — so daß ich nicht genau weiß, wie diese Laute zuerst auftraten; ich vermuthe jetzt, daß sie ursprünglich nur eine Verbindung von *r* und

waren, etwa in der Weise, wie diese, im
erein mit einer starken Verziehung des Ge-
hts, beim Eintritt von Ekel von selbst sich
ltend machen und gewissermaßen einen Ansatz
m Erbrechen bilden. Ist das richtig — wofür
h aber nicht einstehen will — so waren sie
wissermaßen zuerst eine unwillkührliche Inter-
ction des Ekels. Allein schon sehr früh fing
r Knabe an, diese Laute nicht mehr — we-
gstens nicht immer — mit der energischen
er characteristischen Eigenthümlichkeit, wie
terjectionen hervorzubrechen pflegen — gleich-
m als wären sie ungewollte Ausbrüche des
fühls, im Gegensatz zu den gewollten Aeuße-
ngen des Intellects — zu äußeren, sondern
t ganz ruhig, ganz wie ein Begriffswort, ge-
de als wenn er ruhig sagen wollte: ‘das mag
h nicht’, oder, wenn bewegter, ‘das will ich
cht’. Wie es gewöhnlich mit der Umgebung
on Kindern geht, daß sie mit ihnen ihre Spra-
he spricht, so geschah es auch in Bezug auf
iesen Lautcomplex; er wurde zuerst dem Kinde
genüber gebraucht; wollte man daß dasselbe
was nicht berühre, so brauchte man nur zu
gen ‘rach’ und man konnte sicher sein, daß
von ihm nicht berührt, geschweige in den
Mund gesteckt wurde; als es die Bedeutung der
Negation kannte, brauchte man umgekehrt nur
begütigend zu sagen ‘nicht rach’ und konnte
wenigstens in vielen Fällen dadurch den Ab-
scheu, welchen es vor manchen Dingen hatte,
entfernen. Dieser ursprünglich ohne jedes Be-
wußtsein eines begrifflichen Werthes hervorge-
stoßene Laut war also nach und nach und zwar
ziemlich rasch zu einem echten sprachlichen
Element geworden, von dem Sprechenden in
einem ganz bestimmten Sinn gebraucht, von den

Hörenden in demselben Sinn verstanden und sogar, oft nicht bloß dem Kinde gegenüber, son- dern auch in der Familie untereinander ange- wendet. Bis zu seinem fünften Jahre — w der Knabe mir für einige Jahre aus den Aug kam — brauchte er ‘rach’ in den Bedeutung von ‘unangenehm’ bis ‘abscheulich’ und wur darin nicht wenig dadurch bestärkt, daß da Wort, wie gesagt, auch in der Familie in diese Bedeutungen gebraucht wurde. Später als in seiner Muttersprache einen reichen Scha von Wörtern für alle Auf- und Abstufungen d ‘mißfälligen’ fand, verschwand das Wort natü lich aus seinem Particularlexicon, wie es selbs verständlich noch weniger in der Familie sein Existenz lange zu fristen vermochte.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werde daß nach dieser Analogie recht gut ein erste Wort der menschlichen Sprache entstehen un sich von der Familie aus, in welcher es sic eingebürgert hatte, über immer mehr sich er- weiternde Kreise ausdehnen konnte. Dagege erlaube ich darauf aufmerksam zu machen, da es auch ganz dazu geeignet gewesen wäre, di Basis reicher Entwickelungen zu bilden; es läß sich in phonetischer Beziehung ganz gut auf eine Stufe mit der größten Anzahl der soge- nannten indogermanischen Wurzeln stellen — nämlich mit denjenigen, welche aus einem zwi- schen zwei Consonanten gesprochenen Vocal bestehen — und hätte ganz wie diese eine Fülle von verbalen und nominalen Bildungen aus sich zu erzeugen vermocht. Dies wird um so unzweifelhafter erscheinen, wenn ich Recht habe, ihm eine Art interjectionellen Ursprungs zuzu- schreiben. Denn es ist bekannt, daß die Inter- jectionen die Grundlage für eine Fülle von ech-

ten Sprachbildungen abgegeben haben, z. B. im Griechischen von *αἰ*, Interjection des Schmerzes, *αἰάζω* u. s. w., von *οἴ* in gleichem Sinn *ζω* u. s. w., wie von unserm ach: ächzen; gar von *οἴ μοι* 'weh mir', als ein Wort ge-fasst, das Verbum *οἰμώζω* 'wehklagen' mit einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Derivaten.

Dies führt mich auf das zweite Beispiel aus der menschlichen Sprache, durch welches ich die Vorstellung, welche ich mir von der Entstehung der Sprache, und speciell der menschlichen, mache, einigermaßen veranschaulichen wollte. Ich will zu unsre deutsche Interjection des Abscheus 'pfui' benutzen. Zwar ist die Entstehung derselben, welche ich erwähnen werde, obgleich sie auch von andern angenommen wird und unzweifelhaft höchst wahrscheinlich ist, keinesweges ganz sicher, eben so wenig die Vermuthung, welche sich, ebenfalls mit großer Wahrscheinlichkeit, daran knüpfen lassen wird, allein für unsren Zweck würde dieses Beispiel auch dann gebraucht werden dürfen, wenn diese Annahmen bloße Möglichkeiten wären. Daneben bildet es aber ein lehrres Beispiel wiederum für den Uebergang von Interjectionen in Begriffswörter, worüber man die Wörterbücher der deutschen Sprache, insbesondre das von Sanders unter 'pfui' vergleichen möge; so erscheint es wie eine Präposition mit dem Genetiv, Dativ, Accusativ construirt, wie ein Adverb mit den Präpositionen 'über', 'auf' verbunden, wird behandelt als wäre es ein Substantiv, ein Verbum und erscheint als zusammengesetztes Verbum (anpfujen) [1].

1) Beiläufig bemerke ich, daß dem von Sanders angeführten 'Pfui dich an' ein plattdeutscher Reflex gegenüber tritt, welcher in meiner Jugend und noch später, aber in einem Wort — nämlich Fudekan — gespro-

Der Lautcomplex 'Pfui' wird wesentlich durch dieselbe Mundstellung und dieselbe gewaltsame Ausstoßung des Luftstromes hervorgebracht, welche die Ausspritzung von Speichel herbeiführt, und da bei außerordentlich vielen Völkern das Ausspeien das stärkste Zeichen des Abscheus ist, auch bei unerzogenen Menschen die Interjection sogar von einem Ausspeien begleitet wird, scheint kaum bezweifelt werden zu dürfen, daß sie den Ansatz zum Ausspeien bildet, gerade wie uns oben 'r a c h' ursprünglich ein Ansatz zum Erbrechen schien. Ist diese Annahme richtig, so sehen wir auch hier eine beabsichtigte Handlung zu einer Interjection werden und die Interjection den Character von Begriffswörtern annehmen.

Allein folgende Betrachtung macht es wahrscheinlich, daß entweder aus einem nahen Verwandten dieser Interjection, gerade wie aus den oben angeführten, z. B. *αἶ*: *αἰάζω* — oder sogar aus einer Laut-Nachahmung der Handlung, deren Ansatz die Interjection ausdrückte und zwar in verhältnißmäßig früher Zeit — ebenfalls Be-

chen, als eines der stärksten Schimpfwörter galt; ob es jetzt noch im Gebrauch ist, weiß ich nicht. Man sagte z. B. 'du Fudekan', 'solch ein Fudekan'. Nach Analogie des in Münden gebrauchten 'Sidekum' = hochdeutsch 'Sieh dich um' als Bezeichnung kleiner Häuschen, von denen aus man eine schöne Aussicht genießt, nahm ich F u im Sinn einer zweiten Person Singularis des Imperativs und — da 'Pfui' Verabscheuung ausdrückt, ursprünglich aber, wie im Text (S. 86) bemerkt ist, höchst wahrscheinlich aus der Handlung des Ausspeiens entstand —, die Zusammensetzung entweder im Sinne 'speie dich an', oder 'rufe dir Pfui zu'. Der Geschimpfte wurde demnach durch das Schimpfwort als ein solcher bezeichnet, der sich anspeien, selbst vor sich den tiefsten Abscheu fühlen müßte.

griffswörter in außerordentlich großer Anzahl hervorgegangen sind.

Wesentlich gleiche Bedeutung mit 'Pfui' haben nämlich bekanntlich die fast lautgleichen Interjectionen: lateinisch p h u i, griechisch φῦ. Danach dürfen wir wohl vermuthen, daß diese Interjection, wenigstens in den indogermanischen Sprachen Europas, schon zur Zeit, in welcher diese noch eine Einheit bildeten, gebraucht ward. Da nun aber Verschärfung des Luftstroms den Zischlaut herbeiführt, so ist es gar nicht unmöglich, daß lateinisch s p u o, sammt den ihm entsprechenden Wörtern mit der Bedeutung speien (vgl. Fick, I[3], 835 und Pott, Etym. Fschgen, 2te Aufl., I. 2 [1867], S. 1367) die Reflexe und Derivate eines ihnen zu Grunde liegenden Verbums sind, welches entweder aus einer Interjection hervorgegangen war, oder, wie diese selbst, ebenfalls aus der im Ansatz zum Speien stehen gebliebenen Nachahmung dieser Handlung.

Was die letztere Auffassung betrifft, so läßt sich wenigstens nicht in Abrede stellen, daß diese Weise, die Handlung zu bezeichnen, eine sehr nahe liegende war, daß sie sich wenigstens nach und nach unwillkürlich von selbst ergeben und von dem Hörenden unmittelbar verstanden werden konnte. Stellen wir uns z. B. vor, daß jemand etwas im Munde hatte und ein andrer wünschte — etwa weil er es für nachtheilig für ihn hielt — daß er es ausspeie, dann mochte er ihm zuerst wohl die Handlung des Ausspeiens vormachen; kam es aber mehrmal vor, dann durfte der eine wohl mit Sicherheit erwarten, daß schon die gewaltsame Aeußerung der beim Ausspeien eintretenden Laute (s p h u oder

spu) genügen würde, den andern zum Vollzu
dieser Handlung zu bestimmen.

§. 5.

Doch diese Beispiele, so gering auch ihr
Anzahl ist, mögen für den beabsichtigten Zwec
genügen; ich könnte sie mehren; allein ic
fühle eine gewisse Scheu, mich einem Problem
dessen vollständige Lösung, seiner ganzen Natu
nach, wohl in alle Ewigkeit eine Unmöglichkei
bleiben wird, zu sehr zu näheren. Auch ha
jeder Versuch weiter vorzudringen, den Ursprun
der Sprache sogar, wie er thatsächlich, historisc
vor sich gegangen sei, schildern zu wollen, a
ob man dabei gewesen wäre, — geradezu un
unumwunden gesprochen — fast immer zu wahr
haft lächerlichen Absurditäten geführt; un
zwar keinesweges bloß unbedeutende, sonder
selbst solche Männer, vor deren geistigen An
lagen man die höchste Achtung haben muß;
sie ließen sich von Phantastereien gefangen nehmen, zogen aus Voraussetzungen, deren Berechtigung sie nicht hinlänglich geprüft hatten, unberechtigte Folgerungen, oft mit großem Scharfsinn, aber zugleich ohne besonnenes Urtheil. Ich wage es nicht, weder das erste menschliche Wort, noch die Veranlassung des ersten Schreis, errathen oder ergründen zu wollen; ich möchte es nicht einmal über mich nehmen zu bestimmen, welcher Categorie jenes angehörte, ob der der Interjectionen, oder der Schallnachahmungen, ob es, durch einen mächtigen Eindruck hervorgerufen, gleichsam als dessen Reflex, oder Echo ertönte, oder ob es aus der bloßen Lust an den mannigfachen Lauten, deren der Mensch sich mächtig fühlte, hervorbrach und, unter Beihülfe der erwähnten Accessorien der Lautsprache, zu

einem, mit deren Hülfe leicht verständlichen, Begriffwerth gelangte. Unter diesen und andern Möglichkeiten wage ich um so weniger eine Wahl zu treffen, als ich glaube überzeugt sein zu dürfen, daß unter dem mächtigen und unwiderstehlichen Druck des Bedürfnisses gegenseitig verständlicher Mittheilung, welcher in den Anfängen der Sprache herrschte — denn was man kann, das muß man — alle physischen und geistigen Kräfte sich an dem ersten Wort ebenso wohl wie an den ersten betheiligen konnten und daß, um jenem Bedürfniß zu genügen, mehrere derselben — vielleicht zugleich — thätig waren, etwa so wie es der große Königliche Sänger in den Worten, welche ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe, beim Preise Gottes von sich selbst verlangt. Freilich möchte ich mir dann erlauben in der Uebersetzung dieses Mottos statt 'Gebeine' ein anderes Wort zu unterstellen und die hebräischen Worte zu übertragen: 'Alle meine Kräfte (die der Seele wie die des Leibes) sollen sprechen'. Doch dies droht uns schon in die Entwickelung der Sprache hinüber zu führen, der wir für jetzt fern zu bleiben beabsichtigen.

Die eigentliche Accentuation des Indicativ Präsentis von ἐς 'sein' und φᾱ 'sprechen' so wie einiger griechischen Präpositionen.

§. 1.

In der 'Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, N. F. III. S. 581' heißt es in einem Aufsatz von Osthoff über griechisch ἴσθι 'sei':

'Nebenbei bemerkt, ist dann dagegen im griechischen Sing. Präs. der Accent von der alten Norm abgewichen und hierin haben sich vielmehr *ἐσ-μί εἰ-μί, ἐσ-σί, ἐσ-τί* nach den von alters her oxytonierten Pluralformen gerichtet, so wie auch bei der ebenfalls stammabstufenden Wurzel *φα* die Singularformen *φη-μί, φη-σί* ihren Accent nach dem Plural *φα-μέν*, *φα-τέ*, dorisch *φα-ντί* verändert haben müssen'.

Der Herr Verfasser hegt also die Ansicht, daß der Accent dieser Indicative des Präsens

einst mit demjenigen identisch gewesen sei, welcher im Sanskrit uns für *as* entgegentritt und nach dessen Analogie auch für griechisch *φα* aufzustellen sei. Nehmen wir einen Augenblick an, daß griech. *φᾰ* 'sprechen' mit sskr. *bhâ* 'scheinen' identisch sei, eine Annahme, welche sogar viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, da im Indogermanischen das Gewahrmachen durch 'Zeigen' und 'Sprechen' (gewissermaßen durch Laut und Gebärde), die Wörter für die Begriffe 'scheinen, zeigen, sprechen', aufs engste zusammenhängen, vgl. z. B. im Sanskrit *khyâ* 'schauen' und 'sprechen', *caksh* 'sehen' und 'sagen', lateinisch *dĭc* (z. B. in *dĭc-are in-dic-are*, *ju-dic*) = griech. *δικ* sskr. *diç* u. s. w. 'zeigen' und in *dîc* (für *deic*, Bildung nach Analogie der sskrit. ersten Conjugations-Classe) 'sagen'. Dann würden sich einander gegenüber treten:

	sanskritisch	griechisch	sanskritisch	griechisch
Singular:	ásmi	*εἶμι	bhâ'mi	*φῆμι
	ási	εἶς εἶ	bhâ'si	φῄς
	ásti	ἔστι	bhâ'ti	*φῆσι
Dual 2.	sthás	ἐστόν	bhâthás	φατόν
3.	stás		bhâtás	
Plur.	smás	ἐσμέν	bhâmás	φαμέν
	sthá	ἐστέ	bhâthá	φατέ
	sánti	εἰσί(ν)	bhâ'nti	φασί(ν)

Ich darf nicht umgehen, darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser Uebersicht weder sskr. *sánti* zu griech. *εἰσί(ν)* noch *bhâ'nti* zu *φασί(ν)* stimmt und ich glaube, daß dies wohl manchen gegen die Annahme einer eigentlich gleichen Accentuation dieser Formen im Sanskrit und Griechischen etwas stutzig gemacht haben würde. Denn es giebt keine einzige, irgend verlässige, Spur, daß in den indogermanischen Sprachen

jemals der Accent in der 3ten Person Plur. auf das auslautende *i* gefallen sei; zwar existirt eine Erscheinung, welche auf den ersten Anblick für die Möglichkeit einer solchen Accentuation zu sprechen scheinen könnte, aber wer sie kennt, von dem bin ich überzeugt, daß er auch nachzuweisen im Stande ist, daß eine derartige Folgerung aus ihr irrig sein würde, und halte es daher für Papier- und Zeitverschwendung, sie hier zu discutiren.

Ich halte daher diese Differenz für eine sehr bedeutende und glaube, daß sie, im Verein mit anderen Momenten, uns gegen des Verfassers Annahme, daß die Accentuation des Duals und Plurals im Griechischen dadurch zu erklären sei, daß in ihr die ursprüngliche indogermanische bewahrt sei, sehr bedenklich machen muß. Gegen die — ohne jeglichen Grund — bloß durch das Schlußwort 'müssen' dem Leser aufgezwungene Erklärung der Umwandlung des früheren Accents des Singulars durch den Einfluß des Duals und Plurals wird sich wohl jeder Leser von selbst auflehnen; denn er wird nicht umhin können, die Frage aufzuwerfen, wie so kommen Dual und Plur. dazu, hier eine solche Macht auszuüben, da sich sonst auch kein einziger Fall nachweisen läßt, in welchem sie einen gleichen oder nur ähnlichen Einfluß auf den Singular ausgeübt hätten.

§. 2.

Gegen die Annahme, daß die Accentuation im Dual und Plural als Bewahrung der ursprünglichen indogermanischen aufzufassen sei, spricht aber, außer jener Differenz in der 3ten Person Plur. (*εἰσί(ν)* gegenüber von *sánti*, *φασί(ν)* von *bhấnti*) noch der Umstand, daß der einstige in-

dogermanische (im Sskrit bewahrte) Accent auch sonst in diesen Verben nicht bewahrt ist. Wie so wäre es z. B. zu erklären, warum der ursprüngliche Accent, wenn er im Dual und Plur. bewahrt wäre, nicht auch z. B. in 2 Sing. Imperativi bewahrt ist; diese Form lautete in der Grundsprache *as-dhí*, warum nicht auch im Griechischen *ἰσθί*, warum *ἴσθι*?, warum ferner, gegenüber von grundsprachlichem *astất*, nicht *ἐστώ*, sondern *ἔστω*, warum gegenüber von *as-tám* nicht *ἐστόν*, sondern *ἔστον*, von *as-tấm* nicht *ἐστών* sondern *ἔστων*, von *às-tá* nicht *ἐστέ*, sondern *ἔστε*? Ebenso von *φα*, wie Buttmann mit seinem feinen grammatischen Tact, bei dem Streite der Grammatiker, richtig annimmt, nicht, nach Analogie von grundsprachl. *bhâ-dhí*, *φαθί* sondern *φάθι*?

Allein in Bezug auf diese Accentuationen von *ἴσθι* u. s. w. stehen diese Formeu nicht vereinsamt, sondern vielmehr in Analogie mit andern griechischen, welche, bezüglich des Accents, sich in demselben Gegensatz zu der grdsprchlichen und sskr. Accentuation befinden; so z. B. von *i* ‘gehen’, grdspr. *i-dhí i-tất* u. s. w. aber im Griech. *ἴθι*, *ἴτω* u. s. w., von *vid* ‘wissen’ grdspr. *vid-dhí*, *vid-tất*, aber im Griech. *ϝίσθι*, *ϝίστω*. Ganz analog steht dem grundsprachlichen *ar-nu-más* (sskr. *ṛiṇumás*) im Griechischeh nicht *ὀρνυμέν*, sondern *ὄρνυμεν* gegenüber, dem grundsprchl. *dadhâ-más* (= sskr. *dadhmás*) nicht *τιθεμέν*, sondern *τίθεμεν* und ganz oder wesentlich gleich ist die Differenz in allen denjenigen Bildungen, welche im Griechischen sanskritischen Formen der sogenannten 2ten Conjugation entsprechen.

Mit einem Worte: Während im Sanskrit die Personalendungen des Singulars des Präsens und

Imperfects des Parasmaipada, der ersten Personen des Imperativs, und der 3ten des Imperat. Sing. Parasm. auf *tu* unfähig sind den Accent zu tragen, haben die übrigen des Präs. Impf. und Imptv. in der 2ten Conjugation diese Fähigkeit bewahrt. Im Griechischen dagegen giebt es außer sieben Formen des Präs. Indicat. von *ἐς* und *φα* auch nicht einen einzigen Fall weiter, in welchen die Personalendungen den Accent haben können.

Diesem umfassenden Gesetz gegenüber wäre es doch wahrhaft wunderbar, wenn sich die ursprüngliche Accentuation der Personalendungen als eigentliche im Dual und Plural von *ἐς* und *φα* erhalten haben sollte und sogar so mächtig gewesen wäre, allen Analogien zum Trotz, diese Accentuation auch dem Singular aufzudrängen, welcher, wie die sogenannte Gunirung der den Personalendungen vorhergehenden Silben in der 2ten Conjugation zeigt, schon vor der Spaltung unfähig geworden war, die Personalendungen zu accentuiren.

Demgemäß dürfen wir unbedenklich annehmen, daß die Oxytonirung des Präs. Ind. von *ἐς* und *φα* (außer 2 Sing.) wohl einer anderen Erklärung bedarf, als der von Osthoff, ohne jeden Versuch einer Begründung, aufgestellten.

§. 3.

Die Erklärung, welche mir die richtige scheint, habe ich schon seit Jahren in meinen Vorlesungen über vergleichende Grammatik der Indogermanischen Sprachen mitgetheilt; sie findet sich schon in einer der ältesten Bearbeitungen derselben (Heft Nr. XLVI S. 4). Allein sie ist nicht in allen Semestern, in welchen ich diese Vorlesung hielt, vorgetragen. Denn der große

Umfang meines Heftes nöthigte mich, bald die bald andere Theile desselben auszulassen.

Ich nehme an, daß der Indicativ des Präsens von ἐς sowohl als φᾱ, gleich wie deren übrige Formen, ganz nach Analogie der übrigen zu derselben Categorie gehörigen Verba im Griechischen accentuirt war, d. h. unfähig war, den Accent auf den Personalexponenten zu sprechen; daß aber in Folge ihres vorwaltend enclitischen Gebrauchs — d. h. beziehungsweise völliger Tonlosigkeit, oder — in Folge des im Griechischen entwickelten Einflusses der Silbenzahl auf die Accentuation im Satze — Eintritt des Gravis oder Acut auf der letzten Silbe — die ursprüngliche Accentuation — außer in 2 Sing. εἶς und φῄς, und in 3 Sing. ἔστι unter gewissen Bedingungen — ganz vergessen und die Oxytonirung — außer in den angeführten Formen des 2ten Sing. — irriger Weise als die ursprüngliche angenommen ward.

Ob diese Auffassung mittlerweile von irgend einem andern Grammatiker — unabhängig von mir — veröffentlicht ist, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Denn ich darf nicht verschweigen, daß ich seit 1868, in welchem Jahr mein eines Auge plötzlich erblindete, das andre sehr geschwächt ward, nicht mehr im Stande bin, so viel zu lesen, als ich früher für meine Pflicht hielt.

Eine vollständig verschiedene Ansicht ward vor zwei Jahren von einem meiner begabtesten Schüler, J. Wackernagel in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung N. F. III. S. 457 ff. vorgetragen. Trotz der darin unverkennbar herrschenden Sorgsamkeit der Ausführung im Einzelnen gestehe ich, daß ich durch sie nichts weniger als überzeugt und weit entfernt bin ihr

beitreten zu können. Die Gründe meines Widerspruchs hier anzuführen verstattet mir meine durch andere Arbeiten in Anspruch genommene Zeit für jetzt nicht; man wird sie jedoch der Abhandlung entnehmen können, in welcher ich die Einbuße und Bewahrung des Verbalaccents in den Veden erörtern werde. Nur in Bezug auf einen Punkt verstatte ich mir einige Worte.

Wackernagel bemerkt nämlich S. 457 in Bezug auf die Erklärung dieser Eigenthümlichkeit des Präsens Indic. von εἰμι und φημι: 'Die zunächst liegende Erklärung, die Zurückführung der Tonschwäche auf Schwäche und Farblosigkeit der Bedeutung, die sehr einleuchtend wäre, wenn εἰμί allein stände, wird durch φημί, das gewiß von ebenso voller Bedeutung ist, als jedes andere Verbum, unbedingt ausgeschlossen'.

Mir scheint diese Unbedingtheit sehr zweifelhaft. Denn wenn wir unsern Blick auf die Wörter werfen, welche in den verschiedenen Sprachen tonlos werden, oder ihren Ton behalten, dann erkennt man, daß es äußerst schwierig ist sichere Gründe für diese Erscheinung in jedem einzelnen Fall anzugeben, daß man sich begnügen muß, anzunehmen, daß in der einen Sprache dieses in der andern jenes bald durch seine Bedeutung allein, bald durch Verbindung derselben mit einem nicht sehr ins Gewicht fallenden Lautkörper nach und nach seinen ursprünglichen Ton verlor. So wird z. B. das sskrit. Präsens Indic., welches dem griechischen εἰμι entspricht, bezüglich des Accents auch nicht entfernt anders behandelt, als alle übrigen Präsentia; es verliert oder behält ihn, wo auch diese ihn verlieren, oder behalten. Wie wenig das, was u n s Farblosigkeit der Bedeutung scheint, entscheidend ist, zeigt, daß z. B. das lateinische

Verbum substantivum seinen Ton durchweg bewahrt hat und eben so das deutsche und das vieler anderen Sprachen. Umgekehrt wird man wohl kaum eine Sprache nachweisen können, wo ein dreisilbiges Wort, mit starkem Lautkörper in der Bedeutung 'jeder, alle, irgend einer (in negativen Sätzen d. h. nicht irgend einer = keiner), ganz' tonlos geworden wäre, wie dies mit dem sanskr. *samasmât*, *samasya*, *samasmin* *samasmai* [1]) eben so sehr, wie in dessen zweisilbigen Casus *samam*, *same* der Fall ist. Es ist daher nicht im Entferntesten mit Gewißheit zu behaupten, daß das kleine Wörtchen *φημι* u. s. w. nicht in der lebendigen Sprache — vielleicht sehr oft — in einer Weise gebraucht ward, daß seine Bedeutung ganz farblos zu sein schien. Brauchen wir doch unser 'sagt' in der lebendigen Rede oft genug so, daß es eigentlich überflüssig ist; ich erinnre in dieser Beziehung nur an das bekannte Couplet in 'die Wiener in Berlin': In Berlin, sagt er, mußt du fein, sagt er und gescheidt, sagt er u. s. w.

1) Es gehört nicht wie Grassm. unter *sama* annimmt zu *vṛikâya*, sondern, wie *Sâyaṇa* es construirt, zu *aghâyaté*. Das Uebergreifen des Sinnes aus einem Stollen in den andern, findet im Veda zwar nicht sehr häufig statt, aber doch häufig genug, um es in allen Fällen anzunehmen, wo sonst, wie hier, eine falsche Wortstellung oder ein unangemessener Sinn eintreten würde. Leider hat auch Ludwig die irrige Construction. Die beiden Stollen finden sich Rv. VI. 51, 6 und lauten

mâ' no vṛikâ'ya vṛikyè (zu lesen vṛikíe) samasmâ
aghâyaté rîradhatâ yajatrâḥ.

Wenn *samasmai* zu *vṛikâ'ya* gehören sollte, durfte *vṛikyè* nicht dazwischen stehen. Es ist zu übersetzen: Ueberlaßt uns nicht dem Wolf, der Wölfin, nicht irgend einem (d. h. keinem irgend) Bösgewillten'.

§. 4.

Ich nehme also an, daß der Indic. des Präsens εἶμι, φῆμι im Griechischen, nachdem die Unfähigkeit die Personalexponenten zu accentuiren, sich geltend gemacht hatte, ganz nach Analogie des Präsens von ἰ 'gehen' accentuirt ward, also

εἶμι	φῆμι
εἶς	φῄς
ἔστι	φῆσι
ἔστον	φάτον
ἔσμεν	φάμεν
ἔστε	φάτε
εἶσι	φᾶσι

Nachdem aber diese Formen, mit Ausnahme von 2 Sing., in den meisten Fällen enklitisch — d. h. eigentlich tonlos und nur dann accentuirt, wenn die Wortverbindung einen Accent forderte — geworden waren, wurden sie ganz so behandelt, wie andre zweisilbige Wörter, welche ihren ursprünglichen Accent einbüßten. So z. B. καλός ἐστι, gerade wie καί τινος; φίλος ἐστί, wie ἄλλος ποτέ; αὖλαξ ἐστὶν ἔνθα, wie αὖλαξ ποτὲ ἔνθα.

Daß diese Auffassung richtig ist, dafür spricht die Vergleichung andrer zweisilbiger Enclitica. So wird z. B. das Fragwort τίς in allen zweisilbigen Casus paroxytonirt; wo es dagegen als Pronomen indefinitum gebraucht wird, ist es ein Encliticum. Es wird nun aber wohl noch Niemand eingefallen sein anzunehmen, daß es in letzterer Bedeutung ein ganz andres Wort sei, als in ersterer, und wenn es Jemand einfiele, ließe sich durch Vergleichung der verwandten Sprachen die richtige Auffassung leicht erweisen. Das Verhältniß ist augenscheinlich dasselbe, wie das unsres Frageworts wer zu dem indefiniten

wer, z. B. Wér war das? Aber 'es ist wer gekommen'. In letztrem Fall wird der Accent des Fragpronomens so sehr gedämpft, daß das Wort, wie *τις* für *τίς*, *τινος* für *τίνος* u. s. w., tonlos gesprochen wird.

So ist auch die ursprüngliche Accentuation in *πόθι* bewahrt, wie nicht bloß durch die inklinationsunfähigen *αὖθι ὅθι τόθι ἄλλοθι αὐτόθι οὐρανόθι ἐκεῖθι*, sondern auch und vorzugsweise durch das sskr. *ádhi* erwiesen wird. In indefiniter Bedeutung dagegen ist es tonlos geworden, fällt aber unter die Regeln über die Enclitica, d. h. einen Theil der Regeln, welche im Griechischen die Veränderungen des Tones der Wörter im Zusammenhang der Rede — im Satze — bestimmen.

Beiläufig bemerke ich, daß man auf den ersten Anblick über den ursprünglichen Accent von *πόθεν* schwanken kann (eigentlich *πόθε*, wie *πρόςθε ὄπισθε*, welche *πρόςθεν* und *ὄπισθεν* nur vor Vocalen lauten, und die Entstehung der Endung aus ursprünglichem *dhas* zeigen; daß auslautendes *ς* im Griechischen bisweilen eingebüßt wird, zeigt z. B. *εἶ* neben *εἷς*, auch wohl *οὕτω* neben *οὕτως* wo *τως* bekanntlich für ursprüngliches *τωτ* = sskr. *tâ't*, altem Ablativ vom Pronomen *tá* = *τό*, steht; daß ferner das *ν* ephelkystikon bisweilen fest — integrirender Bestandtheil eines Wortes — ward, zeigt insbesondere die Endung der 3. Plur. Imperativi *-ντων*, statt deren z. B. auf dorischen Monumenten *ντω*, ohne *ν*, erscheint, welches der richtige Reflex der indogermanischen Form *ntât* ist). Im Sskrit erscheint nämlich nur eine einzige Bildung auf *dhas*, nämlich *adhás* (= griech. *ἔνθεν* = lat. *inde*, wie sskr. *ádha* = griech. *ἔνθα* = lat. *indu*; wegen des Mangels des *n* im Sskrit vgl. man für jetzt lat. *infero infimo* =

sskr. *ádhara*, *adhamá*), welche oxytonirt ist. Allein die Analogie der übrigen griechischen Bildungen auf *θεν*, von denen keine oxytonirt ist, vgl. z. B. *ἐμέθεν ἄλλοθεν*, so wie der auf *θι* und *θα* machen es mir wahrscheinlich, daß auch in *πόθεν* die alte — wenigstens griechische — Accentuation anzuerkennen ist. Im Sanskrit sind noch mehr Differenzen zu notiren, z. B., neben *ádha*, *sahá* für *sadhá*.

§. 5.

Ich glaube, daß ich zur Begründung meiner Auffassung, daß *εἰμι ἐστον ἐσμεν ἐστε εἰσι*, so wie *φημι* u. s. w. im Griechischen, so lange sie nicht enklitisch geworden waren, nach Analogie von *εἷς*, *ἔστι* also *εἶμι ἔστον* u. s. w. accentuirt wurden und erst, nachdem sie enklitisch geworden, wesentlich wie das indefinite *τινος* behandelt wurden, weiter nichts hinzuzufügen brauche. Allein, da ich in meinen Vorlesungen über vergleichende Grammatik bei dieser Gelegenheit auch einige Präpositionen besprach, deren eigentlicher Accent aus ziemlich ähnlichem Grunde in der Griechischen Grammatik verkannt ist, so möge mir verstattet sein, auch das darüber mitgetheilte hier zu veröffentlichen.

§. 6.

Daß die sogenannten Proclitica ursprünglich accentuirt waren und nur durch ihre Stellung vor dem Worte, mit welchem sie dem Sprachbewußtsein in innigster Verbindung zu stehen schienen, ihren Accent einbüßten, wird Niemand bestreiten. Durch Aufgabe ihres Accentes verloren sie gewissermaaßen ihre Selbständigkeit und wurden fast ein integrirender Theil des folgenden Wortes.

Für *ὁ ἡ* wird die ursprüngliche Accentuation

durch die entsprechenden accentuirten Formen des Sanskrits *sá sā́* erwiesen; daß also auch *οἱ αἱ* einst accentuirt waren, versteht sich demnach von selbst. Bekannt ist, daß der Pronominalstamm *sá* eigentlich der und einer bedeutete. Durch die im Griechischen eingetretene Schwächung des Pronomens zum Artikel erklärt sich die Einbuße des Accents, jedoch nur theilweis; zum nicht geringen Theil ist sie zugleich Folge des schwachen Lautkörpers dieser vier Formen, wie sich daraus ergiebt, daß in allen übrigen Casusformeu, Ntr. *τό*, Acc. Msc. *τόν* u. s. w. der Accent sich erhalten hat.

Daß *οὐ* ursprünglich accentuirt war, wird dadurch erwiesen, daß am Ende des Satzes und in einigen andern Fällen *οὔ*, mit Acut, erscheint.

Auch *ὡς* findet sich mehrfach mit Accent und zwar in der Bedeutung von *οὕτως* mit Circumflex *ὧς*, also gerade wie *πῶς*, nach Hermann (de em. gr. Gr. rat. p. 119) auch *τῶς* (statt *τώς*), so daß wohl dies für den eigentlich griechischen Accent zu nehmen ist; steht es hinter dem Worte, dem es vorhergehen sollte, dann erscheint es mit Acut.

Endlich hat auch *ἐκ, ἐξ*, wenn es dem Worte, dem es vorhergehen sollte, nachsteht den Acut, z. B. *κακῶν ἔξ*.

§. 7.

Der letzte Fall, wo eine sogenannte Präposition, wenn sie, wie das im Griechischen in weit überwiegendem Grad vorherrschend der Fall ist, dem von ihr näher bestimmten Casus vorhergeht, ohne Accent erscheint, dagegen, wenn sie ihm nachfolgt, accentuirt ist, kann uns schon die Vermuthung nahe legen, daß die sogenannte Anastrophe wesentlich auf dieselbe Weise zu er-

klären ist, d. h., daß in diesem Fall im Allgemeinen nicht der Accent als ursprünglicher zu betrachten ist, welchen die Präposition hat (oder vielmehr, in Folge eines falschen Schlusses aus der Verwandlung eines Acuts auf der letzten Silbe eines Wortes in den Gravis in mitten der Rede, zu haben schien), wenn sie vor dem von ihr bestimmten Casus steht, sondern vielmehr derjenige, welchen sie hat, wenn sie hinter demselben erscheint; also z. B. von ἄπο nicht der in ἀπὸ νεῶν (aus welchem die Grammatiker irrig auf ein einstiges ἀπό schlossen), sondern der in νεῶν ἄπο erscheinende; daß also nicht etwa zu sagen ist, wie ich in einer viel gebrauchten Griechischen Grammatik lese: 'Wenn die Präposition demjenigen Worte, dem sie vorangehen sollte, nachgesetzt wird, so wird, um anzuzeigen (NB. was dieser Grammatiker nicht alle weiß!), daß die Präposition nicht auf das folgende, sondern das vorhergehende Wort bezogen werden müsse, der Accent von *ultima* auf *penultima* zurückgezogen', sondern vielmehr: der ursprüngliche Accent der Präpositionen ist im Allgemeinen derjenige, welchen sie haben, wenn sie hinter dem Casus stehen, zu welchem sie gehören; treten sie dagegen davor, so wurde bei den einsilbigen ἔν (vgl. ἔνι) εἲς ἔκ der Accent eingebüßt: sie wurden Proclitica; bei zweisilbigen hätte dies ebenfalls geschehen können oder gar müssen, wenn die griechische Satzaccentuation ein zweisilbiges accentloses Procliticon hätte ertragen können; da sie dieses aber nicht konnte, so wurden sie nicht ganz eben so, aber ähnlich wie die Enclitica behandelt, d. h. statt ihres Accents trat der enklitische ein, z. B. wie ἔσυ zu ἐσὺ wurde, so ward πέρι zu περὶ; allein da sie durch den begrifflichen Zusammenhang mit dem folgenden

Wort an dieses gewissermaßen gefesselt waren, erlitten sie, darin von den Encliticis ganz abweichend, nicht den geringsten Einfluß von dem ihnen vorhergehenden, so daß z. B. *πέρι* nicht — wie *ἔστι* auch zu *ἐστι* und *ἐστί* ward — so ebenfalls auch zu *περι* und *περί* werden konnte.

§. 8.

Daß diese Auffassung richtig ist, zeigt zunächst der Umstand, daß mehrere der hieher gehörigen Präpositionen mit den im Sanskrit entsprechenden in der Accentuation übereinstimmen, welche in der Anastrophe eintritt, nicht aber in der, welche sie haben, wenn sie vor dem durch sie bestimmten Casus erscheinen. So entspricht *ἄπο*, nicht aber *ἀπὸ*, dem sskrit. *ápa*, *ἔπι* (nicht *ἐπὶ*) dem sanskritischen *ápi*, *πάρα* (nicht *παρὰ*) dem sanskritischen *párâ*, *πέρι* (nicht *περὶ*) dem sanskritischen *pári*. Auch *ὕπο* (nicht *ὑπὸ*) dürfen wir mit sskr. *úpa* wegen der Bedeutung und der Uebereinstimmung in den drei Lauten *υ π ο*, zusammenstellen, obgleich es sich durch den anlautenden Spiritus asper, den treuen Reflex des lateinischen *s* in *sub*, als eine Zusammensetzung — höchst wahrscheinlich mit indogerm. *sa*, in Demonstrativbedeutung, gewissermaßen dar-unter für 'unter', wie im Sanskrit z. B. *adhás-tât*, eigentlich unten von dem, ganz identisch ist mit *adhás* unten, *paçcâ'-tât*, eigentlich hinten von dem, ganz identisch mit *paçcâ'*, hinten — kund giebt. Denn die Einbuße des *a* von *sa* in *ὕπο*, so wie die Bewahrung des Accent von *adhás*, *paçcâ'* in den Zusammensetzungen mit *tât* macht es wahrscheinlich, daß auch in *ὕπο* für *sa-úpa* der Accent von *úpa* bewahrt ist.

Präpositionen, welche *κατα* und *μετα* ent-

sprechen, finden sich zwar in Sanskrit nicht; allein in Bezug auf *μετα* ist wohl kaum zu bezweifeln, daß *με* = zend. *ma* in *mat* = goth. *mi* in *miþ* dem *ma* in sskr. *sma* entspricht, dessen Neutr. *smád* in den Veden die Bedeutung mit hat[1]). Dieses vorausgesetzt, ist es wohl kaum eine gewagte Vermuthung zu nennen, wenn wir im Suffix *τα* den Reflex des sskr. Suffixes *thâ*, *thă* (mit Verkürzung des auslautenden Vocals, wie in Partikeln oft, vgl. z. B. Suffix *trâ* in *asmatrâ'*, aber *tră* in der Partikel *á-tra*) sehen, welches gerade aus Pronominalstämmen Adverbia mit der Bed. 'in . . . Weise' bildet und in *táthâ* 'in solcher Weise' *yáthâ* 'in welcher Weise', so wie *áthă*, vedisch *áthâ*, in Paroxytonis erscheint. Danach dürfen wir dann wohl unbedenklich annehmen, daß auch in *μετα* die Accentuation in der sogenannten Anastrophe, nämlich *μέτα* die ursprüngliche ist. Dasselbe dürfte auch unbedenklich für *κατα*, also *κάτα*, anzunehmen sein, wenn gleich der erste Theil des Wortes *κα* noch ganz dunkel ist; denn Fick's Aufstellung (II³. 50) ist ohne Analogie.

Freilich erscheint in den Veden *kathâ'* vom Pronomen interrogativum *ka* 'in welcher Weise?' oxytonirt, und diese Accentuation erhält eine Stütze durch *it-thâ'*, so wie *ka-thám*, *it-thám*, deren Suffix durch den Accusativ des im Suffix liegenden Themas *tha* gebildet ist, und auch durch *it-thâ't*, in welchem der Ablativ desselben erscheint, während in *thâ* dessen alter Instrum. sing. zu erkennen ist. Ja daß die ursprünglichste Accentuation der Nomina auf sskr. *thă* griech. *τα*, von welchen uns in diesen adverbial gewor-

1) Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich das anlautende *s*, wie in *sub* (S. 103) und *super* (S. 107), für Rest von *sa* nehme.

denen Casus Trümmer erhalten sind, auf die letzte Silbe fiel, wird höchst wahrscheinlich dadurch, daß sich in fast allen Fällen, wo Oxytonirung mit einer andern Accentuation daneben erscheint, die erstre als die ursprünglichere ergiebt, so daß caeteris puribus stets zu vermuthen ist, daß sie die ältere sei. Aber auch dieses angenommen, ist dennoch, wegen der Uebereinstimmung des Griechischen und Sanskrit in den angeführten Fällen *táthâ* u. s. w. mit *μέτα*, *κάτα* in der Anastrophe, der Accentwechsel als schon in der Grundsprache eingetreten zu betrachten. Er erklärt sich, wie in sskrit. *dívâ* adv. für *divâ'* Instr., durch den Uebertritt in die Categorie der Adverbia. Daß die Accusative und der Ablativ nicht ebenfalls den Accent wechselten, findet seine Analogie darin, daß sowohl der Accus. des Neutrum als der Ablat. Sing. überaus häufig adverbiale Bedeutung haben, ohne darum den Accent zu ändern; jener regelmäßig, dieser sporadisch (z. B. *balât* gewaltsam z. B. Pancat. 27, 10 u. sonst). Der Zusammenhang dieser adverbial gewordenen Casus mit dem Nomen haftete entweder im Sprachbewußtsein fest und bewahrte deßhalb den ursprünglichen Accent, oder der Uebertritt in die Categorie der Adverbia hatte sich in ihnen so unmerklich vollzogen, daß die Accentuation dadurch nicht afficirt ward. Was *kathâ'* betrifft, so ist die Annahme nicht unmöglich, daß wie *kadâ'* und *kádâ* im Veda neben einander erscheinen und auch sonst viele doppelte Accentuationen, so auch *káthâ* neben *kathâ'* existirte.

§. 9.

Ferner spricht für unsre Auffassung, und fast noch entscheidender, der Umstand, daß sich dadurch erklärt, warum *ἀμφί* keine Anastrophe er-

leidet. Es entspricht ihm nämlich unzweifelhaft sskr. *abhí-* in *abhí-tas* mit den Bedd. 1. zu beiden Seiten, 2. von allen Seiten, rings, und wir ersehen daraus, daß diese Präposition schon ursprünglich oxytonirt war und diesen Accent natürlich auch dann bewahren mußte, wenn sie dem Casus, dessen Bedeutung durch sie erläutert ward, nachfolgte. Für diese Accentuation spricht auch die unzweifelhafte Abstammung von indogerm. *ambhá*, beide, = sskr. *ubhá*, welches nur oxytonirt erscheint, und = griechisch ἀμφο, welches in ἀμφοῖν entschieden ἀμφό voraussetzt (vgl. θεό: θεοῖν, aber λόγο: λόγοιν), während es im Nom.-Acc. ἄμφω paroxytonirt ist. Auch erklärt sich die Einbuße des *m* in sskr. *abhí-* für *ambhí*, nach einer Fülle von Analogien, gerade durch die Accentuation der folgenden Silbe, welche überaus häufig im Sanskrit die Einbuße eines Nasals in der vorhergehenden Silbe herbeiführt (vgl. z. B. indogerm. *man-tá* mit bewahrtem *n* im lat. *com-men-to* von *comminiscor*, aber im Sskr. *ma-tá*). Manche Etymologen betrachten die sskr. Präposition *abhí* überhaupt als identisch mit griech. ἀμφί, z. B. auch das St. Petersburger Sanskrit-Wörterbuch; mir würde das nicht unwahrscheinlich vorkommen, wenn sich alle Bedeutungen desselben auf 'bei' reduciren lassen und dieses als eine Schwächung von 'rings um' genommen werden kann; allein es treten dabei Schwierigkeiten entgegen, welche ich nicht zu überwinden vermag. Dagegen ist es keinen Zweifel zu unterwerfen, daß *abhí* wie in *abhí-tas* so auch in einigen andern Fällen zu ἀμφί, lat. *amb* ahd. *umb* gehört, z. B. in der Zusammensetzung *abhí-vîra* 'Helden ringsum (sich) habend' (Rv. X. 103, 5). Möglich wäre es, daß in *abhí* zwei ursprünglich

verschiedene Präpositionen durch lautliche Umwandlungen (wie hier die entschiedene Einbuße des *m*) zusammengefallen wären; doch ist diese Frage für unsre Zwecke gleichgültig, daher ich sie hier nicht weiter erörtern will.

Gegen meine Auffassung könnte der Umstand zu sprechen scheinen, daß *ὑπερ* sogenannte Anastrophe erleidet; denn im Sanskrit entspricht *upári*, so daß, nach Analogie von *ὕπο*, welches trotz seiner Zusammensetzung mit *sa* den ursprünglichen Accent bewahrte, auch *ὑπερ* trotz seiner ebenfalls eingetretenen Zusammensetzung mit *sa* (vgl. lat. *super*) als ursprünglich oxytonirt angesetzt werden müßte und demgemäß eben so wenig wie *ἀμφί* der Anastrophe hätte unterworfen werden können. Ja für die Oxytonirung spricht die Form *ὑπείρ*, welche, abgesehen von dem Spiritus asper, mit dem sogenannten Uebertritt des ursprünglich dem *ρ* folgenden Vocals vor denselben, der allertreueste Reflex von sskr. *upári* ist und in der That die Anastrophe nicht erleidet.

Bei derartigen Accentvergleichungen und Fragen ist stets zu beachten, daß der Accent, in Folge seines zwiefachen Characters — indem er eben so wohl ein logisches als ein eigentlich musikalisches Element der Sprache ist — manchen Schwankungen und Wechsel unterliegt; denn sobald er seine logische Aufgabe — ein Wort so zu kennzeichnen, daß seine Bedeutung im Sprachbewußtsein fixirt ist — erfüllt hat, kann er sich ganz seiner musikalischen Natur überlassen, gerade wie die articulirten Laute eines Wortes, sobald sie die Bedeutung desselben im Sprachbewußtsein hinlänglich fixirt haben, ohne Nachtheil für sie den phonetischen Neigungen der Sprache folgen können und sich dadurch oft

so sehr verändern, daß von der eigentlichen Grundlage des Wortes kaum oder sogar keine Spur übrig bleibt (wie in *μάσθλη* für *ἱ-μάσθλη* von dem Vb. *ἱ* oder *ῑ* ‘binden’, vgl. sskr. *sĭ* und *sâ* wofür *sî* mehrfach eintritt). Die musikalischen Neigungen der Sprachen sind aber noch verschiedenartiger als die phonetischen. Es ist demgemäß bei Vergleichung der Accentuation verschiedener Sprachen festzuhalten, daß Uebereinstimmung in Bezug auf sie weit überwiegender ins Gewicht fällt als Abweichung. Es wäre also nicht unmöglich, daß sich nach Analogie von *ὕπερος*, *ὕπερον*, mit demselben Accent wie in sskr. *úpara*, neben **ὑπέρι* in *ὑπείρ* auch ein **ὕπερι* oder erst *ὕπερ* fixirt hätte; möglich jedoch auch, daß *ὑπέρ* zwar die eigentliche Form war, aber mit Unrecht sich der Analogie der zweisilbigen Präpositionen anschloß, welche den Accent, weil er ihr ursprünglicher ist, wenn sie hinter dem Casus stehen zu dem sie gehören, mit Recht auf der ersten Silbe haben.

Umgekehrt steht es mit *ἀντι*. Dieses erscheint hinter seinem Casus oxytonirt, während es im Sskrit paroxytonirt ist und *ánti* lautet, also eigentlich an dieser Stelle wie *ἄπο* u. s. w. *ἄντι* accentuirt sein müßte. Wenn aber *anti* auf einem zusammengesetzten Pronominalstamm beruht, etwa *an-ta* (für *a-na-ta*), dann wäre nach der sogleich folgenden ersten Erklärung des Verhältnisses von griech. *ἀνά* zu sskr. *ánu* die Oxytonirung die ursprüngliche Accentuation gewesen und die Anastrophe würde mit Recht fehlen.

Für die übrigen Präpositionen, welche keine Anastrophe erleiden, haben wir im Sanskrit keine sichren Reflexe; denn ob *ἀνα* wirklich dem sskr. *ánu* gleichzusetzen und beide aus ursprünglichem *anam* (sskr. *u* für *am* wie z. B. in *ubhá* für

ambhá) hervorgegangen seien, ist keineswegs ganz sicher, mir jedoch, zumal, da die Entstehung beider aus *anam* durch viele Analogien gesichert werden kann (vgl. für griech. *α* statt *am* z. B. die Endung der 1sten Sing. Aor. grdsprchl. *sam* griech. *σα*), kaum auch nur zweifelhaft.

Allein es entsteht hier wie eben auch bei *anti* die Frage, ob das Sanskrit oder das Griechische den ursprünglichen Accent bewahrt hat und hier vorausgesetzt, daß *anam* wirklich die gemeinsame Grundlage von *ánu* und *ἀνά* ist, wird sie sich wahrscheinlich zu Gunsten des Griechischen entscheiden. Denn bei dieser Voraussetzung ist fast so gut wie sicher, daß *anam* der adverbial gebrauchte Acc. Si. Ntr. des zusammengesetzten Pronomens *ana* ist; dieses aber hat, wie im Sanskrit alle zusammengesetzten Pronominalthemen und im Griechischen mehrere, den Accent auf dem letzten Glied der Zusammensetzung (vgl. im Sanskrit *i-má*, *e-ná*, *e-tá*, *eshá* (für *e-sá*), *a-saú*, *a-mú*, *a-mí*, im Griech. *αὐ-τό*, *ἑ-αυ-τό*, *ἐμ-αυ-τό*); so erscheint denn von *a-ná*, welches keine vollständige Declination im Sanskrit mehr besitzt, sondern nur Nebenformen des Pronomen *idám* bildet, *anéna*, *anáyâ*, *anáyos* und nach diesen Analogien dürfen wir unbedingt behaupten, daß der Acc. Sing. des Neutrum ursprünglich *anám* lautete. Da im Sanskrit der Wechsel der Categorie und Bedeutung oft — öfter speciell als im Griechischen — einen Wechsel des Accents herbeiführt (vgl. §. 8), so ließe sich auch in *ánu* für *anám* der Wechsel des Accents dadurch erklären, daß das Wort — zumal in der Form *ánu* — aufgehört hatte, ein Casus des Pronomens *aná* zu sein und zu einem Adverb dann Präposition geworden war.

Unbemerkt darf ich jedoch nicht lassen, daß

auch *ἀνά* bekanntlich in einem Falle zu *ἄνα* wird (s. §. 10) und Hermann zu Eurip. Medea ed. Elmsley v. 1143 die Nichtanastrophirung von *ἀνά* überhaupt für eine grundlose Behauptung der Grammatiker erklärt. Hat Hermann Recht, dann ist auch für *ἀνά*, in Uebereinstimmung mit sskr. *ánu*, die Paroxytonirung als die ursprüngliche Accentuation aufzustellen. Eine Entscheidung dieser Frage ist nur von einem classischen Philologen zu erwarten, welcher zugleich Linguist ist; ich stehe jener zu fern, um sie wagen zu können.

Was *διά* betrifft, welches ebenfalls auch hinter seinem Casus oxytonirt wird, so ist dieses wohl eigentlich ein vermittelst des Exponenten des Instrum. Sing. aus *dvi* gebildetes Adverb und mußte, als von einem einsilbigen Thema gebildet, den Accent auf der Endung haben, so daß in der Oxytonirung dieser Präposition auch hinter dem dazu gehörigen Casus der ursprüngliche Accent wie in *ἀμφί* bewahrt ist (vgl. 'Das Indogermanische Thema des Zahlworts 'Zwei' ist DU' im XXI. Band der Abhandlungen der Kön. Ges. der Wissensch., S. 7).

Was endlich die Oxytonirung von *ὑπαί, διαί, παραί* hinter ihren Casus betrifft, so ist die Entstehung dieser Formen noch zu dunkel, um über ihren eigentlichen Accent ein Urtheil zu füllen. Liegt in dem angetretenen *ι* ein Suffix oder eine Partikel — etwa das *ι* in *οὑτοσ-ί* — so versteht sich natürlich fast von selbst, daß *ὑπαί* aus *ὕπα* für *ὕπο*, *παραί* aus *πάρα* dadurch zu Oxytonis werden mußten.

§. 10.

Für meine Auffassung spricht aber ferner noch der Umstand, daß diese Präpositionen,

wenn sie in Adverbialbedeutung gebraucht werden, paroxytonirt erscheinen, so z. B. πέρι, wenn, wie es in der Grammatik heißt, in der Bedeutung von περίσσως, ἄπο, wenn in der Bed. von ἄποθεν. Nun, es weiß jetzt wohl Jeder, daß die sogenannten Präpositionen ursprünglich Adverbia oder adverbial gewordene Casus waren und erst später zur näheren Bestimmung von Casus gebraucht sind; wer es aber nicht weiß, kann sich leicht davon überzeugen, wenn er ihre Verwendung im Sanskrit oder auch nur im Rigveda vergleicht, was ihm durch das Grassmannsche Wörterbuch leicht gemacht wird; hier findet er, daß sie so ziemlich alle in Adverbialbedeutung gebraucht werden, z. B. *pári* sowohl als Adverb, wie als Präposition; ja daß mehrere derselben, deren Reflexe im Griechischen, Latein und Deutschen als Präpositionen dienen, im Rigveda nur als Adverbia erscheinen, z. B. *ápa*, *párâ*, *prá* (dieses auch im Avesta). Umgekehrt dient *áti* im Veda als Adverb und Präposition, während dessen Reflex weder im Griechischen noch Latein in letztere Categorie übergetreten ist. Wenn aber die adverbiale Bedeutung die ursprünglichere ist, so versteht es sich von selbst, daß auch der in ihr erscheinende Accent der ursprünglichere sein wird.

Zu diesem adverbialen Gebrauch gehört natürlich auch der Fall, wo die zweisilbigen Präpositionen, für welche wir Paroxytonirung als ihre eigentliche Accentuation nachzuweisen uns bemühen, wie eine Grammatik sich ziemlich naiv ausdrückt 'verkürzte Verbalformen vertreten', z. B. πάρα im Sinne von πάρειμι gebraucht wird. Wir würden natürlich sagen πάρα steht hier im Sinne des Adverbs und das Verbum substantivum fehlt, wie in den alten Phasen der

indogermanischen Sprachen so häufig und selbst noch in den modernsten, wie z. B. bei uns im Appell auf den Aufruf auch nur mit 'hier' geantwortet und das 'bin ich' gespart wird. Natürlich kann auch ein andres selbstverständliches und daher leicht zu ergänzendes Verbum fehlen, z. B. bei *ἄνα*, welches in diesem Fall entschieden paroxytonirt wird (s. §. 9), der Imperativ 2 Sing. des Verbum *στᾱ*, 'stehen', gerade wie auch wir 'auf' statt 'steh auf' sagen können.

§. 11.

Es ließe sich wohl noch anderes für die Berechtigung meiner Auffassung geltend machen. So, um nur eines anzudeuten, läßt sich aus der Stellung der sogenannten Präpositionen, welche bekanntlich sehr häufig, im Widerspruch mit ihrer Benennung, hinter ihrem Casus Statt findet, insbesondere im vedischen Sanskrit — z. B. *â'* etwa 186 mal hinter und nur 13 mal davor, *sácâ* 38 mal hinter, 7 mal vor — und andren Momenten mit hoher Wahrscheinlichkeit feststellen, daß die Präpositionen ursprünglich — wenigstens vorwaltend — hinter ihrem Casus standen. Ist das aber der Fall gewesen, so ist natürlich der Accent, welchen sie in dieser Stellung zeigen, auch als der ursprüngliche anzuerkennen.

Der Wechsel der Stellung läßt sich, wie mir scheint, in einleuchtender Weise aus der Fülle von Casus erklären, welche der Indogermanische Sprachstamm noch zur Zeit seiner Spaltung besaß, obgleich sie, wie sich zeigen läßt, schon damals zusammengeschmolzen war. Diese Fülle machte die Verwendung von Präpositionen früher wohl ganz unnöthig, da sie jede Verbindung von Nominibus mit Verben zu bezeichnen im Stande

waren. Als aber die Anzahl der Casus immer mehr zusammenschmolz, indem ein Casus den andern absorbirte, dadurch aber so viele Bedeutungen erhielt, daß eine nähere Bestimmung derselben zuerst dienlich, dann nothwendig ward, wurden Adverbien zu dieser näheren Bestimmung verwandt, welche auch wohl vorher schon gewissermaaßen pleonastisch ergänzend hinzugefügt waren. So lange sie pleonastisch oder nur der Dienlichkeit wegen hinzutraten, nahmen sie die rhetorisch untergeordnete Stelle — der alten Wortordnung gemäß die ergänzende — hinter dem Casus ein. Als aber das richtige Verständniß der Verbal- und Nominal-Verbindung immer mehr durch ihre Verwendung bedingt ward, sie also nothwendig wurden, traten sie an die rhetorisch hervorragende — der alten Wortordnung gemäß die bestimmende — vor das durch sie bestimmte Wort. Natürlich hing die Auffassung ob ergänzend oder bestimmend von der Intention des Sprechenden ab, so daß auch die Stellung vor, wenn gleich später die vorwiegende, doch nie die einzig herrschende ward.

Doch dies und anderes noch zur Vertheidigung meiner Auffassung des weiteren auszuführen, scheint mir kaum geboten. Denn ich glaube, daß das bisher geltend gemachte, Jeden überzeugt haben wird, daß *ἄπο ἔπι πάρα πέρι* mit Paroxytonirung entschieden die ursprüngliche Aussprache war und *ἀπὸ ἐπὶ παρὰ περὶ* nur in Folge der proklitischen Stellung im Zusammenhang der Rede statt jener eintrat. Eben so wird auch Jeder zugestehen, daß dieselbe Auffassung für das Verhältniß von *ὕπο*: *ὑπὸ*, *ὕπερ*: *ὑπὲρ*, *κάτα*: *κατὰ*, *μέτα*: *μετὰ* höchst wahrscheinlich ist, nicht unwahrscheinlich sogar für das

von *ἄνα*: *ἀνὰ* (nämlich in der Voraussetzung, daß Hermann Recht hat, ein *ἀνά* zu verwerfen).

Dagegen ist *ἀμφί* schon vor der Spaltung oxytonirt gewesen, *ἀντί* und *διά* in griechischer Zeit.

§. 12.

Wenn die hier gegebene Auffassung als erwiesen betrachtet zu werden verdient — und ich glaube kaum, daß man an ihrer Berechtigung wird zweifeln dürfen — dann kann ich nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß sie nicht das Schicksal haben möge, so lange im deutschen Reich Quarantaine erleiden zu müssen als ein großer Theil der Resultate meiner übrigen Forschungen. Nicht wahrlich meinetwegen; ich kann Geduld haben und glaube, daß ich hinlänglich gezeigt habe, daß meine wissenschaftliche Thätigkeit nie weder von Anerkennung noch Lob oder Tadel abhängig geworden ist.

Allein es ist nicht besonders rühmlich für die griechische Philologie, daß, nachdem sie mehr als zwei Jahrtausende mit verhältnißmäßig geringer Unterbrechung geübt ist, noch in ihren jüngsten Lexicis und Grammatiken die Formen *ἀπό, ἐπί, παρά, περί, ὑπό, κατά, μετά* aufgestellt werden, welche in der Sprache weder je vorkommen noch vorkommen konnten.

Daß die Lehre von der Anastrophe ganz wegfallen und die Umwandlung von *ἄπο* u. s. w. zu *ἀπὸ* u. s. w. unter die Lehre von den Procliticis eingereiht werden muß, versteht sich von selbst.

Mahấm, Nominativ Singularis von *mahánt*, drittes Beispiel Rigveda IV, 23, 1.

Daß *mahấm* nicht bloß der Accusativ von *mahánt* sei, sondern auch der Nomin. sing., habe ich in meiner Abhandlung 'Ueber die Entstehung u. s. w. der mit *r* anlautenden Personalendungen' (Abhandlungen der Kön. Ges. der Wissensch. Bd. XV) §. 38. 39 (vgl. 'Ueber die Entstehung des Indogerman. Vokativs' (ebds. Bd. XVII) Excurs am Schluß) nachgewiesen. Die Variante des Sâma-Veda I. 5. 1. 5. 10 *mahấँ* für das in der entsprechenden Stelle des Rig-Veda IX. 109, 7 erscheinende *mahấm*, die entschiedene Zusammengehörigkeit desselben mit dem Nominativ sing. *raṇváḥ* in Rv. II. 24, 11, welche wir nun auch in IX. 109, 7 für *anupûrvyaḥ* (wie statt *ánu pûrvyáḥ* mit dem Petersburger Wörterbuch zu lesen ist) geltend machen dürfen, die Erklärung der Entstehung dieses *m* in Analogie mit dem *m* neben *n* in °*ram* (neben °*ran*) und den zendischen Vocativendungen auf *m*, die einfache Verständlichkeit der beiden Stellen, welche dadurch erzielt wird, geben dieser Annahme eine solche Berechtigung, daß wir selbst ohne derartige entscheidende Momente wagen dürfen, *mahấm* auch in solchen Stellen für Nominativ zu nehmen, wo dadurch ein angemessnerer Sinn erlangt wird, als durch die Auffassung desselben als Accus. sing. von *mahánt* oder als Genetiv Pluralis von *mah*.

Eine derartige Stelle ist die in der Ueberschrift bezeichnete. Sie lautet

kathâ' mahâ'm avṛidhat kásya hótur
yajńám jushâṇó abhí sómam û'dhaḥ
píbann uçânó jushámâṇo ándho
vavakshá ṛishváḥ çucaté dhánâya.

Sâyaṇa nimmt *mahâ'm* natürlich als Accus. sing.; dadurch ist er aber genöthigt, um in den Satz einigen Sinn zu bringen, *avṛidhat*, die dritte Person Sing. Indicativi Aor. II. (nach meiner Zählung) des primären Verbums *vardh*, im Sinne der 3ten Sing. Potentialis des Causale zu nehmen (= *vardhayet*) und zu suppliren *asmatpreritâ stutiḥ*, so daß nach ihm zu übersetzen wäre: 'Wie (erläutert bei ihm durch 'auf welche Weise') möchte (der von uns vorgetragene Lobgesang) den großen wachsen machen?' Das Präsensthema *várdha* hat freilich neben der intransitiven auch transitive Bedeutung, wie sich das in den Veden bei Präsensthemen der sogenannten 1sten Conjugationsclasse nicht selten findet. Daraus folgt aber noch nicht, daß diese Bed. auch dem unreduplicirten Aorist zukomme; dieser hat im Particip *vṛidhánt* und *vṛidhâná* nur intransitive Bedeutung, daher wir berechtigt, ja wohl verpflichtet sind, diese auch hier anzunehmen; denn Rv. X. 81, 5 ist fraglich mit welchem Verbum *tanvàm* zu verbinden ist; Ludwig macht es von *yajasva* abhängig; gehört es zu *vṛidhâná* so ist es nach Analogie des griechischen Gebrauchs zu erklären, 'gewachsen am Leibe'; ich ziehe die letztere Deutung vor und werde in der Syntax der vedischen Grammatik darüber sprechen; in Rv. VIII. 2, 29 aber ist in *vṛidhántas* oder *kâríṇam* ein Fehler zu vermuthen. Sâyaṇa freilich zieht es zu *stútas*, welches er zu einem Masculinum macht, während es ein Femininum ist; das dazu gehörige Femininum *yâ's* aber trennt er davon und sup-

plirt dazu *tadîyâḥ stutayas*. Daß wir solche ungrammatische und antihermeneutische Auffassungen nicht mehr gebrauchen können, darf wohl als zugestanden betrachtet werden. Ehe wir zu derartigem Flickwerk unsre Zuflucht nehmen, setzen wir lieber einem Stern an die Stelle der Uebersetzung und dürfen sie der Zukunft um so vertrauensvoller überlassen, da wir mit Bestimmtheit die Ueberzeugung aussprechen können, daß die grammatische Erforschung der Vedensprache mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen ein sichres philologisches Verständniß der Veden eröffnen wird.

Mit der Erklärung des übrigen Theiles dieser Strophe sieht es bei Sâyaṇa eben nicht besser aus; doch wollen wir uns hier nicht auf eine Critik derselben einlassen, sondern uns darauf beschränken, sie kurz mitzutheilen, die von ihm angenommenen Ergänzungen und Glossen in Klammern einfügend. Demgemäß lautet das Weitere:

'Wessen Opferers Opfer liebend (möchte eben dieser Indra) heran(kommen)? Die überaus erhabne (*atipravṛiddha* als Glosse von *û'dhar*) als Soma bezeichnete Speise kostend, (sie) liebend (und) genießend (? *sevamânaḥ* als Glosse von *jushámâṇaḥ*) trägt (*vavakshé* identificirt mit *vahati* und glossirt durch *dhârayati*) der große (Indra sie) zu leuchtendem Reichthum (um derartigen, als Gold u. s. w. gekennzeichneten, Reichthum dem Opfrer zu geben)'.

Ohne uns bei anderen aufzuhalten, wollen wir uns, um zu sehen, was dabei heraus kömmt, wenn man *makấm* hier als Accusativ faßt, sogleich zu Alfr. Ludwig wenden. Denn er ist einer der besten Kenner der Vedensprache und der Veden überhaupt, zugleich überaus gewissen-

haft, augenscheinlich bestrebt, über das was er nicht zu verstehen vermochte und über die Art, wie er das aufgefaßt habe, was er verstanden zu haben glaubt, dem Leser keinen Zweifel zu lassen. Unbemerkt darf ich übrigens nicht lassen, daß diese Strophe bei ihm als eine solche bezeichnet ist, zu welcher in dem noch nicht veröffentlichten Commentar eine Erläuterung erscheinen wird. Sollte in ihr die Auffassung von *mahā́m* als Accusativ an dieser Stelle gerechtfertigt und meine als Nominativ ernstlich widerlegt werden, dann bin ich gern bereit sie hier — nicht aber an den früher besprochenen Stellen — aufzugeben.

Ludwig's Uebersetzung findet sich im IIten Bande S. 100 und lautet:

'Wie doch [und] welches hotars großes Opfer hat er gedeihen lassen, Gefallen findend am Soma [an der Quelle] am Euter? trinkend mit Begierde, sich freuend am Safte, ist angewachsen der hohe zu glänzendem Reichthum'.

Es sind hier zwei Fragwörter in Fragbedeutung in demselben Satz angenommen und deßhalb ein 'und' eingeschoben. Es ließe sich vertheidigen, obgleich ich mich — wenigstens in diesem Augenblick — keiner analogen Stelle im Rigveda erinnre. Sâyaṇa hat es, wie ich glaube, mit vollem Rechte nicht gewagt. Das eingeschobene 'an der Quelle' scheint eine Erläuterung des Wortes 'Soma' zu sein, deren Begründung im Commentar abzuwarten sein würde.

Ehe ich meine Uebersetzung mittheile, muß ich bemerken, daß *sómam ū́dhaḥ* wiederum einen der Fälle bildet, in denen zwei Wörter, obgleich unverknüpft neben einander stehend oder nur durch *ná* ('gleichwie') getrennt, wie eine Zusammensetzung zu fassen sind. Ich habe auf diesen

vedischen Sprachgebrauch in Anmerkung 690 zu Rv. I. 66, 1 (in 'Orient und Occident' I. p. 595) im Jahre 1862 aufmerksam gemacht (vgl. auch Göttinger Nachr. 1875 S. 195 wo Z. 10 u. 9 v. u. in den Zahlen einige Fehler sind, welche ich mir hier zu corrigiren erlaube. Es ist nämlich I. 66, 1 u. 69, 1 und I. S. 595 u. 690 und S. 597 u. 713 zu lesen). Leider erlaubt mir meine Zeit auch jetzt nicht, alle von mir gesammelten Beispiele dieses Gebrauches mitzutheilen; doch will ich zu den schon früher angeführten noch einige fügen, so Rv. VI. 66, 11 *giráyo nâ'paḥ* 'wie Bergwasser'; I. 85, 1 *jánayo ná sáptayaḥ* 'wie Stutengespanne' (wegen der Schnelligkeit; auch bei den Griechen dienen Stuten als Wagengespann); VIII. 46, 30 *gâ'vo ná yûthám* 'wie eine Rinderheerde; I. 92, 4 *gâ'vo ná vrajám* 'wie einen Kuhstall'.

So bedeutet *sómam û'dhaḥ* wörtlich *Soma-euter*, bezeichnet aber das Gefäß, in welchem der Somatrank enthalten ist. Indem dieses 'Euter' genannt wird, wird der Somatrank gewissermaßen mit Milch verglichen; das Gefäß enthält den Soma wie das Euter die Milch.

Ferner will ich darauf aufmerksam machen, daß *ávṛidhat* nach Pâṇ. I. 3, 91. III. 1, 55 (vgl. Vollst. Gramm. d. Sskritsprache §. 858, VIII, S. 395) der regelrechte Aorist ist. Bezüglich *ṛishvá* erinnre ich an das in den 'Nachrichten' 1876 S. 310 Bemerkte.

Meine Uebersetzung lautet demgemäß:

'Wie ist der Große herangewachsen? An wessen Opfrers Opfer Belieben gefunden habend, mit Lust das Soma-Euter trinkend, sich labend am Safte, wuchs der Hehre empor zu strahlendem Reichthum?'

Zur Erläuterung bemerke ich folgendes: Die

erste Frage bedeutet: wie ist Indra so mächtig geworden. Die Antwort würde dem vedischen Glauben gemäß sein: 'Durch das Trinken des heiligen Somatrankes', welcher bekanntlich den Hauptbestandtheil des den Göttern darzubringenden Opfers bildet. Diese Antwort ist in eine neue Frage gekleidet, welche eigentlich nur den Opfrer betreffen sollte, der ihn mit so kräftig wirkendem Soma verehrt habe. Daraus sind aber drei eng in einander verschlungene Satztheile gebildet, nämlich: welches Opfrers Opfer gefiel ihm so sehr, daß er bei ihm den Soma mit Lust trank und dadurch zu solcher Macht gelangte, daß er strahlenden Reichthum gewann.

Dieser Reichthum ist der befruchtende, alle Schätze der Erde den Verehrern des Indra erschließende, Regen, der himmlische Soma als Lohn für den ihm geopferten irdischen.

Zur Empfehlung meiner Uebersetzung mache ich schließlich darauf aufmerksam, daß darin, wie *avṛidhat*, so auch der Aorist *jushâṇás* im Gegensatz zu dem Präsens *jushámâṇas*, zu seinem Rechte gekommen ist.

Das sanskritische Suffix *îna*, insbesondere im Rigveda.

§. 1.

Als ich die Abhandlung 'Ueber einige Wörter mit dem Bindevocal *î* im Rigveda' (in Abhdlgen der K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, XXIV. nr. 3) ausarbeitete, mußte ich meine Aufmerksamkeit natürlich auf alle Suffixe richten, welche mit *î* anlauten, und festzustellen suchen, ob dieses *î* ein integririrender Theil derselben (wie z. B. im Comparativsuffix *îyaṅs*, für ursprünglicheres *îans*), oder, wie in den dort besprochenen Wörtern, Bindevocal sei. Ein der Erwähnung nicht unwerthes Ergebniß dieser Untersuchungen stellte sich bei dieser Gelegenheit in Bezug auf das secundäre Suffix *îna* heraus, welches ich mir die Erlaubniß verstatte hier vorzulegen.

§. 2.

Wir gehen vom Rigveda aus, da wir — wenigstens im Allgemeinen — erwarten dürfen, hier am sichersten volkssprachliches Altindisch vorzufinden.

Die Anzahl der Themen auf *îna* ist gering; in etwas größerer erscheinen nur die auf °*c-îna*,

Außer diesen finden sich im Rv. nur noch fünf auf *îna*, eines jedoch in zwei Zusammensetzungen, nämlich *kanî'na*, *prâvṛishî'ṇa*, *mâ'kîna*, *mâ'hîna*, *-vatsarî'ṇa* in *pari-vat*⁰ und *saṃ-vat*⁰.

Graßmann führt zwar, in Uebereinstimmung mit dem St. Petersburger Wörterbuch, noch ein sechstes *añjasî'na* auf, welches beide Wörterbücher einzig dem Worte *añjasî'nâm* (Rv. X. 32, 7) entnehmen; dieses ist aber unzweifelhaft mit Sâyaṇa als Genetiv Plur. des Themas *añjasî'* (Rv. I. 104, 4) zu fassen, wie dies auch von Ludwig in seiner Uebersetzung geschieht [1]).

Ein sechstes, zu dieser Reihe gehöriges, Wort auf *îna* liefert dagegen die Taittirîya Saṃhitâ IV. 4. 12. 1 *ojas-î'na;* dieses ist zugleich das einzige, welches Pâṇini (IV. 4, 130) als ein von einem Thema auf *as* durch *îna* abgeleitetes kennt. Er bezeichnet es als vedisch und aus seinem Sûtra geht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit hervor, dass die angeführte Stelle der TS. die einzige war, aus welcher es von den Grammatikern notirt war. Es heißt nämlich bei ihm, daß von *ojas* in den Veden *ojasî'na*, ein Adjectiv in der Bedeutung 'mit *ojas* versehen', gebildet werde, wenn es sich auf *ahan* beziehe. Dieses ist aber gerade an der erwähnten Stelle der TS. der Fall. Ich kann nun nicht leugnen, daß der Umstand, daß von einer so zahlreichen Themencategorie, wie

1) Beiläufig bemerke ich, daß in M. Müller's großer Ausgabe und der 1sten der kleinen X. 32, 7 *stutim* statt *srutim* in beiden Texten gedruckt ist; doch hat der Index richtig *srutim*, nicht aber *stutim*, für diese Stelle. Daß Sâyaṇa *srutim* las, folgt übrigens aus seiner Glosse *mârga*, wie er *sruti* auch sonst glossirt, vgl. seinen Commentar zu I. 42, 3; VI. 24, 4; VIII. 91(80), 1; IX. 78, 2; X. 88, 15.

die derer auf *as* ist, nur eine Bildung durch *îna* im ganzen, so großen, Sprachschatz des Sanskrits vorkömmt, mich — vielleicht, wie ich gern zugestehe, mit Unrecht — auch gegen diese etwas bedenklich macht. Dieses Bedenken wird noch dadurch gesteigert, daß Pâ*n*. an derselben Stelle (IV. 4, 130) ganz dieselbe Regel auch für ein von *ojas* durch *ya* abgeleitetes Adjectiv *ojasyà* giebt; auch dieses soll in Bezug auf *ahan* die Bed. 'mit *ojas* versehen' im Veda haben. Von Basen auf *as* werden nun eine Menge Themen durch *ya* gebildet, so daß eine Bildung *ojasyà* ein ähnliches Bedenken, wie *ojasî́na*, nicht hervorrufen kann. Eine Stelle jedoch, in welcher *ojasyà* in Verbindung mit *ahan* im Veda vorkömmt, ist mir bis jetzt nicht bekannt. Da aber die Angabe dem Sûtra selbst — nicht, wie in Bezug auf *tanû* (Pâ*n*. IV. 4, 128), dem Scholiasten — angehört, so ist nicht zu bezweifeln, daß dem Verfasser dieses Sûtra entweder eine andere vedische Stelle bekannt war, in welcher sich *ojasyà* neben *dhan* vorfand, oder — was mir gar nicht unmöglich scheint — eine andere Çâkhâ der Taittirîya-Saṃhitâ in diesem Verse nicht *ojasî́na*, sondern *ojasyà* las[1]). Mag

1) Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß ich vielleicht Unrecht that in meiner Abhandlung 'Ueber die Entstehung und Verwendung der im Sanskrit mit *r* anlautenden Personalendungen' (in Abhdlgen d. Kön. G. d. W. XV) § 35 S. 137 (= bes. Abdr. 58) Sâya*n*a's Angabe zu Rv. I. 50, 3, daß für *adriçram* in einer andren Çâkhâ (çâkhântare) *adriçran* gelesen werde, auf diese VL. im Atharvaveda XIII. 2, 18 zu beziehen. Ich richtete mich dabei nach der Mittheilung in M. Müller's A History of ancient Sanskrit Literature, 1859 S. 123, wonach die Bezeichnung *çâkhâ* 'is sometimes applied to the three original Sanhitâs, the Rig-veda-sanhitâ, Yajur-veda-sanhitâ and Sâma-veda-sanhitâ in their relation to

aber die eine oder die andre Annahme die richtige sein, beide machen es dann nicht unwahrscheinlich, daß das so ganz einzeln stehende *ojasī́na* nicht die ursprüngliche Leseart ist. Wie diese lautete, wird sich wohl in folgender Weise, wenn auch nicht mit Sicherheit, doch mit hoher Wahrscheinlichkeit ergeben.

Ich habe schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß das Suffix *ya* — wenn auch vielleicht nicht immer, doch in den meisten Fällen — aus ursprünglichem *îa*, dann, durch den verkürzenden Einfluß des folgenden Vocals, *ĭa* entstanden ist. In der Zeit, als die Scheu vor Hiatus immer mehr im Altindischen um sich griff, wurde *îa*, *ĭa* zu *ya*, insbesondre wohl, wo die alte Aussprache durch den geltend gewordenen eigenthümlichen Vortrag verloren gegangen und in Folge davon das Metrum verdunkelt war; wo sich dagegen die Zweisilbigkeit erhalten hatte, was insbesondre dadurch geschah, daß das *î*, unbeeinflußt durch den folgenden Vocal, lang, oder das Metrum unverdunkelt blieb, wurde der Hiatus zwar ebenfalls, aber durch Entwickelung des entsprechenden Halbvocals *y* hinter *î*, *ĭ*, entfernt, so daß dann *îa* zu *îya*, *ĭa* zu *ĭya* ward (vgl. *agrî́ya, agrĭyá, ágrya* und *agryá*, alle vier aus ursprünglichem *agrî́a*; ferner *abhyamitrî́ya* und *abhyamitryà* bei Pâṇ. V. 2, 17 und vedisch *mitryà*, zu sprechen *mitría*, neben welchem auch ved.

one another, and without any reference to subordinate s'âkhâs belonging to each of them'. Jetzt glaube ich eher, daß eine andre Çâkhâ des Rigveda gemeint ist, auf welcher auch die VL. in dem Atharvaveda beruht. Die Angabe rührt sicher nicht ursprünglich von Sâyaṇa her, sondern fand sich bei einem der von ihm benutzten Vorgänger. Eingehender werde ich darüber an einem anderen Orte sprechen.

mitríya erscheint[1])). Die schlagendste Bestätigung dieser Auffassung ergiebt die Declination der Themen auf *î*, zumal wenn man sie mit der des Pâli vergleicht. In den Veden ist das *î* z. B. von *nadî́* vor vocalisch anlautenden Endungen stets *y* geschrieben, aber im Rv. fast ohne Ausnahme *i* zu lesen; es ist also z. B. im Gen. Sing., Nom. und Acc. Pl. *nadyàs* geschrieben, aber — mit einer einzigen Ausnahme (Rv. IX. 9, 4)[2]) — stets *ĭa* statt *ya* zu lesen. Die ursprünglichen Formen waren natürlich *-î-as*. Im Pâli ist daraus ebenfalls mit Verkürzung des *î* vor Vocal, aber Entwicklung von *y* zur Vermeidung des Hiatus *ĭyo* (für *iyas*) geworden — wie auch so häufig in der TS. z. B. III. 1. 11. 4 von *viçpátnî* im Dat. Sing. *viçpátniyai*, während der Rv., wo dieser Vers II. 32, 7 und der Atharva-V., wo er VII. 46, 2 erscheint, *viçpátnyai* schreiben, welches aber viersilbig, also *viçpátnĭai* zu lesen ist —; auch im Rv. findet sich die Einschiebung von *y* mehrfach — wo, wie gesagt, auch in dem geltend gewordenen Vortrag sich die Zweisilbigkeit erhalten hatte — z. B. von *samudrî́* Nom. und Acc. Pl. fem. *samudrĭ́-y-as*, und in dem durch *îa* von *samudrá* abgeleiteten Adj. *samudrĭ́-y-a*, für ursprüngliches *samudr-î́a*, statt dessen der gewöhnlichen Entwickelung gemäß *samudryà* zu erwarten gewesen wäre.

1) Vgl. 'Ueber die Entstehung des Indogermanischen Optativs' (Abhdlgen der K. G. d. W. XVI) S. 170 ff. insbesondre 176; in demselben Bande in der Abhdlg.: 'Ist . . . Suffix *ia* oder *ya* . . . anzusetzen' S. 124 ff. insbesondre 126 ff.; ferner in Bd. XXIII 'Altpersisch *mazdâh* u. s. w., S. 21 und an mehreren andren Orten.

2) Es ist daselbst Acc. pl. und, wie im gewöhnlichen Sskrit, *nadî́s* zu sprechen, wie schon Graßmann erkannt hat.

Diesem zufolge ist auch von *ojasyà* die ursprüngliche Form *ojasî'a* und ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß dieses auch ursprünglich in der TS. IV. 4. 12. 1 statt *ojasî'na* gesprochen ward. War dieses aber, in Folge der das Metrum verdunkelnden Aussprache — dem gewöhnlichen Uebergang gemäß — zu *ojasyà* geworden, dann konnten der oder die Recitirer der TS., auf deren Autorität in letzter Instanz der uns überlieferte Text beruht, da die Trishtubh in welcher IV. 4. 12. 1 gedichtet ist, leicht von ihm oder ihnen erkannt wurde, sehr gut auf den Gedanken gerathen, das Metrum derselben dadurch herzustellen, daß sie *ojasî'na* statt *ojasyà* sprachen. Denn daß in *ojasyà yà* für ursprüngliches *î'a* eingetreten war, konnte durch keine ihnen erkennbare Thatsache ins Gedächtniß zurückgerufen werden; dagegen sind Suff. *ya* und *îna* mehrfach in gleicher Bedeutung an eine und dieselbe Basis getreten, z. B. *kulî'na* und *kúlya* [1]) (vgl. auch *kulyâ'* im Ath. V.); *grâ'mîna*, *grâmyá* [2]); *â'rtvijîna* [3]) und *â'rtvijya* [4]) (von *ritvij*); *mâ'sîna* und *mâ'sya* [5]); *yaçobhagîna* und *yaçobhágya*; *veçobhagî'na* und *veçobhágya* [6]).

Doch genug über die Frage, ob *ojasî'na* aus dem Sanskrit - Sprachschatz zu streichen und durch *ojasî'ya* als ältere Aussprache des ursprünglichen *ojasî'a*, neben *ojasyà*, zu ersetzen sei; denn

1) Vollst. Gr. d. Sanskritspr. § 430, 1 Ausn. e.; Pâ*n*. IV. 1, 139—142.

2) Vollst. Gr. § 492, (wo *grâma* in Bezug auf *îya* zu streichen aber *samânagrâmî'ya* hinzuzufügen ist, welches Açval. Grhy. IV. 4 erscheint); Pâ*n*. IV. 2, 94; 3, 25.

3) Vollst. Gr. § 547, IX. 4; Pâ*n*. V. 1, 71.,

4) Rigv. I. 94, 6 u. sonst.

5) Vollst. Gr. § 550, X. 1; Pâ*n*. V. 1, 81.

6) Vollst. Gr. § 564, IV. C; Pâ*n*. IV. 4, 131; 132.

wie schon angedeutet, möchte der Mangel eines analogen, hier noch eines anderen aus einem Thema auf *as* durch *îna* abgeleiteten, Adjectivs nicht genügen die Existenzfähigkeit eines vedischen Wortes zu bestreiten.

Ist *ojasī́na* anzuerkennen, dann erklärt es sich wie die übrigen Wörter auf *îna* (§ 4 ff.).

§. 3.

Wenden wir uns jetzt zu dem im Anfang des vorigen § aus Rv. hervorgehobenen *mấhîna*. Dieses erscheint im ganzen Gebiet des Sanskrits nur ein einziges Mal, nämlich Rv. X. 60, 1 im Gen. Pl. *mấhînânâm*. Dagegen kommen mehrere Casus von *mấhĭna* mit kurzem *ĭ* vor, und wie dieses im Naighaṇṭuka III. 3 und von Sâyaṇa durch *mahant* glossirt wird (z. B. zu Rv. I. 61, 1), so glossirt der letztere auch jenes *mấhînânâm* durch *mahatâm*. Diese Bedeutung ist auch ganz passend und sowohl von Max Müller in seiner Behandlung der Hymnen der Gaupâyana's (Journal of the Royal Asiatic Society 1866 Dec.) in der Uebersetzung dieses Verses, als von Graßmann in seinem Wörterbuch angenommen. Das St. Petersburger Wtbuch hat zwar eine andre — jedoch durch den Beisatz 'vielleicht' als zweifelhaft bezeichnete — Auslegung; diese scheint mir aber jeder Stütze zu ermangeln.

Ist aber *mấhîna* in *mấhînânâm* mit *mấhĭna* bedeutungsgleich und nur durch die Länge des *î* von dem Gen. Pl. von jenem, welcher *mấhĭnânâm* lauten würde, verschieden, dann liegt die Vermuthung nahe, daß die Dehnung, wie in den in der Abhandlung 'Ueber einige Wörter mit dem Bindevocal *î* im Rigveda' besprochenen Fällen, nur durch das Metrum herbeigeführt sei; und diese Vermuthung wird dadurch, daß

dieses *î* in der 2ten Silbe erscheint, so sehr bestärkt, daß sie wohl als gewiß betrachtet werden darf. Denn in dieser Stelle des Verses werden eine Menge nicht bloß auslautende Kürzen, sondern auch inlautende gedehnt (worüber man genaueres in einer späteren Abtheilung der Abhandlungen über die 'Quantitätsverschiedenheiten in den Saṃhitâ- und Pada-Texten der Veden' finden wird).

§. 4.

Weiter lautete auf *îna* das Wort *kanî́nâ* 'jung' aus. Daß dieses von einem Adjectiv *kanya*, — welches als einfaches Wort im Sanskrit nur im Femininum *kanyấ*, eigentlich 'eine junge' aber bedeutend 'ein junges Mädchen', und in Zusammensetzungen bewahrt ist, aber zu allem Ueberfluß durch das entsprechende griechische *καινό* gesichert wird — abstammt, ist durch das daneben stehende *kanyá-nâ*, f. 'Jungfrau' erwiesen; *kanyà* steht zunächst für *kanía*, wie denn auch *kanyấ* im Rv. an allen Stellen außer einer noch *kaníâ* zu lesen ist (s. Graßmann, unter *kanyấ*); an dieses *kanía* trat das sekundäre Suffix *na* und in dem Adjectiv zog sich *ia* zu *î* zusammen (wie z. B. in *apîcyà* aus *api-ac-yà* für ursprüngliches *api-anc-í́a*), so daß *kanía-na* zu *kanî́na* ward. In dem Nomen dagegen ist *i* vor *a* wie so oft zu *y* geworden so daß *kanyánâ* entstand. Für diese Auffassung, welche übrigens schwerlich der Gefahr ausgesetzt ist, bestritten zu werden, spricht der Gen. Pl. von *kanyấ*, welcher im gewöhnlichen Sskrit *kanyấnâm* lautet, im Rv. aber durchweg *kanî́nâm*, d. h. die ursprünglichere Form, welche nach Analogie der übrigen Casus von *kanyấ* die im Rv., wie bemerkt, fast ausnahmslos *kaníâ* zu sprechen sind, *kaníânâm* lau-

ten müßte, hat hier *iâ* zu *î* zusammengezogen, wie im Veda so oft, z. B. *matî'* für *matí-â* (Instr. Sing. von *mati*).

In *kan-î'-na* ist demnach das Bildungselement eine Verbindung von zwei Suffixen, nämlich von *ia* (für ursprüngliches *îa*), zusammengezogen zu *î*, und von *na*.

§. 5.

Ganz so wie *kanî'na* im vorigen §, erklären sich mit Entschiedenheit die meisten übrigen Wörter auf *îna*, mit hoher Wahrscheinlichkeit alle.

Betrachten wir zunächst die Wörter auf ⁰*c-îna*. Neben mehreren von diesen, haben wir — wie *kanyà*, zu sprechen *kan-ía*, neben *kan-î'-na* — ebenfalls Formen auf ⁰*c-yà*, zu sprechen ⁰*c-ía*, so daß wir also die Erklärung von ⁰*c-î-na* zunächst aus ⁰*c-ia-na* für diese unbedenklich mit Entschiedenheit aufstellen dürfen. Pâṇini (IV. 2, 101) kennt nur vier Formen auf ⁰*c-yà*, nämlich *apâc-yà*, *udîc-yà*, *pratîc-yà* und *prâc-yà*: von diesen kommen die erste, zweite und vierte in den Veden vor und sind stets mit *ía* statt *yà* zu sprechen (für *udîc-ía* und *prâc-ía* vgl. Ath.-V. IV. 7, 2); die dritte ist nur im gewöhnlichen Sanskrit belegt; wir dürfen jedoch nach Analogie der drei übrigen auch für diese annehmen, daß sie in älterer Zeit *pratîc-ía* gesprochen ward. Wir dürfen, oder vielmehr müssen, also die sich daran schließenden auf ⁰*c-îna*: *apâc-î'-na* (im Rv. oft), *udîc-î'-na* (Ath. XII, 2, 29), *pratîc-î'-na* und *pratîc-î-ná* (Rv.), sowie *prâc-î'-na* aus *apâc-ya-na* u. s. w. vermittelst der ursprünglicheren Aussprache *apâc-ía-na udîc-ía-na pratîc-ía-na* und *prâc-ía-na* (für ursprüngliches *apâc-î'a-na* u. s. w.) erklären.

Außer den von Pâṇ. gekannten vier Bildun-

gen auf °*c-yà* erscheinen aber deren noch mehrere, so *adharâc-yà*, zu sprechen *adharâcía* (Ath.-V. IV. 7, 2), *anûc-yà* (Ath.-V. XV. 3, 5 in Prosa, so daß sich die alte Aussprache mit *ía* statt *yà* zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten läßt, aber, nach Analogie der übrigen, doch wohl mehr als wahrscheinlich ist), *âpîc-yà*, stets, und zwar an 33 Stellen, im Rv. *apîc-ía* zu lesen; ein *tiraçc-yà* erwähnt das St. Petersb. Wtbch als VL. für Ath.-V. XV. 3, 5; es würde in Prosa stehen, so daß wir eine ältere Aussprache mit *ia* statt *ya* nur aus demselben Grunde wie in den analogen Fällen annehmen dürfen; endlich erscheint noch *nîcya* (im Ait. Brâhm. VIII. 14, Prosa). Gerade wie an *apâcyà* u. s. w. sich *apâcî'na* u. s. w. schloßen, so schließen sich auch an *adharâcyà* u. s. w. *adharâc-î'-na* (Rv.), *anûc-î-ná* (Rv.), *tiraçc-î'-na* (oft), *nîc-î'-na* (oft); ein *apîc-î-na* aus *apîc-yà* ist bis jetzt nicht belegt, nach Pâṇ. V. 4, 8 wäre es aber auf jeden Fall erlaubt und wird uns vielleicht noch entgegentreten. Es bedarf wohl keiner besonderen Bemerkung, daß sich diese Bildungen, von *adharâc-î'-na* an, gerade so aus *adharâc-ía* erklären wie die vorher besprochenen auf *îna* aus den entsprechenden auf *yà* (für *ía*).

Wie nun die von *adharâcyà* an erwähnten auf *ya* Pâṇinin unbekannt sind, so mochten auch noch andere existiren, welche später eingebüßt und daher auch uns unbekannt sind; aus ihnen konnten sich aber, ehe sie eingebüßt waren, in gleicher Weise entsprechende auf *îna* bilden, die uns bewahrt sind. Wir könnten also für die Bildungen *avâc-î'-na*, *arvâc-î'-na* und *arvâc-î-ná*, *vishûc-î'-na*, *sadhrîc-î-ná*, *samîc-î-ná* nach jenen Analogien wagen die einstige Existenz eines *avâc-yà*, *arvâc-yà*, *vishûc-yà* *sadhrîc-yà* und *samîc-yà* vorauszusetzen; allein es ist fraglich,

ob eine solche Voraussetzung berechtigt ist und auf jeden Fall ist sie unnöthig. Denn im Sprachbewußtsein wird die grammatische Entstehung der Wörter natürlich vergessen, so daß nur die Bedeutung des stammhaften und des derivirenden Theiles darin im sprachlichen Sinn fortleben. Daß in den Themen auf *î-na* dieses Suffix eigentlich aus zwei Suffixen besteht, mußte für das Sprachbewußtsein, sobald die Bedeutung desselben ausgeprägt war, gleichgültig werden; diesem gegenüber war es in seiner Totalität ein Element, welches derartigen Basen auf °*c* eine bestimmte Begriffsmodification ertheilte und, um diese auszudrücken, konnte es, nachdem es sich diese Bedeutung durch Anschluß von *na* an *ya* (oder vielmehr *ia*) erworben und dann durch langen Gebrauch scharf ausgebildet hatte, auch ohne weiteres, als wäre es ein unzusammengesetztes einheitliches Affix, nach Analogie der einst aus °*c-ia* gebildeten auf °*c-îna*, an die Themen auf °*c* treten; also z. B. aus *avâc* (für *avâňc*), ohne eines Mittelgliedes *avâc-ia* zu bedürfen, unmittelbar *avâc-îna* bilden.

§ 6.

Da wir wissen, daß *ia* (oder *ya*) aus ursprünglichem *îa* entstanden ist und dieses, wo sich die Aussprache mit Hiatus und die Länge des *î*, trotz des folgenden Vocals, erhalten hatte, zu *îya* ward, so treten Wörter auf *îna* in dasselbe Verhältniß zu Wörtern auf *îya* wie in dem vorigen § zu denen auf *ia* (*ya*), d. h. *îna* ist aus *îa* + *na* durch die noch in den Veden so häufige Zusammenziehung von *îa* zu *î* entstanden (vgl. z. B. Nom. und Voc. Pl. *devîs* und *dévîs* für ursprüngliches *devî-as* und *dévî-as*, neben welchen die ge-

wöhnliche Sanskritform *devyas* im Rv. niemals erscheint). Als Bestätigung dieser Auffassung darf man es betrachten, daß *îya*, *ya* und *îna* neben einander erscheinen, wie *°grâmîya*, *grâmyá* und *grâmî'ṇa* von *grâma* [1]), und *vargî'ya várgya* und *vargî'ṇa* von *várga* [2]). So erklären sich denn auch *pari-vatsarî'ṇa* und *saṃ-vatsarî'ṇa* (beide im Rv.) aus dem nach Pâṇ. V. 1, 92 daneben gebrauchten *-vatsarî'ya* in den (jedoch noch nicht belegten) *idâ-vatsarî'ya*, *id-vatsarî'ya* [3]) vermittelst der ursprünglichen Form *îa* für *îya*, deren Zusammenziehung zu *î* und Anschluß des Suffixes *na*.

§. 7.

Eben so erklären sich natürlich mit Entschiedenheit auch alle anderen Themen auf *îna*, neben denen aus derselben Basis gebildete Formen auf *îya* oder *ya* oder auf beide erscheinen, wie die § 2 (S. 126 ff.) von *kulî'na* an angeführten und *vargî'ṇa* (in § 6); ebenso dann auch *-varshî'ṇa* [4]) aus den daneben vorkommenden, aber nicht von Pâṇini erwähnten Formen *-varshîya* (s. St. Petersb. Wtbch u. d. W.), *varshyà* (im Rv. und stets *varshía* zu sprechen), *várshya* (in der TS. und der VS., beidemal in Prosa, s. St. Petersb. Wtbch u. d. W.).

Wie ist es aber mit den Wörtern auf *îna*, neben denen entsprechende auf *ya* oder *îya* sich nicht nachweisen lassen, wie dies der Fall ist

1) Vo. Gr. § 492, C; Pâṇ. IV. 2, 92 und 138; vgl. Anm. 2 zu S. 126.

2) Vo. Gr. § 506, 1; Pâṇ. IV. 3, 64; 54.

3) Vo. Gr. § 549, 2, wo S. 204 Z. 5 *pûrva°* zu streichen ist.

4) Vo. Gr. § 549, 1; Pâṇ. V. 1, 86; 87.

mit dem § 2 erwähnten vedischen *prâvṛishî'ṇa* von *prâvṛish*, mit *râtrî'ṇa* [1]) von *râ'tri* (im Rigveda nur *râ'trî*), mit *-ahî'na* von *ahan* [1]), *samî'na* von *samâ* 'Jahr' [2]) und einigen anderen? Als wir uns oben (§ 5) bei denen auf *°c-îna*, neben welchen kein *°c-ya* für *°c-ia* nachweisbar war, für die Alternative entschieden, daß entweder die Formen auf *ia*, aus denen die auf *îna* hervorgegangen seien, eingebüßt wären, oder das Doppelsuffix *îna* als ein einheitliches gefaßt nach Analogie der übrigen auf *°c-îna* angeschlossen sei, hatten wir die verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Anzahl von Themen auf *°c-îna* vor uns, neben welchen *°c-ia* als deren Grundlage in der Sprache nachweisbar war. Hier aber fehlen diese nicht bloß, sondern bei *râ'trî*, dessen Urform unzweifelhaft *râ'trî* war [3]), kann man sogar zweifeln, ob nicht *râ'trî* auch hier die Basis sei und nicht *îna*, sondern nur *na* das derivative Element. Nur in Bezug von *-ahîna* von *ahan* ließe sich vielleicht eine Bildung auf *ya* (*ia*) voraussetzen wegen der von eben demselben Nomen durch *ya* abgeleiteten Form *ahnya* [4]), welche auch als hinteres Glied in der Zusammensetzung *tiróahnya* im Veda und *tiròhnya* in den Brâhmaṇa's erscheint und im Veda — höchstens mit einer Ausnahme (Rv. III. 58, 7) [5]) — stets mit zweisilbigem *ia* statt *ya* zu lesen ist. Allein auf diesem *ahnia* könnte nur ein *ahnîna*, nicht das uns vorliegende *ahîna* unmittelbar beruhen. Freilich

1) Vgl. Vo. Gr. § 549, 1; Pân. V. 1, 87; VI. 4, 145.
2) Vgl. Vo. Gr. § 550, 2; Pân. V. 1, 85.
3) Vgl. 'Vedica und Verwandtes', S. 114.
4) St. Ptsb. Wörterbuch V. 1086.
5) Ich sage höchstens; denn ich schwanke sehr, ob hier nicht eher das *a* hinter *o* auszulassen und *tiròhniam* zu lesen ist.

liegt den Ableitungen von *ahan* eben so wohl *ah* als *ahn* zu Grunde, z. B. *madhyâhna* (aus *madhya-ahn-a*) aber *dvy-ah-a*, so daß sich die Möglichkeit eines einstigen (*ah-ia*) *ah-ya* neben (*ahn-ia*) *ahn-ya* ergeben würde, von welchem *-ah-î-na* ähnlich, wie in den früheren Fällen, abgeleitet wäre. Allein es ist dies eine zweifelhafte Vermuthung, welche uns außerdem für *prâvṛish-î-ṇa*, *-râtrî́na*, *samî́na* keine Auskunft gewährt. Ich wage daher nicht so weit zu gehn, für diese Bildungen eine vermittelnde Form auf *ia* vorauszusetzen; dagegen glaube ich, daß wir nach Analogie der übrigen schon besprochenen Bildungen auf *îna* mit hoher ja höchster Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß in ihnen dasselbe ursprüngliche Doppelsuffixe *î-na* verwendet, aber als ein einheitliches Derivationselement vorgestellt sei (vgl. § 5 S. 131).

Auf dieselbe Weise erklären wir auch *adhî́na* von *ádhi* und *prî́ṇa* von *prá*, wobei wir wohl kaum nöthig haben daran zu erinnern, daß die Einbuße von *ĭ* (oder *î*) in *rấtri*, *ádhi*, von *a* in *prá*, von *â* in *sámâ* und *an* in *ahan* vor dem vocalisch anlautenden secundären Affix *îna* ganz und gar den Regeln des Sanskrits entspricht.

§. 8.

Wir haben nur noch das in § 2 erwähnte Thema *mấkîna* zu betrachten. Es erscheint nur ein einziges Mal im Instrum. Sing. Fem. *mấkînayâ* (Rv. VIII. 27, 8). Daß es Pronomen possessivum der 1sten Person sei, ist keine Frage. Von Sâyaṇa wird es als eine vedische Verstümmelung des entsprechenden Pronomen possessivum *mâmakîna* (durch Einbuße der Silbe *ma*) betrachtet, welches bei Pâṇ. IV. 3, 3 und im clas-

sischen Sanskrit, aber nicht in den Veden vorkömmt.

Dieses *mâmakîna* beruht auf dem gleichbedeutenden, auch im Veda erscheinenden, *mâmakd*, aus welchem es nach den bisher erkannten Analogien durch Anknüpfung des Doppelsuffixes *î-na* für ursprüngliches *ia-na* gebildet ist.

Freilich zeigen sich in den Veden manche nicht abzuleugnende Einbußen von Lauten, durch welche sich Wörter von ihrer eigentlichen grammatischen Gestalt entfernt haben; allein die Annahme solcher Einbußen wird man sich nie leichtsinnig erlauben, sondern nur, wo jede andre Erklärung fehlt und diese sich durch irgend ein, in den Veden anerkannt dahin wirkendes, Moment — wie etwa metrischer Druck — stützen läßt. Hier aber ist man keineswegs in Bezug auf eine andre, ohne Zweifel passendere, Erklärung in Verlegenheit. Ein nach Analogie des Verhältnisses von *mâmakîna* zu *mâmaká*, *tâvakîna* (Pâṇ.) zu *tâvaká* u. aa. für *mâ'kîna* vorausgesetztes **mâka* tritt ganz in Analogie mit den vedischen Possessiven des Plur. der Pronomina der 1sten und 2ten Person *âsmâ'ka yushmâ'ka*, welche zwar im gewöhnlichen Sanskrit unbekannt sind und auch von Pâṇ. nicht erwähnt werden, aber die Grundlage der beiden bedeutungsgleichen Bildungen *âsmâkîna* und *yaushmâkîṇa* abgeben; ganz wie *asmâ'ka yushmâ'ka* sich zu den Pluralthemen *asmă'* und *yushmă'* verhalten, verhält sich **mâka* zu dem Singularthema *mă'*. Hier entsteht aber die Frage: woher das *â* statt des thematischen Auslauts *ă*? Denn daß *mă'*, *asmă'*, *yushmă'* die ursprünglichen Formen der Themen waren, läßt sich aus den Casus *máyâ*, *má-hyam*, *mát*, *má-yi*, *asmâ'n*, *yushmâ'n* *asmă'-bhyam*, *yushmă'-bhyam*, *asmát*, *yushmát*

und wie ich unbedenklich hinzufüge *asmé*, *yushmé*, worin ich jetzt nicht mehr nur den — fast wie ein Indeclinabile gebrauchten — Locativ Sing.[1]), sondern auch den Nominativ Pl. — gebildet nach Analogie von *té*, *yé*, *ké* aus den Themen *tá*, *yá*, *ká* — erkenne (vgl. den entsprechenden Nom. Plur. *amhe* im Pâli und Prâkrit) — und, wenn es nöthig wäre, noch manchen anderen Momenten, z. B. den Zusammensetzungen wie *asma-drúh*, den sekundären Derivaten wie *asma-trá'*, beweisen. Wie ist es nun zu begreifen, daß, statt des kurzen *ă*, in *asmâ'ka* u. s. w. ein langes erscheint? Das St. Petersburger Wtbch (I. 565 u. d. W. *asmâ'ka*) betrachtet *asmâ'ka* als Derivat einer Bildung von *asma* durch Zusammensetzung mit *ańc*, setzt also *asmâ'ka* in dasselbe Verhältniß zu **asmâńc*, wie sich z. B. *ápâka* zu *ápâńc* aus *apa-ańc* und ähnlich andere Themen zu einander verhalten. Durch diese Annahme würde sich die Länge des *a* in der That vollständig erklären. Allein zwei Momente halten mich zurück, ihr beizutreten: 1) findet sich kein einziges Beispiel einer unmittelbaren Zusammensetzung des Themas eines substantivischen Pronomens mit *ańc*, so wenig wie *asmâńc* ein *yushmâńc*, *yuvâńc*, *mâńc* u. s. w. 2) erscheint gerade in Pronominalthemen in nicht wenigen Fällen, sowohl in Zusammensetzungen als vor secundären Affixen, statt des kurzen Auslauts die entsprechende Länge, so daß man als Thatsache anerkennen muß, daß in den hieher gehörigen Formen der lange Vocal Repräsentant des kurzen sei. So erscheint im Sskrit *tâ-* vor *-dṛiç*, *-dṛiça*, *-dṛiksha* statt des Themas *tă* (vedisch *tâdṛíç*); eben so von *yushma*,

1) s. 'Ueber die Indogermanischen Endungen des Genetiv Singularis *ians* u. s. w.' (in Abhdlgen d. K. Ges. d. W. zu Gött. Bd. XIX) S. 46.

yushmâdriç u. s. w.[1]); ganz eben so finden wir im Griech. in dem mit sskr. *tâ-dṛíç* und *tâdṛiça* gleichbedeutenden, vielleicht auch mit letzterem etymologisch gleichen[2]), *τη-λίκο*, statt eines Vertreters von indogermanischem kurzen *a*, in *τη* den von langem und wir müssen daraus, so wie aus andern Momenten — welche sich jedem Forscher mit Leichtigkeit ergeben — schließen, daß diese Vertretung in diesen und den analogen Fällen schon in der indogermanischen Grundsprache fixirt war. In analoger Weise erscheint *yushmâ'-datta* 'von euch gegeben' *twâ'-datta* 'von dir gegeben', in deren vorderem Gliede *yushmâ-*, *twâ-* ich nicht mehr einen wirklichen Instrumental sehe[3]), sondern den Vertreter des Themas *tva-*, *yushma-*, welches nach bekannter Regel[4]) die Bedeutung des Instrumentals in derartigen Zusammensetzungen hat. Mit *yushmâ'-datta* vgl. man auch noch *yuvâ'-datta*, *yuvâ-yúj* von dem Thema des Duals des Pronom. der 2. Person *yuva* und beachte, daß in *yuvâ-yúj* das vordre Glied entschieden nur Vertreter des Themas sein kann. Eben so erscheint *â* statt *ă* vor dem sekundären Affix *vant*, z. B. *tâ'-vant*, *yushmâ'-vant*, *yuvâ'-vant*.

Betrachten wir nun nach diesen Analogien das *â* in *asmâ'-ka* *yushmâ'-ka* einfach als Vertreter von *ă* in den eigentlichen Themen *asma*,

1) Vgl. Vo. Gramm. S. 133, Nr. 2.

2) Vgl. Bopp. Vgl. Gramm. § 415 (2te Ausg. Bd. II, S. 234).

3) Vgl. die Abhdlg 'Ueber die Indogerm. Endungen des Genetiv Singul. *tans* u. s. w.' S. 46. Daselbst füge man aber die damals von mir übersehenen, nach Analogie des Singulars gebildeten, zendischen Instrumentale *ehmâ* und *kshmâ* hinzu, welchen vedisch **asmâ* und **yushmâ* entsprechen würden.

4) Vo. Gramm. § 653, II. 5 (S. 265).

yushma, so ist in ihnen das Possessivum, wie in *máma-ka* (nur ved.) und *mâma-ká* (von *mama*, vgl. *mama-tva*), *tâva-ká*, *sva-ka* durch unmittelbaren Antritt des Suffixes *ka* gebildet. Eine schlagende Erklärung des Eintritts von *â* für *a* in diesen Fällen ist mir bis jetzt noch nicht gelungen; eine, welche mir ziemlich wahrscheinlich scheint, bedürfte einer sehr ausführlichen Behandlung, zu welcher mir wichtigere Aufgaben jetzt keine Muße verstatten. Bemerken will ich nur noch, daß diese Dehnung genau so auch in zend. *ahmâ-ka yûshmâ-ka* erscheint, also der arischen Periode angehört.

Wie nun *asmấ-ka*, *yushmấ-ka* aus *asmă*, *yushmă* gebildet sind, so — dürfen wir unbedenklich annehmen — ist auch einst aus *ma* ein Possessivum **mâ-ka* gebildet; wie ferner aus *sva-ka*, dem Possessiv von *sva*, durch Hinzutritt von *îya*, sich ein gleichbedeutendes Wort *svakîya* bildete, so dürfen wir entweder einen analogen Vorgang auch für **mâka* also ein **mâkîya* voraussetzen, aus welchem sich durch Zusammenziehung des ursprünglichen *îa* (für *îya*) zu *î* und Antritt von *na*, *mâkî́na* gebildet hätte, oder annehmen, daß — nach Analogie von *âsmâkîna*, *yaushmâkîna*, *mâmakîna* aus *asmấka yushmấka mámaka*[1]) — *mấkîna* unmittelbar aus **mâka* durch das als ein einheitliches gefaßtes Doppelsuffix *î-na* gestaltet sei.

1) Vo. Gr. § 491, Ausn. 1., Pâṇ. IV. 3, 1. 2. 3 und vgl. das erwähnte vedische *mámaka* neben dem auch gewöhnlichen *mâmaká*.

Rigveda VII, 18, 14.

§. 1.

In einem der schönen und sicherlich sehr alten Lieder, welche sich auf einen Kampf arischer Stämme unter einander und den Sieg des Sudâs beziehen, und von Roth in seiner Epoche machenden Schrift ('Zur Litteratur und Geschichte des Weda', 1846, S. 87 ff.) mit glücklichem Griff zuerst hervorgehoben und für die ältesten Zustände Indiens in geistvoller Weise verwerthet sind — in dem 18ten des VIIten Maṇḍala — lautet der 14te Vers folgendermassen:

ní gavyávó 'navo [1]) druhyávaç ca
  shashṭíḥ çatấ sushupuḥ shát sahásrâ |
shashṭír vîrấso ádhi shád [2]) duvoyú
  víçvéd Índrasya vîryầ [3]) kṛitấni ||

Roth (a. a. O. S. 98) übersetzt diesen Vers:

1) Zu lesen *gavyávo ánavo.*

2) M. Müller's große Ausgabe und die erste der kleinen (1873) hat *sháṭ.*

3) Zu lesen *vîriá.*

»Sechzig Hunderte der reissigen *Anu* und *Druhyu* entschliefen, sechs Tausende, sechzig Helden und sechs (fielen vor) dem Frommen (Sudâs): dieß sind die Heldenthaten die alle Indra gethan hat«.

Mir fiel die sonderbare Bezeichnung ein und derselben Zahl — 6000 — einmal durch *sechzig Hunderte* und dann durch die gewöhnliche Benennung — sechs Tausende — sogleich bei der ersten Durchlesung auf; aber bei meiner damals sehr geringen Bekanntschaft mit den Veden wagte ich nicht mein Bedenken zu äußern; konnten doch in den Veden ähnliche Ausdrucksweisen vorkommen, wie sich denn ja auch die Zahl 1000 im Rv. VIII. 46, 22 durch *dáça çatā̆* 'zehn Hunderte' und 2000 im Rv. VIII. 46, 22 und 31 durch *viṃçatiṃ çatā̆* 'zwanzig Hunderte' ausgedrückt findet; allein außer diesen beiden Zahlen findet sich — so viel mir bekannt — nie eine der Tausende durch Verbindung eines Zehners mit Hunderten bezeichnet, wie es denn auch immerhin einige Beachtung verdient, daß sich umgekehrt neben der Bezeichnung von 2000 durch 'Zwanzig Hunderte' dessen gewöhnliche Benennung durch *dvé sahásre* in den Veden *nicht* nachweisen läßt. Außerdem liegt das Auffallende in dem Verse, welchen wir hier besprechen wollen, weniger darin, daß 6000 durch 'Sechzig Hunderte' ausgedrückt ist, als daß es in ihm dicht hinter einander einmal auf diese und einmal auf die gewöhnliche Weise durch 'Sechs Tausende' bezeichnet ist. Das Auffallende in dieser Bezeichnungsweise schien mir also durch die Vergleichung von 'Zehn Hunderte', 'Zwanzig Hunderte' in VIII. 46, 22; 31 keineswegs weggeräumt.

Allein mein Bedenken beruhte nicht bloß

auf der doppelten Bezeichnung einer und derselben Zahl dicht neben einander in einem und demselben Verse, sondern auch darauf, daß ich nicht wußte, in welchem grammatischen Verhältniß diese *ἀσυνδέτως*, ohne Partikel, neben einander erscheinenden Zahlen zu einander stehen sollen. Darüber giebt weder der Grundtext noch Roth's, noch Graßmann's (I. 535) Uebersetzung, noch, die — soviel mir bekannt — jüngste von Alfred Ludwig eine hinlängliche Auskunft; obgleich diese letztere im Wesentlichen mit der von Roth übereinstimmt, erlaube ich mir dennoch auch sie aufzunehmen, da wegen der großen Gewissenhaftigkeit, mit welcher Ludwig gearbeitet hat, seine Fassung stets sorgfältig berücksichtigt zu werden verdient. Sie lautet[1]:

»Die beutelustigen Anu und Druhyu sechzighundert sind entschlafen, sechstausende | sechzig Helden und sechs; dem vererungseifrigen sind alle diese Thaten Indra's vollbracht«.

Da die Partikel 'und' bei Verbindung mehrerer Zahlen fast in allen Sprachen ausgelassen werden kann und gewöhnlich ausgelassen wird, so liegt es am nächsten anzunehmen, daß zwischen 'sechzighundert' und 'sechstausend' ein 'und' zu suppliren sei, so daß also die Zahl 12000 durch diese beiden Zahlen ausgedrückt wäre; dieses ist auch die Annahme Sâyaṇa's. Allein dadurch wird das Auffallende, welches schon in der sonderbaren doppelten Bezeichnung ein und derselben Zahl liegt, noch um ein drittes Moment gesteigert, nämlich durch die in diesem Fall kaum zu beantwortende Frage, warum der Dichter, statt des gewöhnlichen Ausdrucks für 'zwölftausend': *dvā́daça sahásrâ*', sich jenes verzwickte-

1) 'Der Rigveda . . . . vollständig ins Deutsche übersetzt' Bd. II. (1876), S. 654.

sten, ja verkehrtesten Umwegs bedient habe sie durch Multiplication und Addition den Hörer herausrechnen zu lassen? Ich glaube man braucht diese Verkehrtheit sich nur scharf vorzustellen, um sich zu überzeugen, daß, wenn alles einzelne richtig gefaßt wäre, nicht 'und' zu suppliren sei, sondern das Verhältniß zwischen 'sechzig Hunderte' und 'Sechs Tausende' auf eine andre Weise erklärt werden müsse. Wäre der Vers nicht Bestandtheil eines Hymnus, welcher ganz und gar den Eindruck eines hohen Alters macht, oder gehörte er einem modernen Dichter an, dann ließe sich vielleicht denken, daß 'Sechs Tausende' zu 'Sechzig Hunderte' in einem näher bestimmenden Verhältniß stehe: 'daß 'Sechzig Hunderte' bedeuten solle: 'sechzig Abtheilungen (etwa Compagnien) von je 100 Mann' und 'Sechs Tausende' damit zu verbinden sei etwa durch ein: 'also im Ganzen', nämlich 6000 Mann. Dann könnte man sogar diese Zahl als die der Leute (Gemeine und Unterofficiere) betrachten, die zunächst folgenden 'Sechzig' für die der Hauptleute dieser sechzig Compagnien nehmen und die zuletzt erwähnten 'sechs' für die Majore oder Obersten von je zehn Compagnien zu 100 Mann, also etwa einem Bataillon von 1000 Mann. So gut diese Auffassung vielleicht für eines der Kriegslieder passen möchte, an denen unser Jahrzehent so reich war, so bedarf es doch sicherlich keines besonderen Nachweises dafür, daß dem alten Vedendichter eine solche Kenntniß des feindlichen ordre de bataille schwerlich zuzutrauen ist, und noch weniger der Wunsch vor seinen Zuhörern damit zu paradiren. Eben so wenig ist natürlich anzunehmen, daß ihm der Verlust der Feinde so genau bekannt gewesen sei, daß er ihn bis auf sechs Mann hätte anzugeben vermocht,

Ich gestehe demnach, daß weder Sâyaṇa, noch Roth noch Ludwig im Stande gewesen sind, meine Bedenken in Bezug auf diese Zahlen zu verscheuchen. Ich wurde vielmehr immer mehr zu der Vermuthung gedrängt, daß ein Irrthum in der Auffassung einer von diesen Zahlen stattfinden müsse. In *welcher* ahnte ich schon lange; den Muth meine Ansicht auszusprechen gewann ich aber erst, als sich in den Untersuchungen über die Sprache der Veden herausstellte, wie neben den Einflüssen jüngerer Volkssprachen — auf welche schon im Glossar zum Sâma-Veda aufmerksam gemacht war — sich auch Spuren des höchsten Alterthums in ihr erhalten haben, welche ich insbesondre in den 'Abhandlungen über die Quantitätsverschiedenheiten in den Saṃhitâ- und Pada-Texten der Veden' nachzuweisen versucht habe.

§. 2.

Es bedarf wohl nur der Bemerkung, daß wir in diesen vier Zahlwörtern nur eine große Zahl überhaupt zu erblicken haben, welche die Niederlage der Feinde und den Sieg des Sudâs veranschaulichen soll, wie deren in den Veden ziemlich viele vorkommen. Unter diesen nehmen die auf der Grundzahl 'sechs' und deren Multiplicationen beruhenden so ziemlich die hervorragendste Stelle ein. Hier haben wir 'sechs' 'sechzig' 'sechs Tausende'; 'dreimal sechzig' haben wir als Zahl der Marut Rv. VIII. 96 (85), 8; die Zahl 60,000 wird vielen Gegenständen gegeben (vgl. Rv. I. 126, 3; VIII. 4, 20 von Rindern; VI. 26, 6 von Feinden); die Zahl 60,099 (I, 53, 9), sogar 60,000 Myriaden (600,000,000), findet sich als Zahl von Rossen VIII. 46, 22, und selbst die Zahl 48000 (Rv. VIII. 2, 41) ist

wohl als eine Multiplication von 6000 durch acht zu fassen.

Bei diesem Vorwalten der Bildung großer Zahlen durch Multiplication von 6 wird sicherlich manchem Leser der römische Gebrauch von *sexcenti*, 600, zum Ausdruck einer unbestimmten großen Zahl, im Sinne von 'unzählige', einfallen; er wird wohl auf den Gedanken gerathen, daß unsre Auffassung der in dem besprochenen Vedenversen vorkommenden Multiplicationen von 'sechs' dadurch eine Stütze erhält, ja, daß dieser Gebrauch von Multiplicationen von 'sechs' schon in indogermanischer Zeit geltend geworden sei. Freilich wird sich dies nicht mit voller Gewißheit behaupten lassen; denn, da 'sechs' die erste Zahl ist, mit welcher die einfachste, durch die 'fünf Finger einer Hand gegebene', Zahlengruppe, fünf, überschritten, gewissermaßen die erste größere Zahl gebildet wird, konnte sich die Bezeichnung großer Zahlen durch Multiplication von 'sechs' auch unabhängig von einander nach der Sprachspaltung geltend machen; doch ist das Zusammentreffen immer auffallend und führt — zumal wenn man die Neigung der Inder zu systematisiren berücksichtigt — fast mit Nothwendigkeit zu der Frage, ob denn die Inder, welche um immer größere Zahlen für derartige Bezeichnungen aus der Grundzahl sechs zu gewinnen, diese durch Multiplication mit 10, mit 1000, mit 10,000, ja selbst mit 100,000,000 steigerten, eine der einfachsten durch 100 ganz übersehen hätten. Wirft man aber einmal diese Frage auf, dann wird, mit fast noch größerer Nothwendigkeit, die Frage entstehen, ob — ja wohl die Vermuthung, daß — in unsrer Stelle *shashṭiḥ çatā́* nicht 'sechzig Hundert', sondern 'sechs Hundert' heißen möge, so daß sich als Ausdruck

der 'großen, unbestimmten' Zahl der in dieser großen und siegreichen Schlacht gefallenen Feinde eine Multiplication von sechs durch zehn, hundert, tausend und die Grundzahl 'sechs' selbst — also 6666[1]) — ergiebt: eine Zahl, in welcher weder die Tausende doppelt und auf verzwickte Weise angegeben sind, noch die Hunderte fehlen.

Ich bin — freilich auf anderem, rein linguistischem Wege — zu dieser Vermuthung gelangt und fand eine Bestärkung derselben in Rv. III. 9, 9 (= VS. XXXIII. 7), wo es heißt

trī́ṇi çatā́ trī́ sahásrāṇy[2]) agním
triṃçác ca devā́ náva cāsaparyan |

übersetzt 'drei Hunderte, drei Tausende dreißig und neun Götter verehrten den Agni'. Hier findet sich einerseits dieselbe Eigenthümlichkeit, daß die Hunderte vor den Tausenden stehen, wie in der von uns zu besprechenden Stelle, andrerseits aber die dort vermißte Angabe der Hunderte *neben* den Tausenden und Zehnern. Daß wir als 'Einer' nicht 'Drei', wie dort 'Sechs', sondern 'neun' finden, ist von keinem Belang; doch will ich nicht bergen, daß ich es daraus erkläre, daß dieser Multiplication *nicht* ein 'Einer' zu Grunde liegt, *sondern* ein 'Zehner', nämlich 'Drei und dreißig', die dreimal elf Götter, welche in den Veden oft erwähnt werden. Bei der Multiplication ist diese Zahl in 30 und 3 ge-

1) Beiläufig bemerke ich — weil es Graßmann unter *shásh* übersehen zu haben scheint — daß *shát* hinter *ádhi* im Sinne eines Locativs steht, wie auch *páñca* in Rv. II. 2, 14, von welchem es Graßmann unter *páñcan* bemerkt; vgl. z. B. *sahásre . . . ádhi* VIII. 65 (54), 11. Die Zahlwörter — selbst *çatám* — sind im Veda bekanntlich zwar vorwaltend declinirt, aber oft auch wie Indeclinabilia behandelt.

2) Zu lesen *sahásrāṇi*.

theilt, jene mit 10 und 100 diese aber nur mit sich selbst, der heiligen Dreizahl, multiplicirt.

Die durch diese Vergleichung mir zu Theil gewordene Bestärkung in meiner Vermuthung war natürlich fast rein persönlich, nichts weniger als sachlich. Um sie zur Sicherheit oder wenigstens hohen Wahrscheinlichkeit zu erheben, bedurfte es neben der linguistischen Begründung, noch der Wegräumung einiger Bedenken. Wenden wir uns zunächst zu dem linguistischen Grunde, welcher mir diese Vermuthung an die Hand gab.

§. 3.

Es ist bekannt, daß die Zahl *sechs* im kirchenslavischen *šestĭ* heißt und anerkannt[1]), daß dieses der Form nach dem sanskritischen *shashṭí* entspricht; dieses *shashṭí* ist aber bisher nur in der Bedeutung 'sechzig' bekannt. Zwischen '*sechzig*' und '*sechs*' ist jedoch ein derartiger begrifflicher Unterschied, daß man vornweg mit Bestimmtheit behaupten kann, daß kirchenslavisch *šestĭ* in der Bedeutung 'sechs' nimmermehr der wirkliche Reflex von sskr. *shashṭí* in der Bedeutung 'sechzig' sein kann, daß vielmehr die indogermanischen Zahlwörter für 'sechs' und 'sechzig' ursprünglich, wenn auch in der thematischen Basis übereinstimmend, in den übrigen Elementen der Bildung verschieden gewesen sein müssen, und wenn sie schon vor der Sprachtrennung identisch geworden wären — was natürlich zweifelhaft, ja sehr zweifelhaft ist — dies nur phonetischen Umwandlungen zuzuschreiben sein würde. Da nun in den indogermanischen Sprachen in den Zahlwörtern, insbesondere in den der Grundzahlen, sich eine so große Ueber-

1) s. Fick, Vgl.e Wtbch. d. Indogerm. Sprachen I, 256 und II. 694.

einstimmung zeigt, daß wir — wenigstens — vermuthen dürfen, daß die in den alten Phasen erscheinenden Reflexe von Formen sind, welche schon der Zeit vor der Spaltung angehörten, so lag die Vermuthung nah, daß auch slavisch *šestĭ* in der Bedeutung 'sechs' schon der indogermanischen Zeit entstammt (vgl. §. 4); was aber der indogermanischen Zeit angehörte, konnte sich auch im Sanskrit widerspiegeln; also auch die indogermanische Grundform, welche in slav. *šestĭ*, sechs, sich erhalten hat; deren sskr. Reflex ist nun anerkannt sskr. *shashṭí*; wir sind also berechtigt zu vermuthen, daß dieses sskr. Wort einst 'sechs' geheißen habe, und dürfen sogleich wagen den späteren Verlust dieser Bedeutung einerseits dem Umstand zuzuschreiben, daß es durch phonetische Einflüsse mit *shashṭí* in der Bedeutung 'sechzig' formal-identisch geworden war, andererseits der Existenz noch eines anderen Wortes im Sanskrit, welches die Bedeutung 'sechs' hatte und zur herrschenden Bezeichnung dieser Zahl wurde.

Allein dieser Vermuthung traten zuerst mancherlei Bedenken entgegen; diese ließen sich jedoch bei genauerer Betrachtung nicht allein entfernen, sondern trugen theilweise noch dazu bei, die Vermuthung mehr und mehr zu bekräftigen und die Wahrscheinlichkeit derselben immer mehr zu steigern.

§. 4.

Zunächst erregte der Umstand Bedenken, daß, wie schon im vorigen § bemerkt ist, wenn wir *shashṭí* die Bedeutung 'sechs' zusprechen, noch ein Zahlwort mit der Bedeutung 'sechs' im Sanskrit erscheint, nämlich *shásh*. Dieses Bedenken verschwindet aber sogleich durch die sich schon

bei Fick (a. a. O. II. 694) befindende Bemerkung, daß slavisch *šestĭ* ursprünglich nicht die Bedeutung des Cardinale 'sechs' hatte, sondern die eines daraus abgeleiteten Abstractum, d. h. eines aus dem Cardinale gebildeten Derivats, welches die in diesem ausgedrückte Mehrheit als eine 'Einheit', gewissermaßen als eine aus so vielen, wie das Cardinale besagt, bestehende Gruppe bezeichnet, hier die 'sechs' als eine 'Sechsheit' eine 'Einheit, Gruppe von sechs'. Diese Abstract-Bedeutung ist auch in dem entsprechenden altnordischen *sett* 'Sechsheit, Sechszahl' bewahrt. Völlig dieselbe Umwandlung der ursprünglichen Abstract-Bedeutung in die des Cardinale, wie sie uns hier in *šestĭ* entgegentritt, findet sich bekanntlich auch in Bezug auf das Zahlwort für 'fünf' im Slavischen. Das Abstractum von 'fünf' heißt im Sanskrit *paṅktí* (auch *paṅktî*) und ihm entspricht in gleicher Bedeutung im Altnordischen '*fimt*'; im Slavischen dagegen entspricht ihm zwar in der Form *pętĭ*, in der Bedeutung dagegen ist dieses, wie *šestĭ*, Cardinale geworden und heißt 'fünf'.

Wie sich aber sskr. *paṅktí* — welches aus dem suffixlosen Theil von *páńcan*, nämlich *pańc*, oder vielmehr dessen indogermanischer Form *pank* und *ti* besteht — zu *páńcan* 'fünf' verhält, ganz eben so verhält sich der lautliche Reflex von slavisch *šestĭ* und altn. *sett*, nämlich sskr. *schash-ṭí*, zu sskr. *shásh 'sechs'*, konnte also vom linguistischen Standpunkt aus, wie *paṅktí*, altn. *fimt* 'Fünfheit' bedeutet, so, wie altn. *sett*, eigentlich 'Sechsheit' bedeuten, und verstärkt also die Vermuthung daß *shashṭí* an der besprochenen Stelle des Rv. 'sechs' bedeute, in einem, wie mir scheint, keineswegs geringem Verhältniß. Denn, wie die beiden ursprünglichen Ab-

stracta von 'fünf' und 'sechs' im Slavischen zu Cardinalia wurden — was sich ja einfach dadurch erklärt, daß in der Praxis das Cardinale und das Abstract in ihren Bedeutungen, z. B. 'Fünfheit' und 'fünf' leicht und wesentlich identisch werden konnten — so liegt die Vermuthung nahe, daß dies im Sanskrit auch in Bezug auf das einstige Abstract von *shásh* 'sechs', nämlich *shashtí* 'Sechsheit', wenn auch vielleicht nur in einzelnen Fällen, wie etwa dem vorliegenden geschehen konnte, und diese Vermuthung erhält keine geringe Bekräftigung dadurch, daß, wie ich (in der Abhandlung 'Das Indogermanische Thema des Zahlworts 'Zwei' ist DU' § 7, S. 24 und § 11 S. 33—35 [1]) in 'Abhandlungen d. k. Ges. d. W.' Bd. XXI) nachgewiesen zu haben glaube, die Zahlwörter für 20—90 im Arischen (Sanskrit und Zend) allsammt die Cardinalformen eingebüßt haben und durch deren Abstracta ausgedrückt werden. Diese Einbuße der Cardinalzahlwörter und deren Ersatz durch die Zahlabstracta konnte natürlich weder im Slavischen für 'fünf' und 'sechs' und wahrscheinlich noch einige — was ich hier ebenso wenig erörtern will, als verwandte Erscheinungen in den nächst verwandten Sprachen und selbst dem Albanesischen, da es für unsern Zweck völlig gleichgültig ist — noch im Arischen für 20—90 Statt finden, wenn nicht eine Zeit vorherging, in welcher beide Categorien angefangen hatten sich zu identificiren. Diese

1) Ich erlaube mir diese Gelegenheit zu benutzen in Bezug auf die Einbuße von arisch *ça* z. B. in zend. *haptáiti* 'siebenzig' für arisch *saptá*[*ça*]*ti* (indogerman. *saptá*[*daça*]*ti*) auch auf eine ganz analoge Einbuße und eines der schlagendsten Beispiele für die Synkopirung der so häufig gebrauchten Zahlwörter aufmerksam zu machen, nämlich auf neugriechisch *σαράντα* für altgriech. [*τεσ*]-*σαρά*[*κο*]*ντα* (vgl. auch neugr. *τριάντα* für altgr. *τριά*[*κο*]*ντα*).

allmälige Identificirung der Abstracta mit den Cardinalia giebt sich noch in den vier Constructionen der Zehner, insbesondere mit den durch sie gezählten Gegenständen, kund, welche uns im Veda begegnen. Zunächst erscheint nämlich der gezählte Gegenstand im Genetiv Plural, das Zahlwort im Singular, und in diesen Fällen hat das Zahlwort noch ganz den Character eines Abstracts, z. B. Rv. V. 18, 5 *yé me pañcâçátam dadúr áçvânâm*, wörtlich 'welche mir eine Fünfzigheit von Pferden gaben'. Ganz eben so sind sie noch vollständige Abstracta, wo sie der durch andre Zahlen gezählte Gegenstand sind, z. B. Rv. I. 133, 4 *tisráḥ pañcâçátas* (Acc. Plur.) 'drei Fünfzigheiten'. Ferner erscheinen sie im Singular und die durch sie gezählten Gegenstände mit ihnen in gleichem Casus, aber natürlich des Plurals, z. B. Rv. II. 18, 5 *â . . . yâhi . . . catvâriṃçátâ háribhir yujânáḥ* 'Komm heran bespannt mit . . . . einer Vierzigheit (= vierzig) Falben'; vgl. auch Rv. I. 123, 8 *triṃçátaṃ yójanâni* 'eine Dreißigheit (= dreißig) Yodschana's'. In diesen Fällen dient der gezählte Gegenstand gewissermaßen als Apposition, Ergänzung, Bestimmung des Zahlworts, welche mit diesem etwa durch ein 'nämlich' zu verbinden wäre. Diese Construction steht gleichsam in der Mitte zwischen der ursprünglichen Bedeutung und der späteren Verwendung als Cardinalia. Endlich erscheinen sie im Plural und der gezählte Gegenstand in demselben Casus, also ganz so construirt wie die Cardinalia der Einer im Sanskrit und alle Cardinalia in anderen Sprachen; in diesen Fällen sind sie ganz an die Stelle der Cardinalia getreten und ihr ursprünglicher begriffliche Werth: die Abstractbedeutung, ist ganz aus dem Sprachbewußtsein verschwunden; so z. B. Rv. I. 84, 13

Indro . . . *vṛitrā̆ṇi* . . . *jaghā̆na navatī̆r náva* 'Indra erschlug neunzig neun Vritra's' (natürlich 'neun und neunzig', nicht 'neun Neunzigheiten' was 810 wäre); ebenso Rv. IV. 26, 3 *ahám púro* . . . *ví airaṃ náva* . . . *navatī̆ḥ Çámbarasya* 'Ich habe die neun und neunzig Burgen des Çambara zerbrochen'.

Wenn ich Recht habe *shashṭí* in der Stelle des Rv., welche den Gegenstand dieses Aufsatzes bildet, in der Bedeutung 'Sechsheit' zu nehmen, so ist es in derjenigen Construction verwendet, welche den Uebergang von der Abstractbed. zu dem Gebrauch als Cardinale bildet; *çatā̆* (Plural) bildet die nähere Bestimmung: 'eine Sechsheit Hunderte', ganz wie in *viṃçatíṃ çatā̆* 'eine Zwanzigheit Hunderte' Rv. V. 27, 2. In dieser Zeit des Uebergangs konnten das Cardinale *shásh* und das Abstract *shashṭí* (= altnord. *sett* und formal = slav. *šestĭ*) recht gut neben einander bestehen; denn die Abstractbed. in *shashṭí* 'Sechsheit', wie sie hier hervortritt, giebt der in *pan̄cát* (= πεντάδ) und *paṅktĭ́* 'Fünfheit' neben *pán̄ca* 'fünf', *daçat* (= δεκάδ) und *dáçati* 'Zehnheit' neben *dáçan* 'zehn' kaum nach, und steht mit der (§. 1) erwähnten Verbindung von *viṃçatíṃ çatā̆* eigentlich '*Zwanzigheit Hunderte*', oder der von *pan̄câçát sahásrâ* (Rv. IV. 16, 13) eigentlich '*Fünfzigheit* (NB. als Indeclinabile) *Tausende*' auf völlig gleichem Fuße.

Das Bedenken, welches man aus der Existenz von *shásh* in der Bedeutung 'sechs' gegen die Annahme von *shashṭí* in wesentlich gleicher Bedeutung vorbringen kann, wird also durch die ursprünglich categorisch verschiedene Bedeutung des letzteren gehoben, während der Uebergang in die, in welcher es an der behandelten Stelle — unsrer Ansicht gemäß — erscheint, durch

eine beträchtliche Anzahl von Analogien Schutz erhielt.

§. 5.

Kaum ist jedoch das erste Bedenken weggeräumt, so erhebt sich sogleich ein zweites und wie es scheint, bedeutend schwereres. Ist es denkbar, darf man mit Recht fragen, daß *shashtí* in ein und derselben Zeit 'Sechsheit' dann 'sechs' und zugleich 'sechzig' habe bedeuten können? — Das Auffallende dieser Erscheinung wird aber sogleich nicht wenig gemindert, ja fast vollständig dadurch gehoben, daß wir in dem sogenannten Zend — dem getreuesten Achates des vedischen Sanskrits — eine wesentlich ganz gleiche unbezweifelbare Erscheinung finden: hier heißt *navaiti* bekanntlich nicht bloß, wie das im Sanskrit entsprechende *navatí*, 'Neunzig', sondern auch wie das wesentlich gleiche griechische ἐννεάδ[1]), 'Neunheit'. Daß aber 'Neunheit' eben so gut in der Bedeutung des entsprechenden Cardinale 'neun' hätte gebraucht werden können, wie 'Sechsheit' in der Bed. 'sechs', bedarf nach den Erörterungen des vorigen §. wohl keiner Bemerkung mehr.

Freilich glaube ich in der in der Note erwähnten Abhandlung (§. 10 S. 22), nach Analogie von zendisch *haptâiti*, siebenzig, *astâiti*, achtzig (vgl. langes *â* in sskr. *pañcâçát* und dessen Reflex *η* in griech. πεντήκοντα, lat. *â* in

1) Nach Analogie des Verhältnisses von sskr. *pankti* zu *pan'cát* = πεντάδ, sskr. *daçati* zu *daçát* = δεκάδ, sskr. *viçati* zu *viçat* = εἰκάδ, sskr. *triçati* (für ursprüngliches *triâçanti*) zu *triçát* = τριᾱκάδ, haben wir nämlich neben arischem *navati* in der Bedeutung 'Neunheit' ein gleichbedeutendes *navát* = ἐννεάδ anzunehmen (vgl. die erwähnte Abhandlung über das Indogerm. Zahlwort 'Zwei' § 6 ff.).

quinquâginta, so wie τριάκοντα, τεσσερήκοντα), mit Recht angenommen zu haben, daß *navaiti* in der Bedeutung 'neunzig' einst, ebenfalls mit langem *â*, *navâiti* lautete, während es in der Bedeutung 'Neunheit' — nach Analogie von sskr. *daçati* und *daçát* = δεκᾰ́δ, *pañcát* = πεντᾰ́δ, *viçăti* und *viçát* = εἰκᾰ́δ, *triçati* und *triçát* = τριακᾰ́δ — schon ursprünglich ein kurzes *a* hatte. Allein selbst, wenn mein Vorschlag in der Bedeutung 'Neunzig' *navâiti* in den Text zu setzen Billigung verdiente, so würde doch die Aehnlichkeit mit *navaiti* 'Neunheit' so groß sein, daß die geringe Verschiedenheit kaum ins Ohr fallen würde; sehen wir doch bei Zutritt des Suffixes *vañt* sowohl *haptâiti* als *astâiti* ihr *â* verkürzen und zu *haptăithivañt*, *astăithivañt* werden, und wenn einst auch im Sanskrit ein Abstract *navatí* 'Neunheit' existirte, würde, da die Zehner auf *tí* nicht, wie im Zend, ein langes, sondern kurzes *a* davor haben — wahrscheinlich aus ursprünglichem *â* durch Einfluß des folgenden acuirten *tí* verkürzt — das Zahlwort für 'neunzig' (*navătí*) entschieden mit ihm identisch geworden sein.

Wir sehen also, daß es recht gut möglich war, daß Abstracta der Einer und Zehner — wenn auch nicht ursprünglich — doch im Laufe der Zeit dazu kommen konnten, durch ein und dasselbe Wort ausgedrückt zu werden — freilich wohl nur so lange, bis dadurch entstandene Mißverständnisse etwa die Aufgabe der einen Bedeutung herbeiführten. Es konnte also recht gut eine Zeit geben, in welcher *shashtí* einerseits als Reflex von altnord. *sett* 'Sechsheit' und slav. *šestĭ* 'sechs', und andrerseits als Reflex von zendisch *khshvasti* (ursprünglich Sechzigheit, dann) 'sechzig' bezeichnete. Daß das Wort in der einen

Bedeutung ursprünglich auch in der Form wahrscheinlich verschieden war von der, welche es damals in der anderen hatte, ist für den späteren Gebrauch, als diese Verschiedenheit verschwunden war, völlig gleichgültig und wir haben deßhalb nicht nöthig uns auf die Frage, wie diese Formen ursprünglich lauteten, hier einzulassen. Ich verweise in dieser Beziehung auf die erwähnte Abhdlg 'über Zwei' (S. 33), wo ich vermuthet habe, daß sskr. *shashṭí* (= zend. *khshvasti*) in der Bed. 'Sechzigheit, sechzig' zunächst auf *shashâti* für ursprünglicher auslautendes *-âçati* beruhe (in letzter Instanz auf indogermanischem *svaksâ-dakant-î*), während, wie ich jetzt hinzufüge *shashṭí* (= altn. *sett*, slav. *šestĭ*) in der Bed. 'Sechsheit, sechs', nach Analogie von sskr. *paṅktī̆*, *paṅktĭ* = altn. *fimt*, Fünfheit = slav. *pętĭ*, fünf, von sskr. *daçatí* 'Zehnheit' = sskr. *daçát* = **δεκάδ**, sskr. *pan'cat* = **πεντάδ**, Fünfheit, auf einer indogermanischen Form mit schließendem *atī̆*, dann *atĭ*, endlich *tí* beruht, also ursprünglich wohl *svaksatī̆* dann *svakstī̆*, *svakstĭ* lautete; wie **πεντάδ** zu *paṅktí*, verhält sich dazu griech. **ἑξάδ**, könnte also wie sskr. *pan'cat* = **πεντάδ** neben sskr. *paṅktí* = slav. *pętĭ*, sskr. *daçat* = **δεκάδ** neben *daçati*, auch für eine indogermanische Nebenform **svaksát* geltend gemacht werden; allein da die griechischen Abstracta der vier ersten Zahlwörter auf *-άδ*: **μονάδ** und **ἑνάδ** bis **τετράδ**, so wie die von 40—90 **τεσσαρακοντάδ** u. s. w. (vgl. in der Abhdlg 'über Zwei' S. 24) entschieden erst auf griechischem Boden gebildet sind — und zwar unzweifelhaft nach falscher Analogie (s. a. a. O.) — so ist auch nicht sicher, daß **ἑξάδ** eine schon indogermanische Form widerspiegele (vgl. jedoch S. 155 Z. 11 ff.). Ueberhaupt — um dies beiläufig zu bemerken — scheinen in indogermanischer Zeit

Zahl-Abstracta, oder eher Gruppenzahlwörter, zunächst für die drei natürlichsten Gruppen *fünf* (Zahl der Finger an einer Hand), *zehn* (Zahl der Finger an beiden Händen), *zwanzig* (Zahl der Finger und Zehe) — auf denen die drei Zählmethoden, die quinare, decimale und vigesimale beruhen — und außerdem für *dreißig*, wofür ich aber keine Erklärung mit einiger Sicherheit[1]) anzugeben weiß, im Gebrauch gewesen zu sein; dafür entscheiden die mehrfach angeführten Abstracta; dazu tritt dann noch 'Sechsheit, Gruppe von sechs', wenn ich *shashṭí* diese Bedeutung mit Recht gebe; denn sie wird alsdann im Sanskrit, Altnordischen und Slavischen widergespiegelt; vielleicht ist auch das Abstract von *neun* als indogermanisch anzuerkennen, obgleich es nur im Zend und Griechischen nachzuweisen ist; denn eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gegenständen erscheint in der Neunzahl. Zu einer vollständig durchgeführten sprachlichen Categorie haben nur die philosophischen Griechen die Abstractbildungen erhoben.

§. 6.

Wir haben, ehe wir unsrer Vermuthung Wahrscheinlichkeit zusprechen dürfen, noch zwei Be-

1) Vielleicht ist es die Verzehnfachung der Zahl *drei*, deren Heiligkeit im Veda und Avesta wie auch bei nichtarischen Völkern uns oft entgegentritt, im Veda insbesondere in der Zahl der *deva's*: *dreiunddreißig*. Die Heiligkeit, oder überhaupt das Hervortreten der Gruppe 'drei', scheint auf der Zahl der drei mittleren, an Größe ziemlich gleichen, Finger zu beruhen. Die Zahl *dreiunddreißig* wird Rv. VIII. 28, 1 als 'drei über dreißig' gefaßt, häufiger als 'dreimal elf' (z. B. Rv. I. 139, 11; VIII, 35, 3); das letztere würde die Verdreifachung der um eins überschüssigen Zahlengruppe *zehn* sein, analog der Gruppe 'sechs' nach § 2. S. 360.

denken wegzuräumen, deren erstes ebenfalls schwer ins Gewicht zu fallen scheint. Es besteht nämlich darin, daß, wenn meine Vermuthung zu billigen ist, *shashṭí* in unserm Verse in beiden Bedeutungen 'sechs' und 'sechzig' vorkömmt. So etwas kann in unsrer Zeit und bei unserm Gebrauch der Sprache und insbesondere den jetzigen literarischen Verhältnissen eine reine Unmöglichkeit scheinen. Woher soll man wissen, was *shashṭí* das einemal bedeutet und was das andremal? Wie kann ein vernünftiger Mensch überhaupt ein und dasselbe Wort in einem und demselben Satz in verschiedenen Bedeutungen gebrauchen? Solche und ähnliche Urtheile drängen sich wohl manchem auf und er wird vielleicht glauben, damit meiner Vermuthung den Stab gebrochen zu haben. Denn daß wir, selbst bei unserm Gebrauch der Sprache, welcher von dem für die vedische Zeit vorauszusetzenden so sehr — man kann wirklich sagen himmelweit — verschieden ist, gar nicht selten dasselbe Wort im Zusammenhang der Rede in sehr verschiedenen Bedeutungen gebrauchen und das Verständniß diesem Zusammenhang, oder auch dem Verstand des Hörers, oder selbst Lesers überlassen, wird nicht selten vollständig vergessen. So z. B. können wir sagen und schreiben: 'Er fiel auf das Pflaster; das fiel auf' und es fällt uns dabei nicht im Entferntesten ein, daß — wenn etwa in tausend Jahren der Gebrauch von *fallen* in der Verbindung mit *auf* die Bedeutung 'in Verwunderung setzen' eingebüßt haben und spätere Lexica diese Bedeutung nicht mehr aufführen, ältere deutsche Lexica aber verloren sein sollten — die weisesten Grammatiker und Philologen des 4ten oder 5ten Jahrtausends wahrscheinlich absolut kein

Mittel haben würden, diesen Satz mit Sicherheit zu verstehen. Ebenso können wir sagen: 'Indem er die Felder u. s. w. voll Freude übersah, übersah er die Moräste', das zweite 'übersah' in der Bedeutung 'nicht bemerken'. Nicht minder können wir das vieldeutige Wort 'Zelle' in sehr verschiedenen Bedeutungen in einem und demselben Satz gebrauchen, ohne Mißverständniß fürchten zu müssen, und das thun wir und können wir thun in einer Zeit, in welcher man schon seit Jahrtausenden sich der Sprache vermittelst der Schrift für örtlich und zeitlich entfernte ja selbst sprachverschiedene Menschen bedient, also eigentlich genöthigt ist, um Mißverständnissen vorzubeugen, es mit den Wörtern unendlich genauer zu nehmen, als bei der Benutzung der Sprache zu bloß mündlicher Mittheilung in unmittelbarer Nähe — wie wir sie für die vedische Zeit, insbesondre für die der alten Vedenlieder, mit Entschiedenheit voraussetzen dürfen — wo sich Mißverständnisse durch Fragen einerseits und in Folge davon gegebene Aufklärungen leicht heben ließen.

Freilich giebt es in der Literatur nicht bloß ausgestorbener, sondern auch noch lebender Sprachen, ja in zeitgenössischen Schriften der eignen Sprache Fälle genug, in denen es sehr eingehender Untersuchungen der verschiedensten Art bedarf, um Mißverständnisse auf das richtige Verständniß zurückzuführen; sie bilden nicht selten die crux interpretum und spotten oft genug aller aufgewandten Mühe. Giebt es aber in Schriften, welche für weite Kreise, ja nicht selten in der — theilweise auch nicht getäuschten — Hoffnung abgefaßt sind, daß sie noch nach Jahrtausenden, ja von Völkern ganz verschiedener Sprachen gelesen werden würden,

Stellen in nicht unbeträchtlicher Anzahl, welche mißverstanden, ja gar nicht verstanden zu werden geeignet sind, dann kann man sich kaum der Furcht erwehren, daß in Gedichten wie denen der Veden — welche, wie gesagt, ursprünglich nur bestimmt waren, mündlich einem Kreise von Zuhörern vorgetragen zu werden, und zwar Zuhörern, welche in demselben Ideenkreise lebten und sich bewegten, denen der Dichter im Allgemeinen nichts mittheilte, was nicht der größere Theil von ihnen ebensogut wußte — nur nicht eben so gut und schön vorzutragen verstand — manches vorkommen müsse, was, wenn gleich den Zuhörern vollständig klar, schon nach einigen Jahrhunderten, wenn die Sprache derselben mehr oder weniger verändert oder gar ausgestorben war, die Ideen, Anschauungen und Thatsachen der Vedenzeit umgestaltet, oder ganz verschwunden waren, zu Mißverständnissen Veranlassung geben konnte oder gar mußte.

So ist es z. B. in Bezug auf den Gebrauch von *navaiti* im Vendidad XIV. 70 Spiegel = XIV. 7 Westergard, wo es heißt, *duyê navaiti açtanãm* für uns nach so vielen Jahrhunderten, welche seit Abfassung dieser Stelle verflossen sind, an und für sich sehr fraglich, ob zu übersetzen sei 'zwei Neunheiten (= 18) von Knochen' oder 'zwei Neunzigheiten (= 180) von Knochen'. Wenn aber die Ueberlieferung richtig ist — und ich glaube, daß daran wohl kaum zu zweifeln — dann haben wir anzunehmen, daß der Verfasser dieser Stelle — trotz der doppelten Bedeutung von *navaiti* (oder wenn ich richtig vermuthet habe: trotz der Aehnlichkeit von *navaiti* mit *navâiti*) — mit Recht voraussetzen durfte, daß ihn seine Zuhörer nicht mißverstehen würden; aus welchem Grunde er dieses vor-

aussetzen konnte, läßt sich freilich nicht mit Sicherheit errathen; vielleicht war die Verbindung von *zwei* mit *Neunzigheiten*, um 180 auszudrücken, völlig ungebräuchlich, vielleicht aber — und dies kommt mir viel wahrscheinlicher vor — war dem Verfasser bekannt, daß seine Zuhörer eben so gut, wie er selbst, wußten, daß in diesem Satze *nur* von 18 Knochen die Rede sein könne, und wer es nicht wußte, konnte sich ja bei einem Kundigeren Auskunft erholen.

Aehnlich verhält es sich mit *shashṭí* im vorliegenden Verse (Rv. VII. 18, 14). Da es — wie ich wenigstens wahrscheinlich gemacht zu haben glaube — zur Zeit des Dichters sowohl 'Sechsheit, Gruppe von sechs', als 'Sechzigheit, Gruppe von Sechzig' bedeutete, so konnte es — wie *navaiti* im Zend und so viele mehrere Bedeutungen habende Wörter in allen Sprachen — in beiden Bedeutungen gebraucht werden und darin machte es dann keinen Unterschied, ob dies in verschiedenen Versen oder — gleichwie in den erwähnten 'fiel auf', 'übersah', 'Zelle' — in demselben Vers oder Satz geschah. War dennoch Jemand in Zweifel, wie es hier zu verstehen sei, und befragte den Dichter darüber oder einen andern, dann würde er von jenem vielleicht die Antwort erhalten haben: 'Hast du je gehört, daß Jemand 'Sechstausend' durch 'sechzig Hundert' ausgedrückt hat? und, wenn dies auch anginge, hältst du mich für so dumm, daß ich 'Sechstausend' in einem und demselben Vers einmal durch 'Sechzighundert' und einmal 'durch Sechstausend' bezeichnen würde? oder endlich glaubst du, daß, wenn ich 'Zwölftausend' hätte sagen wollen, ich das nicht durch die eigentliche Bezeichnung *dvấdaça sahásrâ* hätte ausdrücken können und dennoch vermocht hätte

einen schönen Vers herauszubringen? Du weißt ja aber so gut wie ich, daß ich die Anzahl der gefallenen Anu's und Druhyu's so wenig wie du auf ein Haar kenne und dir wird es eben so bekannt sein, wie mir, daß wir die Sitte haben, wenn wir eine uns nicht genau bekannte große Anzahl angeben wollen, sie durch 'sechs' und dessen Vervielfältigung auszudrücken. Wenn du das nur ein wenig überlegt hättest, dann würdest du nicht nöthig gehabt haben auch nur zu fragen, was das erste *shashṭí* bedeute, du konntest dann gar nicht bezweifeln, daß es 'sechs' bezeichne und die Zahlwörter zusammen die schön abgerundete Zahl 6666 bilden.«

Freilich als *shashṭí* — wohl unzweifelhaft eben in Folge der möglichen Mißverständnisse in Betreff der Dinge, bei denen alle Gemüthlichkeit aufhört — die Bedeutung 'Sechsheit, sechs' verloren hatte und nur noch 'sechzig' bezeichnete, hatten die gelehrten Inder, welche manche Jahrhunderte nach Abfassung dieses Liedes sich an die Wiedererweckung des Verständnisses desselben machten, absolut kein Mittel ihr Ziel in Betreff der Bedeutung von *shashṭí* in dieser Stelle in der Verbindung mit *çatā́* zu erreichen und auch uns würde dies nicht möglich gewesen sein, wenn nicht ein gütiges Geschick den vollständig laut- und begriffsgleichen Reflex von sskr. *shashṭí* 'Sechsheit' in dem altnord. *sett* 'Sechszahl' und dem, wenn auch nicht vollständig (d. h. nicht categorisch: nicht Zahlabstract), doch wesentlich gleichen in kirchenslav. *šestĭ* 'sechs' bewahrt hätte.

§. 7.

Schließlich will ich noch ein Bedenken erwähnen, welches für die, welche mit dem Rigveda

einigermaßen bekannt sind, eigentlich der Erwähnung kaum werth ist. Es könnte nämlich ein und der andere daran Anstoß nehmen, daß *shashṭí* mit Sicherheit oder hoher Wahrscheinlichkeit nur einmal — an der behandelten Stelle — von mir in der Bedeutung 'sechs' nachgewiesen zu werden vermag; ich sage ausdrücklich: mit Sicherheit oder hoher Wahrscheinlichkeit; denn möglich, ja vielleicht besser als 'sechzig', könnte sie auch an einigen andren Stellen sein; diese zu erwähnen unterlasse ich jedoch, da ich diese Möglichkeiten nicht über das Maß einer unfruchtbaren Skepsis zu erheben vermag.

Aber schon wenn man den im Ganzen so geringen Umfang des Rigveda berücksichtigt, wird man diesem Bedenken kein besonderes Gewicht beilegen können, noch weniger aber, wenn man sieht, wie viele Wörter in ihm nur einmal vorkommen, eben so wie viele Bedeutungen von Wörtern, ja selbst grammatische Formen. Derartiges hier aufzuzählen, wäre Zeit- und Papierverschwendung; denn dazu genügt schon eine flüchtige Durchsicht von Graßmann's Wörterbuch. Bei einer solchen würde man auch Gelegenheit haben zu sehen, welche Bedeutungen die Interpreten des Rigveda sich genöthigt oder veranlaßt gesehen haben, oft einem und demselben Worte zuzuschreiben; so z. B. finden sich unter *arí* neben anderen die Bedeutungen *fromm* und *gottlos*. Solchen gegenüber scheint mir die in diesem Aufsatz ausgeführte Ansicht,

> »daß zwei ursprünglich ganz verschiedene Wörter, dessen eines — etwa zu Anfang der arischen Zeit — zu *svakshăti* geworden war und 'Sechsheit' hieß, während das andre *svakshâti* geworden war und 'Sechzigheit, sechzig' bedeutete, im weiteren Verlauf sich

ganz gleich wurden und im Sanskrit in der Form *shashti* — vielleicht nur kurze Zeit — sowohl 'Sechsheit, sechs', als 'Sechzig' bedeuteten und aus dieser Zeit die hier besprochene Stelle herrühre, in welcher es in der Bedeutung 'sechs' erscheint; daß alsdann diese Bedeutung ganz eingebüßt ward und dem Worte nur die von 'sechzig' verblieb — kaum zu verdienen auch nur auffallend gefunden zu werden.

Rigveda III, 31, 21 und VIII, 41, 10 als Ergänzung zu dem Aufsatz *svávas* und *svátavas*, S. 1—27.

§. 1.

In dem Aufsatz '*svávas* (zu lesen *suávas*) und *svátavas*', welcher die erste Stelle in dieser Sammlung (S. 1—27) einnimmt, haben wir eine im Veda mehrfach erscheinende Nasalirung eines Vocals zur Entfernung des Hiatus zwischen Wörtern kennen gelernt, und zugleich gesehen, wie sie die Pada-Verfertiger und Grammatiker zur Verkennung der grammatischen Gestalt der Nominative Singularis von *svávas (suávas)* und *svátavas* führte, von welchen der erste nur vor Vocalen vorkömmt und in der Saṃhitâ *svávẫ* lautet, der letztere einmal vor Vocal und in der Saṃhitâ entsprechend in der Gestalt *svátavẫ*. Diese und ähnliche Irrthümer, deren Zahl nichts weniger als unbedeutend ist, beruhen auf der geringen Kenntniß der vedischen Sprache, auf dem Bestreben alles mit Hülfe des gewöhnlichen oder eher des in den späteren Schriften der heiligen Literatur herrschenden Sanskrits zu erklären und bisweilen wohl auch auf der Scheu sich von einer, wenn auch irrigen, Ueberlieferung zu entfernen (vgl. oben S. 5). In den Verbindungen, wie *kadā̃ ṛitacíd*, *pathā̃ anehásâ* (ebds. S. 10; 14), war es unmöglich die bloße Nasalirung zu verkennen, da die grammatischen Formen nur *kadā*, *pathā* sein konnten; die Pada-Verfertiger

ließen die Nasalirung daher im Pada-Text einfach aus; wo es aber möglich war sie als einen Vertreter eines Nasals des gewöhnlichen Sanskrits zu betrachten, vergaßen sie ganz der so häufigen Nasalirung und erlaubten sich Annahmen, welche sich bei genauerer Betrachtung als unzulänglich erweisen. Allein so viele Irrthümer wir auch im Pada-Texte schon erkannt haben und noch erkennen werden, so mögen wir uns doch wohl hüten, darüber die unendlich großen Verdienste zu verkennen, welche wir den Arbeiten verdanken, auf denen die Pada-Texte beruhen. Es waren die ersten Versuche das Verständniß der Veden vermittelst Grammatik und Etymologie zu eröffnen und es wird stets bei derartigen Anfängen das natürlichste und beste sein, die nächst liegende Erklärung zu versuchen. Erst, wenn die Wissenschaft einen festeren Boden gewonnen hat, von wo aus sie mit größerer Sicherheit weiter zu schreiten vermag, erkennt sie nicht selten, daß das nächst liegende nicht immer auch das richtigste ist.

§. 2.

In einem der schönsten aber auch schwersten Hymnen (Rv. III. 31), welcher wesentlich die Geburt des Feuers, den Aufgang der Morgenröthe, die Macht des Opfers, des Indra zum Gegenstande hat, gewissermaßen die Zeit von der Bereitung des Opfers an bis zum Aufgang der Sonne schildert und ausfüllt, lautet der 21ste Vers in der Saṃhitâ

ấdedishṭa Vṛitrahâ' gópatir gâ'
antáḥ kṛishṇâ'ṃ arushaír dhâ'mabhir gât |
prá sûnṛ́tâ diçámâna ṛténa
dúraç ca víçvâ avṛiṇod ápa svâ'ḥ || .

Dieser Vers ist zwar der Form nach der vorletzte des Hymnus, materiell jedoch eigentlich der letzte: denn der Schlußvers kehrt in nicht weniger als *vierzehn* Hymnen ebenfalls als Schlußvers wieder und giebt sich schon dadurch als eine Art Refrain kund, welcher nicht zum eigentlichen Hymnus gehört; in dreizehn Fällen, von denen zwölf im dritten Maṇḍala — dem der Viçvâmitriden — erscheinen, werden die Hymnen, denen er angehängt ist, größtentheils ohne weiteres dem Viçvâmitra zugeschrieben, wenige schwankend; nur einer einem andern Rischi. Diese vierzehn Fälle sind III. 30, 22; 31, 22; 32, 17; 34, 11; 35, 11; 36, 11; 38, 10; 39, 9; 43, 8; 48, 5; 49, 5; 50, 5. — X, 89, 18; 104, 11. — Unser Vers bildet also den eigentlichen Schluß des Hymnus und giebt — wie in den vollendeteren und vollständig erhaltenen vorwaltend — gewissermaßen das Resultat des Opfers oder der heiligen Handlung, bei der er vorgetragen ward, an, hier: daß Indra mit dem Tageslichte das Dunkel der Nacht vertreibt und den hellen Tag in seiner ganzen Schöne anbrechen läßt.

§. 3.

Wir können uns jetzt zu unsrer eigentlichen Aufgabe wenden. Dem Leser, welchem der Aufsatz über *svávas* und *svátavas* bekannt ist, wird nicht entgangen sein, daß sie das auslautende ◡ der Saṃhitâ in *krishṇâ*◡ betrifft.

Die Verfasser des Pada-Textes betrachteten es, ihrem Verfahren gemäß, nach der allgemein im Rigveda geltenden Regel: 'daß nämlich auslautendes grammatisches *ân* vor folgenden Vocalen innerhalb eines Stollens *â*◡ gesprochen wird', als Vertreter von grammatischem *n* und nahmen

kṛishṇân als Acc. Plur. msc. von *kṛishṇá.* Die indische Interpretation schließt sich fast ausnahmslos an den Pada-Text; nur wenige Fälle giebt es, in denen uns eine Abweichung von diesem entgegen tritt; diese gehören gewiß der Zeit an, wo wenigstens einige indische Gelehrte die Veden noch mit freierem Blick betrachteten; später wurden sie und alles was sich an sie geschlossen hatte — also auch der Pada-Text — unbezweifelbare Autorität. So mußten sich denn auch in unserer Stelle die Interpreten bescheiden *kṛishṇâ* für grammatisches *kṛishṇân* zu nehmen und zuzusehen, wie sie bei dieser Annahme mit dem Texte zurecht kommen könnten. Da die indischen Interpreten sich so ziemlich alles denkbare erlaubten, um dem Saṃhitâ-Text, gestützt auf den des Pada, irgend einen Sinn oder Unsinn abzuquälen, erhielten sie, zumal bei ihrem außerordentlichen Scharfsinn, eine große Uebung in derartigen halsbrechenden Interpretationsversuchen und dadurch eine Geschicklichkeit, die oft lange blenden kann. An unserer Stelle ist es jedoch so arg noch nicht; Sâyaṇa beschränkt sich darauf, *kṛishṇân* 'die schwarzen' durch *karmavighnakâriṇo 'surân* 'die das Opfer störenden Asuren' zu erklären. An und für sich wäre das nicht so absolut unmöglich und ist auch von Graßmann in seiner Uebersetzung adoptirt; auch ist es auf jeden Fall noch besser, als das im Wörterbuch z. Ṛigv. 349 gewählte, wo er *gâ's* (Ochsen) dazu supplirt. Doch wie wenig das eine sowohl als das andre befriedige, kann man erkennen, wenn man eine danach gefertigte Uebersetzung betrachtet. Sâyaṇa's Erklärung ist von Wilson wörtlich als Uebersetzung des Textes gegeben; ich darf mich daher auf Mittheilung von dieser beschränken; doch gebe ich sie voll-

ständig, weil ich weiterhin ebenfalls eine vollständige Uebersetzung versuchen werde. Sie lautet (Tome III (1857) p. 47):

'Indra the slayer of Vritra, the lord of herds, has discovered[1]) the cattle and by his radiant effulgence driven away the *black* (*Asuras*) and indicating with veracity (to the *Angirasas*) the honest (kine), he shut the gate upon all their own cattle'.

Graßmann's Uebersetzung findet sich im 1ten Bande S. 530 und lautet:

'Der Vitratödter, der Herr der Kühe, wies Kühe als Geschenk an; mitten durch die schwarzen [Dämonen] ging er mit den feuerrothen Scharen [der Blitze]; und mit Gerechtigkeit die herrlichen Gaben anweisend, erschloß er alle seine Thüren.'

Alfred Ludwig, welcher überhaupt, durch seine Gewissenhaftigkeit insbesondre, sich um die Anbahnung eines richtigeren Verständnisses des Rigveda unleugbar nicht geringe Verdienste erworben hat, ist, so viel mir bekannt, der erste welcher durch seine Uebersetzung des zweiten Stollens dieses Verses, nämlich 'mit seinen roten Scharen drang er in die schwarzen ein', zeigt, daß er eine Ahnung davon gehabt zu haben scheint, daß die Adjective *krishnā́* und *arushais* zu einem und demselben Substantiv gehören, d. h. daß aus *dhā́mabhis* gewissermaßen ein Accusativ Plur. zu *krishnā́* zu suppliren sei. Wie er sich diese Auffassung aber zurecht gelegt hat, darüber hat er bis jetzt nichts veröffentlicht und da bei ihm jede Andeutung fehlt, daß eine Anmerkung diesen Vers erläutern werde, so sieht es fast so aus als ob er keine für nöthig gehalten habe.

1) Nach der V. L. in Max Müller's Ausgabe T. II. Preface p. LIV.

Das würde aber ein großer Irrthum sein: denn *dhâman* ist bekanntlich ein Neutrum, *krishnân* aber der Accus. Plur. msc., während es, als adjectivische Bestimmung des Acc. plur. von *dhâman*, die neutrale Form haben müßte, welche vedisch *krishnâ* lauten würde. Diese erhalten wir aber, wenn wir das ॅ nicht mit den Verfertigern des Pada-Textes als Vertreter von grammatisch *n* betrachten, sondern als Nasalirung des *â* zur Vermeidung des Hiatus, wie in Rv. I. 133, 6 in *bhîshẫ adrivaḥ*, I, 129, 9 *pathẫ anehásâ* und den nicht wenigen andern Beispielen, welche a. a. O. S. 354 ff. erwähnt sind.

§ 4.

Ehe ich meine Uebersetzung mittheile, will ich noch Ludwig's vorausschicken. Sie lautet (II. 72):

»Sein Augenmerk hat der Vritratöter, der Herr der Rinder, auf die Rinder gerichtet, mit seinen roten Scharen drang er in die schwarzen ein, | lerend alle seine Trefflichkeiten mit dem heiligen Gesetze, öffnete er alle seine Thore [? oder »alle seine Thore und das Svar«].«

Indem ich mich jetzt — ohne eine Critik der mitgetheilten Uebersetzungen zu liefern, die mehr Raum einnehmen möchte, als ich in Anspruch zu nehmen mir verstatte — zu der eigenen wende, bemerke ich, daß ich zuerst eine wörtliche geben werde, dann mir einige erläuternde Worte erlaube und zum Schluß eine wirkliche jedoch prosaïsche Uebersetzung versuche, d. h. ihr eine solche Form gebe, wie sie der Verfasser des Originals gebraucht haben würde, wenn er sich, statt des Sanskrits, der deutschen Sprache bedient hätte.

Also zunächst die grammatisch genaue wörtliche:

'Der Töter des Vritra, der Rinderherr, zeigte wiederholt seine Rinder; mit den rothen Schöpfungen ist er mitten unter die schwarzen gegangen und, seine Freundlichkeiten durch Wahrheit zeigend, hat er alle seine Thore enthüllt.'

Ich habe schon bemerkt, daß dieser Vers den Eintritt des Tages schildert; es geschieht dies durch Hervorhebung von drei Momenten, deren zwei letzte jedoch durch ein 'und' eng verbunden sind.

Das erste Moment ist dargestellt durch das Imperfect — den Exponenten einer dauernden Handlung — eines Iterativs oder Frequentativs oder Intensivs, und zwar im Âtmanepada — wodurch der Gegenstand als etwas dem Handelnden angehöriges bezeichnet wird, — und das Subject und Object der Handlung. Ich nehme an, daß das Wort *adedishṭa* hier die Bedeutung des Iterativs habe und gerade in Folge der mehrmaligen Wiederholung der Handlung diese in ihrer Totalität als eine dauernde gefaßt und deßhalb durch das Imperfect ausgedrückt ist; das Object der Handlung sind die dem Subject — Indra — angehörigen Rinder; daß er von diesen der Gebieter ist, wird noch ausdrücklich durch sein Epitheton *gópati* hervorgehoben. Daß Indra an die Stelle des indogermanischen *Diâús* (*Ζεύς*) getreten und, wie dieser, Herr des Himmels überhaupt dann speciell, als Veranlasser der hervorragendsten Erscheinungen desselben, des Regens und des lichten Tages, gefaßt sei, ist bekannt; in der letzteren Eigenschaft tritt er in nahe Beziehung zum griechischen Helios, ist insbesondre gerade wie dieser 'Besitzer von Rindern'. Indra's Rinder repräsentiren sowohl den Regen als das Licht, während die des Helios natürlich sich nur auf das letztere beziehen. Den Regen repräsentiren sie bekanntlich als Milch spendende;

denn mit dieser ward der Regen als befruchtend und somit alles ernährend gewissermaßen identificirt; das Licht höchst wahrscheinlich, weil die leuchtenden, farbigen, glänzenden Wolken mit den regnenden wesentlich identisch sind. An unsrer Stelle fasse ich die Rinder als die Morgenwolken, welche das Licht der noch nicht aufgegangenen oder sichtbar gewordenen Sonne schon reflectiren. Der Sinn dieses ersten Stollens scheint mir demnach 'Indra hat mehreremal noch vor Aufgang der Sonne leuchtende Wolken erscheinen lassen'. Das zweite Moment bildet das Einbrechen des Lichts in das Dunkel der Nacht unter Führung des Indra, und daran schließt sich unmittelbar der volle Anbruch des Tages durch Entfernung aller Schatten, die irgend einen Theil des Himmels noch verhüllten. Die Scheidung des ersten Momentes von den beiden eng verbundenen, dem zweiten und dritten, ist der Art, daß wir sie durch Partikeln ausgedrückt haben würden, dort ein 'schon' hier ein 'jetzt' hinzufügend; die Poësie vermeidet aber gern solche Spaltungen und in den Veden fehlen sie überaus häufig. Es bedarf nur noch zweier Bemerkungen: nämlich zunächst eine über *dhâman*, dessen Bedeutung mir am treusten im Zend bewahrt zu sein scheint 'Geschöpf'; ich übersetze es hier 'Wesen'. Ferner dann über *ṛiténa*: 'durch Wahrheit seine Freundlichkeiten zeigend' bedeutet 'seine freundliche Gesinnung durch etwas bewährend, woraus zu erkennen ist, daß sie eine wahrhaftige ist, gewissermaßen sie realisirend, bethätigend'; wir können es deßhalb hier 'durch die That' übertragen, gerade wie wir *satyá* nicht selten durch 'erfüllt und ähnliches = bethätigt' übertragen können (s. Graßmann Wtbch. 1451 *satyá* Bed. 4, 5 und 10); 'er ent-

hüllt alle Thüren des Himmels' bedeutet: dadurch, daß alle Schatten — alles Dunkel — der Nacht nun entfernt, ist kein einziger Zugang zum Himmel mehr verhüllt; der Glanz des himmlischen Tageslichts ist in seiner ganzen Glorie sichtbar. Ich würde demgemäß meiner Uebersetzung dieses Verses nun folgende Fassung geben:

'Schon hat Indra der Gebieter der Rinder mehreremal einige seiner Rinder [1]) erscheinen lassen; jetzt stürzte er sich mit den lichten Wesen mitten unter die dunkeln, und seine Güte durch die That beweisend hat er alle seine (d. h. des Himmels, als Reich des Indra) Thore enthüllt (d. h. sichtbar gemacht)'.

§. 5.

Wenden wir uns jetzt zu einem andern Halbverse, in welchem der Pada-Text mir ebenfalls eine Nasalirung mißverstanden zu haben scheint. Er findet sich Rv. VIII. 41, 10 und lautet:

yâḥ çvetâ'ṃ ádhinirṇijaç
cakré krishṇâ'ṃ ánu vratâ' | .

Sâyaṇa hat, wie nicht ganz selten, den Accent nicht beachtet und *ádhinirṇijaḥ* in zwei Wörter *ádhi* und *nirṇijaḥ* getrennt, welches letztere Acc. pl. von *nirṇij* sein würde.

Daß dies zu *seiner* Zeit die Leseart war, ist undenkbar, vielleicht könnte sie es aber einst überhaupt oder wenigstens in irgend einer Çâkhâ gewesen sein; *ádhi* zieht er zu *cakre*, eine Verbindung, die sonst nie im Veda erscheint, dagegen im späteren Sanskrit nicht selten vorkömmt und an unsrer Stelle dem Verbum *kar* dieselbe Bed.

1) Leider haben wir keinen partitiven Genetiv und '*seine Rinder*' würde alle umfassen, was falsch wäre; daher ich nicht weiß, wie ich den Sinn auf andre als diese schwerfällige Weise genau ausdrücken kann.

geben konnte, welche *dhâ* in den Veden durch *ádhi* erhält. Wenn man darin eine Schwierigkeit sehen wollte, daß dies der einzige Fall einer Verbindung von *ádhi* mit *kar* im Veda wäre, so könnte man diese Schwierigkeit in noch höherem Grade gegen *ádhinirṇij* geltend machen, welches überhaupt im ganzen Sanskrit nur dieses eine Mal vorkömmt. Ich kann nicht leugnen, daß ich für die Aufgabe dieses Aufsatzes es recht gern gesehen hätte, wenn Sâyaṇa's Theilung von *ádhinirṇijaḥ* sich als richtig erweisen ließe. Denn alsdann wäre — da *nirṇíj* ein Femininum ist (vgl. Rv. IX. 70, 7; 99, 1), — die irrige Transscription von *çvetā̃* und *kṛishṇā̃* durch *çvetā̃n* und *kṛishṇā̃n* im Padatext völlig unzweifelbar. Allein jener Beweis läßt sich nicht führen und Sâyaṇa's Commentar ist so voll von Ungenauigkeiten, Versehen und Fehlern dieser und ähnlicher Art, daß auf diesen allein sich keine Vermuthung stützen läßt. Sâyaṇa ist natürlich naïv genug, trotzdem daß ihm das weibliche Geschlecht von *nirṇíj* schwerlich unbekannt sein konnte, die Padaform *kṛishṇā̃n* damit als Adjectiv zu verbinden. Eine solche Naïvität ist natürlich jetzt außer der Zeit, und das St. Petersburger Wtbch und, diesem folgend, Graßman, da sie einen Irrthum des Pada-Textes nicht vorauszusetzen wagen, nehmen *ádhinirṇij* als ein Adjectiv, welches von jenem übertragen wird: 'mit einem Ueberwurf, Schleier, verhüllt', von diesem (im Wtbch) 'mit glänzendem Gewande bekleidet'; was für ein Sinn dadurch entsteht, zeigt Graßmann's Uebersetzung (I. S. 460), wo es heißt:

> 'Der nach der Ordnung weiße schuf
> umhüllte und die schwarzen auch'.

In dieser Uebersetzung haben wir drei Adjective,

ohne daß angegeben wäre, worauf sie sich beziehen; gesetzt man antwortete, da von Varuṇa dem Gotte des Himmels (*Οὐϱανός*) die Rede sei, so lasse sich wohl errathen, daß sich *weiße* auf die *Tage*, *schwarze* auf die *Nächte* beziehe, so bliebe doch ganz fraglich was '*die umhüllten*' bedeuten sollten und ich zweifle sehr, ob sich das Verständniß dieser Dreitheilung durch eine Vedenstelle erklären und feststellen läßt.

Alfred Ludwig, welcher sich so tief als irgend einer der jetzigen Vedenforscher in diese größtentheils schweren Reste des höchsten indischen Alterthums hineingelesen hat, scheint mir im Wesentlichen, wie sehr oft, so auch hier das Richtige in Bezug auf die Hauptsache getroffen zu haben. Leider findet sich jedoch, wie oben S. 167, so auch hier, weder eine Bemerkung noch eine Andeutung, daß eine Erläuterung oder Vertheidigung der Auffassung später folgen werde. Er übersetzt diesen Halbvers (I. S. 106):

»der seinem Wandel nach mit hellen Hüllen überzog die dunkeln.«

Ich fasse ihn, abgesehen von den vier ersten Wörtern, wesentlich ebenso und erlaube mir diese Auffassung zu erläutern. Da ich, wie gesagt, nicht wage *ádhinirṇijaḥ*, wie Sâyaṇa, in *ádhi* und *nirṇíjaḥ* zu trennen, so fasse ich es als Karmadhâraya, gewissermaßen eine 'Oberhülle', d. h. eine Hülle welche über etwas anderes gebreitet ist; der bekannten Regel gemäß hat diese Zusammensetzung in ihrer Totalität dasselbe Geschlecht, wie das hintere Glied derselben, *ádhinirṇij* ist also, wie *nirṇíj*, ein Femininum.

Demgemäß müssen auch die beiden sich darauf beziehenden Adjective, *çvetā́ḥ* und *krishṇā́ḥ*, Accusative Pluralis Feminini sein, und daß sie das sein können, ergiebt sich aus dem schon

mehrfach citirten Aufsatz über *svávas* und *svátavas*. Der Nomin. Sing. von diesen lautete ursprünglich *suávâs*, *svátavâs*, dann mit Visarga statt des auslautenden *s*, *suávâḥ*, *svátavâḥ*, weiter mit Einbuße des Visarga vor Vocalen, *suávâ*, *svátavâ*, aber mit eintretender Nasalirung des *â* zur Vermeidung des Hiatus, *suávâ͂*, *svátavâ͂*. Ganz ebenso lautet der Accusativ Plur. fem. von *çvetá*, *kṛishṇá* ursprünglich *çvetấs*, *kṛishṇấs*, mit Visarga statt *s*, *çvetấḥ*, *kṛishṇấḥ*, mit Einbuße des Visarga vor dem in unserer Stelle folgenden *a* und Nasalirung des nun auslautenden *â* zur Vermeidung des Hiatus, *çvetấ͂*, *kṛishṇấ͂*.

§. 6.

Von dem spurlosen Verlust des Visarga sind von mir zwar schon ziemlich zahlreiche Beispiele gegeben (insbesondre in 'Quantitätsverschiedenheiten, Iste Abhdlg, S. 246 ff., IVte, 2. S. 24 und 'Hermes, Minos, Tartaros', S. 27; vgl. jedoch auch 'Entstehung u. s. w. der mit *r* anlautenden Personalendungen' in Bd. XIII d. Abdhlgen der K. Ges. d. Wiss. §. 12, *β*, bes. Abd. S. 20); dennoch erlaube ich mir hier noch einige nachzutragen, da die Anerkennung dieser Erscheinung für den Vedentext von Wichtigkeit ist und zugleich auch für die alten Volkssprachen, in denen der spurlose Verlust von auslautendem *s* auf dem älteren des Visarga beruht (vgl. z. B. im Prâkrit *vacchâ* für *vrikshâs*, vermittelst *vṛikshâḥ*, Pâli *dhammâ* für *dharmâs*, vermittelst *dharmâḥ*).

So ist Rv. I. 162, 20 = VS. XXV. 43 = TS. IV. 6. 9, 3, wo die Saṃhitâ im Rv. und in der VS. den 2ten Stollen liest

mâ' svádhitis tanvà ͅ â' tishṭhipat te,

während die TS. nur darin abweicht, daß sie

tanúva statt *tànvà* hat. Da das *û* von *tanû* fast ausnahmslos nicht zu *v* wird (nämlich nur mit zwei Ausnahmen in dem wahrscheinlich späten 51st. Hymnus des Xt. Maṇḍala), sondern stets — und der Fälle sind sehr viele — Vocal bleibt, so fordert das Metrum im Rv., mit Contraction von *tanúa â* (für Pada | *tanvàḥ* | *â* |) zu *tanúâ*, zu lesen:

mâ′ svádhitis tanúâ′ tishṭipat te
| — ◡ ◡ — | | ◡ ◡ — — | | ◡ — — |;

in der TS. *tanúvâ*, mit theilweiser Bewahrung der ursprünglichen Aussprache, indem nur zur Entfernung des Hiatus aus dem Vocal *u* noch die entsprechende Liquida *v* hervorgetreten ist.

Ferner: Rv. V. 52, 14 lautet der dritte Stollen in der Saṃhitâ

divó vâ dhṛishṇava ójasâ,

im Pada

diváḥ vâ dhṛishṇavaḥ ójasâ.

Der Stollen soll ein achtsilbiger sein; ist aber in der Saṃhitâ neunsilbig. Wir erhalten die richtige Zahl und den richtigen Rhythmus durch Zusammenziehung des auslautenden *a* in *dhṛishṇava* mit dem anlautenden *o* in *ójasâ*. Die allgemeine Regel, wonach *-a o-* zu *au* wird, räth

divó vâ dhṛishṇavaújasâ
◡ — — — | ◡ — ◡ — |

zu lesen; zwar kann man dagegen Bedenken geltend machen und auch eine andre Leseweise vorschlagen; doch bin ich darüber noch nicht zu irgend einer Sicherheit gelangt und unterlasse es daher für jetzt näher darauf einzugehen.

Rv. VII. 32, 12 lautet der zwölfsilbige dritte Stollen in der Saṃhitâ:

yá I′ndro hárivân ná dabhanti tá◡ rípo

aber Silbenzahl und Rhythmus fordern zu lesen

yéndro hárivân ná dabhanti tá◡ rípo
— — ◡ ◡ | — ◡ ◡ — | ◡ — ◡ — |
so daß auch hier der Visarga in *yáḥ* spurlos verschwindet.

Rv. VIII. 1, 26 (= Sv. II. 6. 2. 5. 3) lautet der 3te Stollen, ein zwölfsilbiger, in der Saṃhitâ:

párishkṛitasya rasína iyám âsutíç

mit dreizehn Silben; Zahl und Rhythmus fordern wiederum statt *rasína iyám* (im Pada *rasínaḥ*) zu lesen *rasíneyám;* dadurch erhält der Stollen den Rhytmus:

◡ — ◡ — | ◡ ◡ ◡ — | ◡ — ◡ ◡̲ |.

Rv. VIII. 58 (Vâl. 10), 1 lautet in der Saṃhitâ der dritte elfsilbige Stollen mit zwölf Silben und falschem Rhythmus

yó anûcânó brâhmaṇó yuktá âsît

Zahl und Rhythmus ergiebt sich wenn man mit spurloser Aufgabe des Visarga (Pada: *yuktáḥ*) *yuktâsît* liest

— ◡ — — | — — ◡ — | — ⁄ — —

Rv. X. 129, 3 lautet der dritte Stollen, ein elfsilbiger, in der Saṃhitâ, mit Hinzufügung des ausgelassenen aber bekanntlich herzustellenden anfangenden *a*:

apraketá◡ salilá◡ sárvam â idám.

Wiederum gegen Silbenzahl und Rhythmus; beides erhalten wir, wenn wir *á* (im Pada *âḥ*) mit *idám* zu *edám* zusammenziehen

| — ◡ — — | ◡ ◡ — — | ◡ — ◡̲ |.

In demselben Hymnus lautet der 2te Stollen des 6ten Verses in der Saṃhitâ

kúta â'jâtâ kúta iyá◡ vísṛishṭiḥ;

wiederum mit einer überzähligen Silbe und falschem Schluß.

Beide Mängel sind gehoben, wenn wir in einem der beiden *kúta* (Pada: *kútaḥ*) den Visarga unberücksichtigt lassen und das *a* mit dem fol-

genden Anlaut zusammenziehen. Aber in welchem von beiden? Ich ziehe Contraction des ersten vor, lese also *kútâjâtâ;* doch ist der Grund, welcher mich dazu bestimmt, nicht durchschlagend; daher er unerwähnt bleiben mag. Das Metrum des Stollens ist bei dieser Lesung

— — — — | ◡ ◡ ◡ — | ◡ — —;

bei der andern: *kúteyám,*

◡ ◡ — — | — ◡ — — | ◡ — —.

Diese Beispiele des völligen Mangels an Einfluß des Visarga möchten für jetzt genügen; an einer anderen Stelle (in den Abhandlungen über den Sandhi in den Veden) werde ich deren noch mehr, wenn möglich, alle mittheilen. Hier will ich mich nur noch auf zwei Fälle beschränken, in denen diese Einflußlosigkeit des Visarga, wie in dem, in der Isten jener Abhandlungen S. 248 besprochenen und auch von den Verfertigern des Prâtiçâkhya (259) und des Pada-Textes richtig erkannten *svádhitîva* für *svádhitiḥ-iva* [1]), in

1) Der Halbvers in welchem er erscheint (Rv. V. 7, 8) lautet

çúciḥ shma yásmâ atrivát
prá svádhitîva rî́yate |.

Ludwig (Ueberstzg I. 373) übersetzt:

'Dem, welchem der reine hervorbricht, wie mit einer Axt, wie er dem Atri hervorbrach'. Er theilt demnach nicht, wie die Pada-Verfertiger, sondern nimmt das erste Wort als vedischen Instrumental *svádhitî*; eine eingehende Vertheidigung seiner Auffassung wird wohl die angedeutete Anmerkung bringen; bis dahin wird mir völlig unverständlich bleiben, was 'das Hervorbrechen des Feuers, wie mit einer Axt' bedeuten soll. Graßmann, welcher sich an die Auffassung des Prâtiçâkhya und Pada hält, übersetzt (I. 168)

Ihn, welchem recht nach Atri-Art
Die Flamme vordringt wie ein Beil u. s. w.

Die Vergleichung des Feuers überhaupt mit einem Beile läßt sich durch Rv. I. 127, 3 stützen, schwerlich

dem Saṃhitâ-Text hervortritt, aber von den Verfassern des Prâtiçâkhya und Pada nicht erkannt ist.

Den ersten Fall bildet Rv. X. 75, 7 wo die Saṃhitâ liest:

ṛíjîty énî rúçatî mahitvâ'.

Der Pada-Text giebt für *ṛíjîty* als grammatische Form *ṛíjîtî*, womit absolut nichts anzufangen ist. Bei Sâyaṇa wird das Wort mit Recht als Nominativ Sing. wie *énî* und *rúçatî* gefaßt; nur muß es alsdann als Repräsentant von grammatischem *ṛíjîtiḥ* genommen werden, mit spurloser Einbuße des Visarga in der Saṃhitâ-Lesung. Der Fall ist völlig identisch mit dem im Prâtiçâkhya (259) und Pada-Text richtig gefaßten und in der erwähnten Abhandlung über die mit *r* anlautenden Personalendungen (S. 20) erwähnten *bhûmy â* der Saṃhitâ (Rv. IX. 61, 10 = Sv I. 5. 2. 4. 1 = VS. XXVI. 16) für grammatisches *bhûmiḥ â*. Beide Fälle sind sich auch darin gleich, daß das Metrum die Rückführung der Liquida *y* auf den Vocal *i* fordert, also eigentlich nichts im Wege gestanden hätte, die allgemeine Sandhi-Regel in beiden Fällen anzu-

aber das Vordringen desselben. Ich nehme *çúciḥ* 'leuchtend, strahlend' in der Bedeutung, welche wir durch 'blitzend' ausdrücken. Wörtlich würde ich übersetzen: 'Wenn er als ein, wie ein Beil strahlender — gleich wie für den Atri — hervorbrach'. Bei 'er' ist durch den ganzen Hymnus — welcher dem Agni gewidmet ist —, selbstverständlich, daß *Agni* damit gemeint sei; natürlich ist ein scharf geschliffenes Beil, wohl eine zum Kampf geschärfte Streitaxt gemeint (vgl. die Beisätze von *svádhiti: téjamâna* (Rv. III. 8, 11), *pûtá* (VII. 3, 9)). Es galt für ein Zeichen der Gunst des Agni, wenn das Opferfeuer rasch in mächtigen Flammen, gleichsam wie eine scharfgeschliffne in die Höhe geschwungene Streitaxt, aufblitzte. Etwas minder wörtlich, aber dem Sinn angemeßner, würde ich demnach übersetzen: 'Für wen er (Agni), blitzend wie eine Streitaxt, hervorbrach' u. s. w.

wenden und demgemäß *ṛíjîtir énî* und *bhûmir â* zu sprechen. Wir haben also hier zwei der nicht ganz seltenen Fälle vor uns, welche zeigen, daß einst im Veda diese Sandhi-Regel nicht durchweg galt, daß vielmehr der Visarga (wohl nach und nach) spurlos verschwand und die Recitirer, auf deren Autorität in letzter Instanz unser Saṃhitâ-Text beruht, in solchen Stellen — dem geltend gewordenen Sandhi-Gesetz folgend — den vocalischen Auslaut — entweder ohne Rücksicht darauf, daß ihm eigentlich ein Visarga folgte, oder, was mir wahrscheinlicher, weil sie die Stelle nicht grammatisch verstanden — in die entsprechende Liquida verwandelten. Natürlich folgt auch daraus, daß in einigen Hymnen der Veden — vielleicht in allen sehr alten — die Sandhi-Regeln für den Visarga (statt ursprünglich auslautender *s* und *r*) noch gar nicht galten, daß dieser vielmehr sich zuerst unbeeinflußt von den folgenden Anlauten erhalten hatte, später aber in Fällen, wie die angeführten, spurlos verschwand und dadurch die entschieden falsche Anwendung von Sandhiregeln anbahnte, welcher wir in Fällen, wie die eben besprochenen *bhûmy â*, *ṛíjîty énî*, begegnen. Doch darauf näher einzugehen ist hier nicht der Ort; bemerken will ich nur noch, daß auf diesem spurlosen Verlust des Visarga auch *áha evâ* für *áhar* (Rv. VI. 48, 17), *akshâ Indu*° für *akshâr* (Rv. IX. 98, 3 = Sv. II. 5, 1, 16, 3, wo aber *aksharad*) beruhen; in letzterem ist zugleich vielleicht eine Spur davon zu erkennen, daß einst der Stollen den Vers bildete, denn *akshâ* findet sich am Ende des vorderen Stollens; ebenso beruhen einzig darauf die Nominative Sing. auf *â* für *âḥ* (statt ursprünglichen *âs*) in *uçánâ* (vor *s* Rv. I. 51, 10; vor *k* I. 83, 5; VIII. 23, 17; IX. 87, 3; vor *p*

IV. 26, 1, mit folgendem *iva* zu *uçáneva* zusammengezogen IV. 16, 2), *purudá-sâ* (vor *p* Rv. VII. 73, 1), *anéhâ* (vor *t* Ath. VI. 84, 3)[1]. Sollte ich noch dazu kommen, die Entstehung und Entwickelung des sogenannten classischen Sanskrits zu behandeln, dann wird sich zeigen, daß die, übrigens nicht immer beobachtete, Regel, daß diese Wörter im Nom. sing. keinen auslautenden Visarga haben, nur auf diesen und wohl noch andern ähnlichen Fällen der vedischen Literatur beruhe.

Der zweite Fall, welchen ich noch erwähnen wollte, ist einer der interessantesten; es sind nämlich in ihm zwei ursprünglich durch Visarga getrennte Vocale — wie in den so häufigen Verbindungen mit *iva* — untrennbar in der Saṃhitâ (wie z. B. in dem erwähnten *svádhitîva*) verbunden. Er findet sich Rv. II. 20, 2, wo der erste Halbvers in der Saṃhitâ lautet:

tváṃ na Indra tvâ'bhir ûtî'
tvâyató abhishṭipâ'si jánân | ,

aber zu lesen ist

tuáṃ na Indara tuâ'bhir ûtî'
tuâyató abhishṭipâ'si jánân |
◡ — ◡ — | ◡ ◡ ◡ — | ◡ — — |
◡ — ◡ — | ◡ — ◡ — | ◡ ◡ — |;

1) Bezüglich *dhanvâsáhâ* (Rv. I. 127, 3, vgl. die Abhandlung 'über die mit *r* anlautenden Personalendungen, S. 20 Anm. 29), in welchem der Mangel des Visarga in der Saṃhitâ regelrecht sein würde (es folgt *n*), bleibt doch auffallend, daß auch der Pada-Text keinen auslautenden Visarga hat; und da sich im Rv. (und ich glaube, im ganzen Sanskrit, außer einem Nomen proprium) keine Zusammensetzung mit auslautendem *sáhas* findet, wohl aber eine ziemliche Anzahl mit *sáha* und *sahá*, so bin ich jetzt fast eher geneigt in *dhanvâsáhâ* die grammatische Form *dhanvâsáhas* mit *â* für *as*, wie im Veda oft (s. 'Quantitätsverschiedenheiten u. s. w.' I. Abhandlung, S. 255 ff.) zu erkennen. Daß *dhanvâsáhâ* ein Nomin. Sing. sei (vgl. Agni's Bogen Rv. VIII. 72 (61),4), ist nicht zu bezweifeln.

bezüglich des Schlusses | ◡ ◡ — | statt des gewöhnlichen | ◡ — ⏓ | vgl. man in diesem Hymnus Vs. 1 a, b und Vs. 6, b, so wie M. Müller Rig-Veda-Sanhita, translated u. s. w. Preface CXXI § 8.

Der Pada-Text hat | *abhishṭipā́* | *asi* |; daß das erstere Wort Nominativ Singularis sein müsse und für grammatisches *abhishṭipā́ḥ* stehe, nimmt Sâyaṇa mit vollem Rechte an und danach hat auch Ludwig (II. S. 64) 'der . . . Schützer' übersetzt. Graßmann in seinem Wörterbuch (86—87) vermuthet, daß *abhíshṭî pâsi* zu schreiben sei; allein drei Aenderungen, welche dadurch zugleich nothwendig werden: *î* für *ĭ* in *abhishṭî*, Accentuirung des *i* in *abhíshṭî* und Einbuße des Accents in *pâsi* machen die Berechtigung zu dieser Aenderung höchst unwahrscheinlich, während die mehrfach eintretende spurlose Einbuße des Visarga durch die gegebnen und leicht noch zu vermehrenden Beispiele so sehr gesichert ist, daß wir ihre Bewahrung in der Saṃhitâ, zumal vor dem Verbum substantivum (*asi*) eben so wenig auffallend zu finden brauchen wie vor *iva* (in *svádhitîva* (für *svádhitiḥ-iva*).

Was die Uebersetzung dieses Stollens betrifft, so lautet sie bei Ludwig (a. a. O.): 'Du bist unser, Indra, mit deinen Hilfsleistungen, der nahe Schützer der dir zugethanen Leute'; bei Graßmann (I. S. 27):

'Du schützest uns durch deine Hülfen, Indra,
bist Beistand uns den Männern die dich lieben'.

Ich construire: *Indra, tuám asi abhíshṭipā́ḥ naḥ tvâyatáḥ jánân tuā́bhiḥ ûtî́.* Das vordere Glied *abhishṭi* nehme ich im Sinne eines Instrumental Pluralis — Plural, weil im Rigv. nur *abhíshṭibhiḥ* als Instrum. erscheint —. Die Accusative sind von *abhishṭipā́* regiert (vgl. *adhipâ* mit Accusativ Rv. VII. 88, 2 und viele andre Beispiele, in

denen Nomina wie ihre verbale Basis construirt werden), gewissermaßen 'durch Beistand beschützend'. Wörtlich würde also die Uebersetzung lauten: 'Indra! du bist der durch Beistand uns: die dich liebenden Männer, mit deinen Hülfen schützende', dem Sinne gemäß: 'Du bist es Indra, der uns, die dich liebenden Männer, durch deinen Beistand, deine Hülfen beschützest'.

§. 7.

Dem vorigen §. gemäß wird wohl Niemand mehr zweifeln, daß in den Accusativen Plur. Fem. *çvetā́ḥ* und *kṛishṇā́ḥ* (s. §. 5) der Visarga eingebüßt werden konnte. Wie nun die Recitirer, auf deren Autorität in letzter Instanz der überlieferte Saṃhitâ-Text beruht, nach eingetretenem spurlosen Verlust des Visarga den Auslaut eines Wortes behandelten, als ob er der grammatische wäre, und demgemäß, um z. B. den Hiatus in *ṛijîti énî* (§. 6) zu entfernen, daß *i*, dem geltend gewordenen Sandhi-Gebrauch des gewöhnlichen Sanskrits folgend, vor dem folgenden *e* liquidirten, so konnten sie auch, wo sich die Aussprache mit Hiatus erhalten hatte, um diesen zu heben (vgl. oben S. 10 ff.), nach sporadischem aber ziemlich häufigem Verfahren (vgl. ebdas. S. 1 ff.), den auslautenden Vocal, wie in *suávâṁ ávobhiḥ* u. s. w. (a. a. O.) für grammatisches *suávâḥ*, dann mit Einbuße des Visarga: *suávâ*, nasaliren. Ganz in Uebereinstimmung damit, wurde dann *çvetā́ ádhi*⁰ (für *çvetā́ḥ*), *kṛishṇā́ ánu* (für *kṛishṇā́ḥ*) zu *çvétâṁ ádhi*⁰, *kṛishṇā́ṁ ánu*.

Was schließlich die Uebersetzung dieser Stelle betrifft, so habe ich schon oben (S. 173) bemerkt, daß ich mich im Wesentlichen — außer in Bezug auf *ánu vratā́*, wo ich *vratá*, ursprünglich

wesentlich identisch mit *vṛitá*, Ptcp. Pf. Pass.[1]) von *var*, aber dessen Neutrum in Abstractbedeutung: ‘das Gewählte = Gewollte’ (cf. lat. *vol-o*) in der Bed. ‘Gesetz’ nehme — Alfr. Ludwig anschließe. Das Verbum *kar* ‘machen’ wird, wie das gleichbedeutende *πράσσειν*, oft mit zwei Accusativen construirt (vgl. z. B. Rv. VII. 88, 6 *yáḥ* . . . *tvā̆m ā̆gâ◡si kṛiṇávat* ‘wer Sünden gegen dich begeht’). Ich übersetze dem gemäß ‘Welcher (nämlich Varuṇa) seine weißen Oberhüllen gemacht hat über die schwarzen, den (ewigen) Gesetzen gemäß’, d. h. welcher Gott des Himmels, der Weltordnung gemäß, den Tag auf die Nacht folgen läßt. Man kann, wie mir scheint, unbedenklich *ádhinirṇijaḥ* bei *kṛishṇā̆ḥ* suppliren, da Rv. I. 113, 14 die Nacht als *kṛishṇā̆ nirṇíj* ‘schwarze Hülle’ bezeichnet wird.

1) Es ist identisch mit dem in *βέλτ-ιον βέλτ-ιστο* zu Grunde liegenden **βελτο*, gewählt = gewollt; dieses verhält sich zu *vṛitá* und *vratá* wesentlich eben so wie dialektisch *μορτό* (= sskr. *márta*) zu sskr. *mṛitá* und *βροτό* (für *μροτό*).

Ueber

einige indogermanische — insbesondre lateinische und griechische — Zahlwörter.

§. 1.

In der Vten Abhandlung über 'Die Quantitätsverschiedenheiten in den Saṃhitâ- und Pada-Texten der Veden' unter *ashṭa-* habe ich gezeigt, daß *ashṭă-*, wo es das vordere Glied einer Zusammensetzung bildet, genau dem griech. *ὀκτα-* in demselben Gebrauch (z. B. in *ὀκτα-κόσιοι*) entspricht und dem lateinischen *octin-* (z. B. in dem, dem griech. *ὀκτα-κόσιοι* wesentlich entsprechenden *octin-genti*), daß alle drei das Thema dieses Zahlworts widerspiegeln: indogermanisch *aktan-*, sskr. — wie die großen indischen Grammatiker aus der Declination schlossen — *ashṭan-*. Im Sanskrit ist, nach der bekannten allgemeinen Regel über die auf *n* auslautenden Themen, das *n* im vorderen Glied eingebüßt; im Griechischen zeigt, wie ebenfalls bekannt, das auslautende *α*, daß dahinter ein Nasal eingebüßt sei, welcher, da das Thema dieses Zahlworts entschieden nicht auf *m* auslautete, nur ein *n* sein konnte; nur im Latein ist dieses *n* bewahrt und *a* zu *i* geworden, ganz wie in *in-*, dem Reflex des sogenann-

ten *an-* privativum (eher oppositionale, da es ursprünglich und theilweis auch noch im späteren Gebrauch dem dadurch gebildeten Worte die positiv entgegengesetzte Bedeutung von dem Worte, oder dessen Ableitung giebt, welches das hintere Glied der Zusammensetzung bildet, z. B. sskr. *ûná*, ermangelnd, aber *án-ûna*, viel, Rv. X. 140, 2, voll, Rv. VII. 27, 4, *sakṛit*, adv. einmal, aber *a-sakṛit*, wiederholt, oftmals, z. B. Nal. IX. 24 Bopp, *unmatta*, toll, aber *an-unmatta*, bei voller Besinnung seiend, z. B. Nal. VIII. 1 Bopp; ebenso *ṛita* adj. wahr, ntr. Wahrheit, *an-ṛita*, adj. lügnerisch, n. Lüge, *ἀλκή*, Stärke, *ἀν-άλκεια*, Schwäche, *firmus*, fest, stark, *in-firmus*, schwach; es beruht dies auf der GWL. II. 45 ff. gegebnen Etymologie, wonach die Negation im Indogermanischen aus dem Begriff anders (als) hervorgegangen ist[1]); daher denn auch die Bed. 'schlecht', eigentlich 'anders als es sein müßte', z. B. sskr. *á-suta* 'schlecht, d. i. anders als [d. h. nicht] auf die richtige Weise gepreßt' Rv. VII. 26, 1[2]); *ἀβουλία* 'Zustand, schlecht berathen zu sein, böser Rath'; das deutsche 'Unthier' für 'widernatürliches, abscheuliches Geschöpf').

Gegen diese Auffassung von lateinisch *octin-*

1) Daher auch die Negationen *na* und *má* im Sanskrit so gebraucht werden, z. B. Nalus VIII. 18 (Bopp) ist *na çudhyate* zu übertragen 'es verdunkelt sich' statt 'nicht (*na*) erhellt sich' (*çudhyate*); in Bezug auf *má* vgl. 'Quantitätsversch.' V. unter *práyogá*.

2) Nur in der im Text angeführten Stelle glaube ich diese Bedeutung mit Sicherheit annehmen zu dürfen (s. S. 201 ff.), mit Wahrscheinlichkeit auch Rv. VI, 41, 4. Dagegen bin ich zweifelhaft über die Bedeutung in Bezug auf Rv. VIII. 64 (53), 3 (= Sv. II. 6. 1. 3. 3 = Ath. XX. 93, 3). Für VS. XIX. 78; 95 (beide auch im TBr.) vgl. man den Commentar von Mahîdhara.

kann man ein Bedenken aus dem Zahlworte *quadrin-genti* entnehmen; es gilt demnach, den Versuch zu machen, dieses zu entfernen. Ehe wir uns jedoch dieser Aufgabe speciell zuwenden, wollen wir die übrigen dem *octin-* analogen Formen in Betracht ziehen, und zeigen, oder wenigstens höchst wahrscheinlich machen, daß das in ihnen erscheinende *n* ebensowenig wie in *octin-* ein *m* vertrete.

§. 2.

Hier tritt uns zunächst *non-genti* entgegen, in welchem *nôn* (vgl. wegen der Länge des *o* weiterhin *nônin-genti*), da *m* vor *g* fast durchweg zu *n* wird (vgl. z. B. *con-gero*, aber auch z. B. *circum-gemo*), eben so gut eine Zusammenziehung von *novem*, wie von *noven* sein könnte; *novem* wäre die lateinische Form dieses Zahlworts, *noven* dagegen, in der Zusammensetzung (nach Analogie von *octin-*) *novin-* (zusammengezogen zu *nôn-*, indem °*ovi*° zu *ô* ward, wie in *nônus* aus *nŏvimus* = sskr. *navamás*) der Reflex des griechischen *ἐννα-* (für *ἐνϝαν-* in Zusammensetzungen) = sskr. *nava-* (für *navan-* in Zusammensetzungen), so daß *nôn-genti* für **nŏvin-genti* in dasselbe Verhältniß zu *ἐννα-κόσιοι* tritt, wie *octin-genti* zu *ὀκτα-κόσιοι*. Das sskritische *navan*, als Thema, ist wiederum von den indischen Grammatikern nur aus der Declination erschlossen, erhält aber hier seine glänzende Bestätigung durch das entsprechende deutsche Zahlwort: denn mag das gothische *niun* den ursprünglichen Nominativ Singularis des Ntr. widerspiegeln, oder eine Verstümmelung des Nomin. Plur. dieses Geschlechtes sein, was mir viel wahrscheinlicher — Verstümmelungen

der so häufig gebrauchten Zahlwörter sind ja bekanntlich sehr häufig und schon in der indogermanischen Zeit eingetreten[1]) — es beweist unzweifelhaft, daß *n* Auslaut des Themas ist; denn wenn es den Nomin. Sing. Ntr. widerspiegelt, dann vertritt es ursprüngliches *navan* (identisch mit dem Thema); wenn aber den Nomin. Plur., dann ist es eine Verstümmelung von ursprünglichem *navăn-â* oder *navân-â*[2]).

Es wird Niemand verkennen, daß durch die thatsächliche Nachweisung von *n* als Auslaut des Themas vermittelst goth. *niun* unsre Auffassung des *n* in *octin-*, so wie die des *-α* für *-αν* in *ὀκτα-* und des sskrit. *-a* für *-an* in *ashṭa-* keine geringe Bestätigung erhält (vgl. übrigens auch das schon von Bopp Vgl. Gr. §. 313; 316 hervorgehobene litauische *n* in *aszton-i*). Andrerseits wird aber auch, da auch in *octin-* das *n* unter keiner Bedingung ein Vertreter von *m* sein kann, dadurch höchst unwahrscheinlich, ja wohl schon unmöglich, daß das auslautende *n* von *nôn-*, für *nŏvin-* das *m* in *novem* repräsentire; es ist vielmehr völlig identisch mit dem auslautenden *n* von gothisch *niun*, d. h. Auslaut des Themas dieses Zahlworts, welches die indischen Grammatiker, mit ihrem grammatisch sichern Blick, nicht bloß für das Sanskrit, sondern wesentlich auch für die Indogermanischen Sprachen allsammt einzig aus der sskritischen Declination erschlossen haben.

Vielleicht, ja nicht unwahrscheinlich ergiebt sich auch aus dem Latein allein der Beweis,

1) Vgl. oben S. 149 Anm. und die dort im Texte angeführten Stellen, zu welchen die Anmerkung gehört.

2) 'Quantitätsverschiedenheiten' IV. 2, S. 16 und 3, S. 3 unter *bhûma*.

daß das auslautende *n* in *nôn-* nicht für *m* stehe. Wir haben nämlich neben *nongenti* und dessen Ableitungen auch die Form *nôn-in-genti*, *nôn-in-gentesimus* (auch *nôn-i-gesimus*, vgl. *octĭpes* statt *octin-*), *non-in-genties*. Diese Formen sind zwar nach falscher Analogie gebildet — indem das *in* zu fehlen schien, welches in *octingenti*, *septin-genti*, *quin-genti* erscheint und nun nach deren Analogie eingeschoben ward; allein, wenn diese Nebenform verhältnißmäßig alt war und *nôn* nicht aus *novin*, sondern aus *novim* = *novem* entstanden wäre, dann würde das Sprachgefühl, welches gewöhnlich ein zähes Leben führt, sich vielleicht dieser Entstehung erinnert und nicht *nôn-in-genti*, sondern *nôm-in-genti* gebildet haben. Doch die Verballhornisirung von *nongenti* zu *noningenti* konnte freilich auch erst zu einer Zeit eingetreten sein, in welcher sich das *n* — selbst wenn es für *m* eingetreten wäre — schon so festgesetzt hatte, daß seine Entstehung aus *m* dem Sprachgefühl ganz entschwunden gewesen sein konnte; in diesem Falle würde das *n* in *non-in-genti* u. s. w. für die Entscheidung der Frage, ob es in ihnen ursprünglich, oder für *m* eingetreten sei, unerheblich sein. Zwar glaube ich, daß wir nach den bisher geltend gemachten Gründen eigentlich kaum eines weiteren bedürfen, um uns für die Ursprünglichkeit des auslautenden *n* in *nôn-* zu entscheiden; glücklicher Weise fehlt es aber auch daran nicht.

Ganz wie in *nôn-genti*, ergiebt sich nämlich auch in *septin-genti* der Auslaut des vorderen Theils als *n*, durch die Vergleichung mit *ἑπτακόσιοι*, mit sskr. *sapta-* als vorderem Glied von Zusammensetzungen (z. B. *saptá-daçan* 'siebenzehn') und vor allem mit gothisch *sibun*, welches wie

niun entweder Nom. Sing. Ntr. und dann mit dem Thema identisch ist, oder, wie mir wahrscheinlicher, verstümmelter Nom. Pl. Ntr., d. h. des indogermanischen *saptắn-â* oder *saptā́n-â* (s. oben S. 187). Auch hier erhält die Annahme der indischen Grammatiker, daß als Thema *saptán* aufzustellen ist, durch das Germanische eine glänzende Bestätigung und nach Analogie von *octingenti*, *non-genti* werden wir dasselbe auch in latein. *septin-* aufs treueste widergespiegelt finden. Ueberhaupt dürfen wir als Gewinn der bisherigen Untersuchung die zwei Punkte hinstellen:

1. daß für die Zahlwörter sieben, acht, neun in der That die indogermanischen Themen zur Zeit der Spaltung *saptán*, *aktán*, *návan* lauteten;

2. daß sie treu in latein. *septin-* *octin-* und *nôn-* für *novin-* bewahrt sind.

§. 3.

Es scheint mir aber noch ein weiterer Gewinn daraus hervorzugehen.

Wie die indischen Grammatiker die echten Repräsentanten von jenen im Sanskrit erkannten, nämlich *saptán* (vedisch, gewöhnlich *sáptan*, vgl. *ἑπτά*), *ashṭán* (vedisch, in der gewöhnlichen Sprache *áshṭan*, vgl. *ὀκτώ*) und *návan*, so stellen sie auch für das Zahlwort 'fünf' als Thema *páńcan* auf. Auch hier beruht diese Annahme einzig auf der Declination und vielleicht der Analogie mit jenen und *dáçan* (indog. *dákan*, wie vor allem goth. *taihun* zeigt, vgl. auch das auslautende *α* in *δέκα*).

Allein während die Berechtigung für die indogermanischen und sanskritischen Zahlwörter

von 7. 8. 9. 10. Themen mit auslautendem *n* aufzustellen wohl von Niemand in Abrede gestellt wird, hat bekanntlich schon Bopp (VGr. §. 313) bezweifelt, ob dem Zahlwort für 'fünf' im Indogermanischen ein auslautendes *n* hinzuzufügen sei und geglaubt, daß im Sanskrit und Zend das auslautende *n* ein späterer Zusatz sei. In der That ist es auffallend, daß in dem einfachen Cardinale sich keine Spur eines auslautenden *n* findet; aber dieser Mangel trifft nicht bloß die europäischen Sprachen und das Armenische, sondern, was Bopp unbemerkt gelassen hat, entschieden auch das Sanskrit und wahrscheinlich auch das Zend; denn das *n* im Genetiv der sskritischen Form *páñcânâm* gehört wenigstens in dieser Gestalt des Genetivs nicht dem Thema an und in Bezug auf das zendische *pañcănăm*, welches in der That der Genetiv von einem Thema *pañcan* sein würde, kann man bei der sonstigen großen Uebereinstimmung des Zends mit dem Sanskrit und der so starken Corruption der Zend-Texte sehr zweifelhaft sein, ob die Kürze oder das nicht nasalirte *a* vor *n* richtig sei. Die übrigen Casus folgen zwar der Analogie der Themen auf *an*, zeigen aber — freilich in Uebereinstimmung mit diesen — kein *n*.

Sonderbarer Weise hat aber Bopp, trotzdem er an derselben Stelle die Bemerkung in Bezug auf auslautendes griechisches *α* für einstiges *an* macht, nicht angemerkt, daß in der überwiegenden Mehrzahl der Zusammensetzungen als vorderes Glied nicht die gewöhnliche Form *πεντε-* erscheint, sondern *πεντα-* d. h. eine Form, welche, wie *ἑπτα-*, *ὀκτα-*, *ἐννα-*, auf ein Thema *πένταν* deutet. So erscheint denn auch *πεντακόσιοι*, aber kein *πεντε-κόσιοι*, gerade wie *ἑπτα-*

κόσιοι, ὀκτα-κόσιοι, ἐννα-κόσιοι. Wie nun den drei letzteren im Latein *septin-genti*, *octin-genti*, *non-genti* (für *novin-genti*) entsprechen (s. §. 2), so würde *πεντα-κόσιοι* im Latein durch *quinquin-genti* widergespiegelt werden. Statt dessen finden wir im Latein *quin-genti*, ein Wort, dessen erster Theil auf jeden Fall — wie das ja bei Zahlwörtern so oft vorkömmt — verstümmelt ist. Man könnte nun zwar vom isolirt lateinischen Standpunkt aus an ein *quinque-genti* denken, aber da dies gar keine Analogie in den Zahlwörtern für die Hunderte hat, wohl aber ein **quinquin-genti* sich genau so zu *πεντα-κόσιοι* verhält, wie *septin-genti* u. s. w. zu *ἑπτα-κόσιοι* u. s. w., so scheint es mir kaum zweifelhaft, daß dieses als die volle Form dieses Zahlworts aufzustellen sei. Dabei halte ich es zwar kaum für nöthig, will aber doch nicht unterlassen zu bemerken, daß *quinquin-genti*, bei der zwiefachen Wiederholung ein und derselben Silbe, sich weit eher geneigt zeigt, verstümmelt zu werden, als *quinquegenti*, welches sich eben so gut vollständig zu erhalten vermocht hätte, wie *quinquâginta*, fünfzig. Zwar könnte man auf den ersten Anblick in dem lateinischen Zahlwort für 'fünfzehn', in welchem *quin-decim*, nach Analogie von *un-decim*, *duo-decim*, *tre-decim*, *quatuor-decim*, *se-decim*, *septen-decim*, *octo-decim*, *noven-decim*, unzweifelhaft eine Verstümmelung von *quinque-decim* ist, einen Grund finden *quin* auch in *quin-genti* für *quinque* zu nehmen; allein wer diese Zahlwörter genauer betrachtet, kann schon aus ihnen erkennen, daß sie keine Zusammensetzungen, wie die für die Hunderte (von 600 an) unzweifelhaft, sind, sondern Zusammenrückungen, in denen beide Glieder in ihrer flexivischen Form einst getrennt neben einander gesprochen und

erst später verbunden wurden; dafür entscheidet auch das Griechische, wo sie, obgleich ein Wort bildend, noch durch *και* verbunden sind und das vordere Glied seine grammatische Form (außer in *τρισκαίδεκα* für *τρεισκαίδ⁰*) treu bewahrt, in 'fünfzehn' speciell nicht *πεντα* (wie in *πεντακόσιοι*), sondern *πεντε* zeigt.

Ich glaube, daß wir somit eine Bestätigung dafür erhalten nicht bloß, daß die indischen Grammatiker *páñcan* mit Recht als das Thema dieses Zahlworts im Sanskrit aufgestellt haben, sondern auch, daß man für das Indogermanische *pánkan* als Thema aufstellen müsse.

Es bliebe nun noch übrig, zu erklären, wie so es gekommen, daß — außer dem Sanskrit und Zend — die indogermanischen Sprachen in dem unzusammengesetzten Zahlwort für 'fünf' jede Spur des auslautenden *n* eingebüßt haben; in Betracht kommen hierbei jedoch nur griech. *πέντε* (statt *πέντα*, wie *ἑπτά*, *ἐννέα* und auch *δέκα*), lat. *quinque*, deutsch, z. B. goth. *fimf* (statt *fimfun*, wie *sibun*, *niun*, *taihun*) und vielleicht armenisch; denn die celtischen Zahlwörter haben von 5 bis 10 durchweg das Ende vom letzten Vocal an (diesen eingeschlossen) eingebüßt, die slavischen haben das Zahlabstract[1]) an die Stelle des Cardinale gesetzt und die lettischen eine durch ein hinzugetretenes Suffix veränderte Form. Da es für unsren Zweck genügt, *pánkan* mit auslautendem *n* nachgewiesen zu haben, so ist es nicht nöthig, jene erwähnten Umwandlungen und Verstümmelungen zu erklären. Gern gestehe ich auch, daß ich nicht im Stande bin, sie so klar zu legen und zu erweisen, wie es der heutige Standpunkt der

1) s. oben S. 148.

Sprachwissenschaft erfordern würde, erlaube mir aber die Bemerkung, daß, wenn die starken Umwandlungen und Verstümmelungen, denen wir bei den Zahlwörtern begegnen, sich im Allgemeinen aus dem so häufigen Gebrauch derselben ergeben, sie natürlich am stärksten in den Zahlwörtern erscheinen werden, welche häufiger als die andern oder am häufigsten gebraucht werden. Dazu gehört aber wohl unzweifelhaft das Zahlwort 'fünf'. Denn es giebt mehrere Dinge, welche in der Fünfzahl existiren; vor allen die fünf Finger; an diese schließt sich die sehr vorherrschende und wahrscheinlich älteste Gruppenzahl 'Fünfheit' [1]) und die Zahl vieler Einrichtungen, Aemter u. aa., z. B. Einsetzung von Festen, die alle fünf Jahre gefeiert werden, von Aemtern, welche von fünf Männern verwaltet werden u. aa. Durch einen derartigen häufigen Gebrauch wurde goth. **fimfun* ebenso verstümmelt wie die meisten celtischen Zahlwörter (wo z. B. irisch *pimp* entspricht); im Griechischen mochte sich durch den häufigen Gebrauch von *πέντα* (wie *ἑπτά*) der Werth des *α* aus dem Sprachbewußtsein verlieren und es nach der Analogie so vieler andren *α* sich zu *ε* schwächen — wofür ich aber bis jetzt keinen ganz analogen Fall nachzuweisen vermag (*μέ* z. B. entspricht zwar, wie die Accentuirung wahrscheinlich macht, dem sskrit. *mâm*, allein *mâ* erscheint neben letzterem — freilich ohne Accent — und eine ganz sichre Erklärung des Verhältnisses beider Formen giebt es — so viel mir bekannt — bis jetzt nicht).

1) s. a. a. O. S. 154.

§. 4.

Wir haben absichtlich in den beiden vorhergehenden §§. die vier lateinischen Zahlwörter für Hunderte vorausgeschickt, in denen das auslautende *n* des vorderen Gliedes sich als Schlußlaut des Themas wohl unzweifelhaft erwiesen hat, nämlich *septin-genti*, *octin-genti*, *nôn-genti* und *quin-genti*, welches ich wohl mit Recht als eine Syncopirung von *quinquin-genti* erklärt habe. Denn wenn sich nun auch ein Bedenken gegen diese vier mit einander harmonirende Fälle von einem einzigen anderen, *quadringenti* aus erhebt, so wird man doch gern zugeben, daß es nicht sehr ins Gewicht fällt und wir können sagen, daß, wenn wir es auch nicht wegzuräumen im Stande wären, das Resultat in Bezug auf jene vier dadurch kaum beeinträchtigt werden würde. Allein ich glaube, daß es uns gelingen wird, das Bedenken, welches aus *quadringenti* entnommen werden könnte, zu entfernen, wenn wir nachweisen, wodurch die Anomalie in diesem herbeigeführt ward.

Das Bedenken, welches durch *quadringenti* entsteht, ist, wie wohl jedem Sprachforscher bekannt sein wird, folgendes. Die Zahlwörter für 200, 300 und 400 — vielleicht auch das für 100 im Griechischen — beruhen im Latein und Griechischen nicht, wie die von 600 an entschieden, auf Zusammensetzung, sondern auf Zusammenrückung (wie denn bekanntlich das Sanskrit und Zend für die Hunderte allsammt weder die eine noch die andere Verbindung zu einem Worte kennt, sondern alle von 200 an durch zwei Wörter ausdrückt: Zwei Hunderte, Drei Hunderte u. s. w.); so beruht lateinisch *du-centi*, gleichwie *δια-κόσιοι*, *tre-centi* = *τρια-*

κόσιοι auf den zwei Pluralen Nom. Ntr. *δυᾰ*, lat. *duo*, *τριᾱ*, lat. *trî* (vgl. *trî-ginta* = *τριά-κοντα* [1]), indem des letzteren *i* sich dem Vocal *e* der folgenden Silbe *cen* assimilirte) und dem Plural des Wortes für 'Hundert'. Die beiden zusammengerückten Wörter wurden aber dann in Adjectiva verwandelt, im Lateinischen, wie es scheint, unmittelbar, im Griechischen durch Antritt des sekundären Affixes *ιο*. Der Nom. Plur. Ntr. des Zahlwortes 'vier' lautete indogermanisch *katvărâ* oder *katvârâ*, welchem im Griech. *τέσσαρᾰ* (mit Verkürzung des Auslauts, dessen Länge im ionischen *τεσσερή-κοντα* = lat. *quadrâ-ginta* bewahrt ist), *τέτταρα* und mit spurloser Einbuße des indogerman. *va* — jedoch nur wo es vorderes Glied eines Compositum ist — *τετρα*. Diesem entspricht genau latein. *quadra*, obgleich für dessen *d* statt *t* bis jetzt ebenso wenig eine sichere Erklärung geliefert ist, als für das griech. *βδ* in *ἕβδομο* gegenüber von sskr. *saptamá* und lat. *septimo*, so wie für das griech. *γδ* in *ὄγδοο* gegenüber von sskr. *ashṭamá*, lat. *octavo*. Trotz dieses Mangels bezweifelt aber Niemand die Identität von *ἕβδομο* mit *saptamá septimo* und eben so wenig die von *quadra* mit *τετρα*. Dieses *τετρα* erscheint nun in *τετρα-κόσιοι* und sein auslautendes *α* ist ein ganz anderes als das von *ἑπτα-* in *ἑπτα-κόσιοι*; während hinter letzterem ein *ν* eingebüßt ist, ist in *τετρᾰ* für *τετϝαρᾱ* nur das auslautende ursprünglich lange *ᾱ* verkürzt, wie auch in *τετταρᾰ́-κοντα*, gegenüber von *τεσσερή-κοντα* und dorisch *τετρώ-κοντα*, welches letzte das ganz getreue

1) Vgl. 'Das Indogermanische Thema des Zahlworts 'Zwei' u. s. w. S. 5; in Abhdlgen der k. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Bd. XXI.

Spiegelbild von lat. *quadrâ-ginta* ist. Trotzdem finden wir als Reflex von *τετρα-κόσιοι*, im Latein *quadrin-genti*, als ob, wie in *septin-genti*, der vordere Theil nicht eigentlich *quadrâ*, sondern *quadran*, wie *septan* in *septingenti* u. s. w. gewesen wäre. Man könnte demnach sagen, wie sich *quadra* in anomaler Weise hier in *quadrin-* umgewandelt hat, so könnte *in* auch in *octin-genti* u. s. w. in anomaler Weise aus *octo* oder *octa* entstanden sein, so daß also aus *ἑπτα-κόσιοι* = *septin-genti*, *ὀκτα-κόσιοι* = *octin-genti*, *non-genti* (für *novin-genti*) = *ἐννα-κόσιοι* nicht geschlossen werden dürfe, daß in *quingenti* (für *quinquin-genti*) *πεντά-κοσιοι* das *in* ein ursprüngliches *an* repräsentire.

Freilich kann man sich gegen diese Einrede auf das Zahlenverhältniß berufen, geltend machen, daß es doch immer wahrscheinlicher sei, daß vier nach lautlichen Gesetzen erklärbare Formen eine, derselben begrifflichen Categorie angehörige, anomaler Weise in ihre Analogie gezogen haben, als daß eine anomal entstandene vier in dieselbe Anomalie hinüber geführt habe. Dadurch würde die Frage aber keineswegen entschieden. Eine Entscheidung, welche auf hohe, ja die höchste Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann, gewinnt man nur, wenn man im Stande ist, nachzuweisen, aus welchem Grunde in dieser einen Form dieser Anomalie oder eher falschen Analogie Statt gegeben ward und ich glaube, daß dies nicht so schwer sein wird.

Stellen wir uns vor: die Sprache wäre bei Bildung des Zahlworts für 'vierhundert' streng den Sprachgesetzen gefolgt, dann würde das Wort — nach Analogie von *quadrâ-ginta* zu *τεσσερή-κοντα*, *τετταρᾰ-κοντα* — entweder *quadrâ-genti* oder *quadră-genti* geworden sein. Wenn

von diesem ein Nominativ oder Accusativ des Neutrum zu bilden gewesen wäre, dann hätten sie *quadra-genta* geheißen, wären also, wenn *quadrâ-genta*, nur durch den Vocal *e* statt *i* von jenem geschieden gewesen, also nur durch Vocale, welche noch obendrein im Latein so oft mit einander wechseln, ohne die Bedeutung zu beeinträchtigen. Sprach man aber *quadră-genta*, dann wäre zwar noch ein kurzes *a* statt des langen hinzugetreten, allein — aber auch so — welch geringe kaum in das Ohr fallende Unterschiede bei Wörtern, welche kategorisch verwandte und doch um das Zehnfache verschiedene (40 und 400) Bedeutungen zu bezeichnen bestimmt waren. Eine solche Aehnlichkeit, ja! man kann sagen, in practischer Beziehung fast vollständige Gleichheit zweier Wörter, deren, möchte man sagen, zehnfache Verschiedenheit für fast alle socialen Verhältnisse von der größten Wichtigkeit gewesen wäre, konnte sich sicherlich bei keinem Volke längere Zeit behaupten, bei welchem der Sinn für Hab und Gut auch nur in geringem Maße entwickelt war, am wenigsten aber bei den alten Römern, welche sich durch Fleiß, Sparsamkeit, sorgsame Haushaltung, eifrige Pflege von Hab und Gut und achtsames Rechnen auszeichneten — Tugenden, welche alle, die die niederen Classen des italiänischen Volkes kennen gelernt haben, bei diesen auch heute noch gefunden haben, wo irgend die gränzenlos zerrütteten Besitzverhältnisse dieses, von der Natur reich gesegneten, aber durch jene Zerrüttung fast ganz verkommenen Landes, die Uebung derselben ermöglichen.

Es war somit für die Römer die Nothwendigkeit gegeben, die Zahlwörter für 'vierzig' und 'vierhundert' stärker von einander zu scheiden,

als in ihrer etymologischen Gestalt geschehen war. Was lag da näher, als daß das Zahlwort für 'vierhundert' sich der Analogie von *quingenti* (für *quinquin-genti*, wie ich angenommen habe), *septin-genti*, *octin-genti*, *non-genti* (für *novin-genti*) eng anschloß und man statt *quadragenta* fortan *quadrin-genta* sprach. Sahen wir doch, daß dieses mittlere *-in-* so sehr Character dieser Hunderte zu sein schien, daß dadurch für *non-genti*, in welchem durch die Zusammenziehung von *novin-* zu *nôn-* dieses *-in-* verdunkelt war, eine Nebenform *nônin-genti* entstand, in welcher es, da dieses *novin-in-genti* repräsentirt, in etymologischer Beziehung zweimal enthalten ist.

Da es vielleicht dazu dienen kann, die Richtigkeit meiner Erklärung von *quadrin-genti* noch mehr zu erhärten, außerdem an und für sich für die Erkenntniß der Zahlwörter nicht ganz unerheblich sein möchte, endlich mit wenigen Worten abgethan werden kann, verstatte ich mir zwei griechische Zahlwörter kurz zu besprechen, deren eines, ebenfalls durch das Bedürfniß strengerer Scheidung in seiner Form fixirt zu sein scheint, während das andre wohl auf gleich anomale Weise wie *quadrin-genti* in die Analogie der nächststehenden Zahlwörter hinüber geführt ward.

Das erste ist ebenfalls das Zahlwort für 'vierhundert'. Genau genommen bedurften die Griechen hier keiner Scheidung zwischen den Zehnern und Hunderten im vorderen Compositionsglied, da das zweite Glied scharf geschieden war, nämlich durch *-κοντα* (für ursprünglich indogermanisches *dákantâ*, Zehne, Plur. Nom. Ntr., dessen erste Silbe aber schon vor der Sprachspaltung eingebüßt war) in den Zehnern von *κοσιο*

(für *κοτιο* ursprünglich *κοντιο* durch *ιο* aus *κοντο* für indogermanisches *kanta* 'Hundert' abgeleitet) in den Hunderten. Eine ähnliche fast vollständige Gleichheit, wie zwischen lat. *quadra-ginta* und **quadra-genta*, war also hier unmöglich, da selbst ein aus dorisch *τετρώ-κοντα* erschließbares **τετρά-κοντα*, 'vierzig', von *τετρα-κόσια* (Nom. Plur. Ntr.), 'vierhundert', wohl hinlänglich verschieden war. Dennoch war, wie seit Buttmann (Ausführliche Griechische Sprachlehre II. 2 (1827), S. 412, Berichtigungen zu I. S. 283) in den mir zugänglichen griechischen Grammatiken gelehrt wird, während für 'vierzig' *τεσσαρά-κοντα*, *τετταρά-κοντα* (ion. *τεσσερή-κοντα*, dor. *τετρώ-κοντα*) verstattet sind, für 'vierhundert' nur die Form *τετρακόσιοι* erlaubt. Ist diese Lehre richtig (was zu verificiren ich den Philologen anheimstellen muß), dann wird diese Beschränkung wohl sicherlich dem Bestreben zuzuschreiben sein, die beiden so bedeutungsverschiedenen Zahlwörter auch in der Form stärker von einander zu scheiden.

Der andre Fall betrifft das griechische Zahlwort für 'sechshundert' *ἑξα-κόσιοι*. Den Ergebnissen unsrer Untersuchung gemäß ist im Lateinischen sowohl als Griechischen das vordere Glied der Zahlwörter für 500 und 700—900 die thematische Form

in der Graeco-Lateinischen Grundform:	im Lateinischen:	Griechischen:
penkan	*quinquin- (quin-)	*πεντα-*
septan	septin-	*ἑπτα-*
oktan	octin-	*ὀκτα-*
navan	*novin- (nōn-)	**ἐνϝα-*, (*ἐννα-* für *nvan-* statt *navan-*).

Im Lateinischen gilt dasselbe Gesetz auch für sechshundert in *sex-centi*, in welchem *sex* die Graeco-Lat. Grundform ist, welche im Latein. treu bewahrt, im Griech. ἕξ geworden ist. Im Griechischen tritt dagegen ἑξα- statt ἑξ- ein, also ἑξακόσιοι. Bei der vollständigen Uebereinstimmung der umgebenden Zahlwörter im Latein und Griechischen ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Griechen so lange sie -ξκ- zu sprechen vermochten, dem Lateinischen entsprechend, ἑξκόσιοι sprachen; als aber die griechische Phonetik die Einbuße des Zischlautes in ξ vor κ u. aa. Consonanten zum Gesetz erhoben hatte, hätte die Form ἑκ-κόσιοι lauten müssen, wodurch die Bedeutung — zumal für ein Zahlwort — zu sehr verdunkelt worden wäre; zwar könnte man dagegen anführen, daß man ja ἑκκαίδεκα 'elf' ohne Scrupel statt ἑξκαίδεκα (= lat. *sexdecim*) sprach; allein hier war ἑκ durch das folgende καί 'und' im Sprachbewußtsein als categorisch gleich mit dem dann folgenden δεκα, also als Zahlwort, fixirt, so daß die phonetische Umwandlung die Erkenntniß der Bedeutung nicht beeinträchtigen konnte. In *ἑκκόσιοι wäre dies aber schwerlich der Fall gewesen und so ergab sich — wie in *quadringenti* — durch die Nähe der categorisch gleichen, an Anzahl noch reicheren, Zahlwörter mit α vor κ, nämlich διακόσιοι τριακόσιοι τετρακόσιοι πεντακόσιοι ἑπτακόσιοι ὀκτακόσιοι ἐννακόσιοι mit Leichtigkeit ein — anomales — Eindringen von α an derselben Stelle auch in ἑξακόσιοι. Freilich erscheint dieses anomale α auch in anderen Bildungen, so der Ableitung durch κις ἑξά-κις (nicht ἑκ-κις), aber auch hier wird es wohl ebenfalls dem Einfluß des α vor κ in δυάκις τριάκις τετράκις πεντάκις ἑπτάκις ὀκτάκις ἐννάκις und ἐννεάκις zuzuschreiben

sein. Endlich erscheint ἑξα- auch in mehreren Zusammensetzungen, allein theilweis neben ἑκ, z. B. ἑξά-πους neben ἕκπους, woraus wir wohl schließen dürfen — zumal wenn wir lat. *sex-vir* und *sevir*, *sexprimi* berücksichtigen — daß die Formen ohne α die älteren waren. Die mit α, wie ἑξά-κλινος u. s. w. erklären sich wiederum durch den Einfluß der Zahlwörter, die gesetzlich als vordere Glieder einer Zusammensetzung auf α auslauten, wie z. B. τετρά-πους πεντά-πους ἑπτά-πους ὀκτά-πους ἐννεά-πους δεκά-πους.

Indem wir somit das Bedenken, welches von *quadringenti* hergenommen werden konnte, weggeräumt zu haben glauben, möchte der Nachweis, daß zur Zeit der Spaltung der indogermanischen Sprachen die Themen für die Zahlwörter sieben, acht, neun, *saptán aktán návan* und das für 'fünf' *pánkan* gelautet haben, als ein höchst wahrscheinlicher, ja wohl sicherer, zu betrachten sein.

Nachtrag zu S. 185, Z. 21:

Rigveda VII. 26.

Vielleicht möchte meine Erklärung von *ásuta* in VII. 26, 1 manchem, welcher seine Aufmerksamkeit auf den Gebrauch der Negation in den Veden nicht speciell gerichtet hat, auffallen. Ich wollte mir deßhalb erlauben, die beiden ersten Verse dieses Liedes hier zu übersetzen, da der zweite die Bedeutung von *ásuta* im ersten erläutert, indem er angiebt, wie der Soma auf richtige (d. h. dem überlieferten Brauch oder

Vorschriften angemessene) Weise gepreßt wird. Da der Hymnus aber sehr kurz ist und auch in den weiteren Versen nicht ohne Interesse, verstatte ich mir, ihn ganz mitzutheilen. Die zur richtigen Auffassung nothwendigen erklärenden Zusätze habe ich der Uebersetzung in Klammern eingefügt.

1. Nicht erfreuet Indra der Soma[1]), wenn in unrichtiger Weise gepreßt, nicht [erfreuen ihn] die [in richtiger Weise] gepreßten, wenn nicht von Gebeten begleitet; [so] will ich [denn] ein Lied aus mir erzeugen, an welchem er Gefallen finden soll, ein kräftiges, ganz neues, auf daß er uns erhöre.

2. Der Somatrank erfreut Indra, wenn Lied auf Lied ihn begleitet, die gepreßten [Somapflanzen erfreuen] den spendereichen, wenn Sang auf Sang sich dabei folgen; wenn [die Darbringenden] vereint mit vereinigten Kräften [ihn] zu Hülfe rufen, wie Söhne den Vater.

3. Diese [bekannten, schon oft gerühmten Thaten] hat er [in früheren Zeiten] vollbracht; jetzt soll er andere vollbringen, welche die Weisen bei den gepreßten [Somatränken in Zukunft] rühmen sollen: gleich wie ein einziger gemeinsamer Gatte eine Menge Frauen, so hat Indra mit Leichtigkeit alle Burgen überwältigt.

4. So haben sie [die Weisen] ihn bezeichnet und [unter diesem Namen] ist Indra berühmt, (nämlich): als mächtiger Vertheiler von Spenden: [als der], dessen zahlreiche Hülfen, mit einander wetteifernd, liebe Schätze zu uns geleiten.

1) d. h. die Somapflanze.

5. So preiset Vasishṭha[1]) den Indra, den Herrscher der Menschen, beim Somatrank, auf daß er den Männern helfe[2]): miß uns zu tausendfältige Güter! — Ihr[3]) [aber] schützet uns alle Zeit mit Segnungen!

Damit dem Leser, welchem andere Uebersetzungen gerade nicht zur Hand, doch die Wahl freistehe, erlaube ich mir die Uebersetzung der beiden ersten Verse von Ludwig beizufügen.

Sie findet sich in dessen Uebersetzung des Rigveda (1876) II. S. 161 und lautet: 1. »Nicht der ungepreßte Soma hat Indra berauscht, nicht den Maghavan der gekelterte ohne brahma, | ihm bring ich ein preislied hervor, an dem er wolgefallen haben soll, ein heldenmäsziges, neueres, dasz er uns erhöre.

2. bei preislied, bei preislied hat den Indra der Soma berauschet, bei Liedesweise den Maghavan die gekelterten Säfte, | wenn ihn die priester wie den Vater die Söhne mit gemeinsamer Geschicklichkeit begabt zur Gnade rufen«.

Beiläufig bemerke ich, daß es sich so sehr von selbst versteht, daß 'der ungepreßte Soma' Indra so wenig als sonst Jemand berauschen kann, daß schon dadurch diese Auffassung von *ásuta* vollständig gerichtet sein möchte.

1) d. h. 'so preise ich' und *vasishṭha* bedeutet hier wohl *Vasishṭhide*.

2) *átáye* im Sinn des Infinitivs und, wie die verbale Basis, mit Accusativ construirt.

3) Schluß-Refrain der Hymnen von VII. 19 bis 30. Mit 'ihr' sind wohl alle Götter gemeint.

Zusatz zu S. 202, Z. 10.

Zu den an dieser Stelle eingehakten Worten: 'in richtiger Weise' hätte es eigentlich einer Bemerkung bedurft, welche ich hier nachzutragen mir erlaube. Sie finden zwar schon ihre Berechtigung in dem Gegensatz von *sutá* zu *ásuta* und der Bedeutung, welche ich dem letzteren gegeben habe, allein im Wesentlichen beruhen beide Bedeutungen, sowohl die 'in unrichtiger Weise gepreßt' von *ásuta*, als die 'in richtiger Weise gepreßt' von *sutá* auf der bekannten Eigenthümlichkeit des Sanskrits: Wörter ohne weiteres in derjenigen Bedeutung zu gebrauchen, welche wir dadurch erzielen, daß wir hinzufügen 'im wahren Sinn des Wortes', einer Bedeutung, welche wir wohl am besten als energische bezeichnen dürfen; so bedeutet z. B. *jâta*, geboren, bei *Böhtlingk*, Indische Sprüche No. 6680; 6681 'im wahren Sinne des Wortes geboren, in Wahrheit, in Wirklichkeit geboren'; *putra*, Sohn, *kalatra*, Eheweib, *mitra* Freund, ebds. No. 4363: 'ein Sohn, ein Weib, ein Freund im wahren Sinne des Worts, ein wahrhafter Sohn, wahrhaftes Eheweib, wahrhafter Freund'.

Daß dieser Gebrauch auch schon in der vedischen Zeit herrschte, zeigen die Bedeutungen von *sát*, 'wahr, gut', eigentlich 'seiendes', dann 'im wahren Sinn des Wortes seiendes = wahr, gut', Bedeutungen, welche, wie im späteren Sanskrit, auch im Rv. erscheinen (s. St. Petersb. Wtbch VII, 627, und Graßmann, Wtbch 151); noch mehr die des von *sát* durch Suffix *ya* (für ursprüngliches *îa*, dann mit Verkürzung des *î* vor folgendem Vocal *ĭa*) abgeleiteten *satyá*, der Etymologie nach: dem Seienden angehörig, aber

nur in der aus dem energischen Gebrauch hervorgegangenen Bedeutung: adj. 'wahr', sbst. 'Wahrheit, Recht' gebraucht.

So ist auch *sutá* in unsrer Stelle des Veda im energischen Sinn gebraucht 'gepreßt im wahren Sinne des Wortes' d. h. wie dem Brauch oder der Vorschrift gemäß die Somapflanzen ausgepreßt werden müssen.

Beiläufig bemerke ich, daß, wenn die zu den ältesten Vergleichungen gehörige Identificirung von *ἐτεό* mit sskr. *satyá* aufrecht gehalten werden könnte (Fick giebt sie noch in seinem Vgl. Wtbch 1874, I[3] 226), dieser energische Gebrauch von Wörtern schon in indogermanischer Zeit existirt haben würde. Allein es sprechen so viele Momente gegen diese Identificirung, daß sie schwerlich aufrecht erhalten werden kann. Da im sskr. *satyá* bekanntlich, außer dem anlautenden *a*, auch ein *n* vor *t* eingebüßt ist (das Thema des Ptcps Präs. von *as* lautete ursprünglich *asant*), die Form also ursprünglich (zugleich mit *ia* für *ya*) *asantia* lautete, so entspricht ihr, abgesehen vom Geschlecht, ganz genau, auch in Bezug auf die Einbuße des anlautenden *a*, lat. *-sentia* z. B. in *ab-sentia*, *prae-sentia*. Dem lateinischen Particip *sent*, z. B. *ab-sent*, *prae-sent*, steht aber im Griechischen mit Bewahrung des Reflexes des anlautenden *a*, nämlich *ε*, aber mit der gewöhnlichen Einbuße des *s* zwischen Vocalen, homerisch und ionisch *ἐόντ* (für *ἐσόντ* = grdsprchl. *asánt*) gegenüber. Dieses büßt in der gewöhnlichen Sprache auch — wahrscheinlich durch Einfluß des Accents auf der folgenden Silbe — das anlautende *ε* ein, so daß es *ὄντ* = lat. *sent* lautet; indem daran das dem latein. *ia* in *prae-sent-ia* entsprechende Suffix *ια* tritt, wird — nach Analogie von z. B. *-ουσι* in 3

Plur. Präs. Act. für *-οντι* — *ὀντ-ια* zu *οὐσία*. Demgemäß dürfen wir sagen, daß sskr. *sat-yá*, lat. *-sent-ia* und griech. *οὐσία* alle drei auf ursprünglichem *as-ant-îa* beruhen; ob dieses Wort aber schon in der indogermanischen Zeit wirklich existirte und alle drei erwähnten Formen mit ihm historisch zusammenhängen, oder diese alle oder ein oder die andre derselben unabhängig von einander erst nach der Trennung gebildet sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Da ich mir einmal erlaubt habe, einen Zusatz zu dem Aufsatz, welcher oben S. 184 beginnt, zu fügen, so möge es mir verstattet sein, auch noch einige wenige Worte in Betreff des Gebrauches negativer (oppositionneller) Wendungen statt der positiven zu S. 185 hinzuzufügen, nämlich daß j e n e s t ä r k e r s i n d a l s d i e p o s i t i v e n. So ist z. B. im Deutschen die Wendung: ‘Es war n i c h t l e i c h t ihn dazu zu bewegen’ viel stärker als die positive: ‘Es war schwer ihn dazu zu bewegen’. Wollte man dieselbe Wirkung, wie durch ‘nicht leicht’ durch eine positive Wendung hervorbringen, so müßte man sagen: ‘es war s e h r s c h w e r u. s. w.’. Aus diesem Grunde übersetze ich *naikân* und *naikâs* (Nal. XII. 109 Bopp) — für *na-e⁰*, eigentlich ‘nicht einige’ — mit Bopp (multos, multas), ‘viele’; ebenso ist Nal. XIII. 31 Bopp

aho mamopari vidheḥ saṃrambho dâruṇo mahân |
nânu badhnâti kuçalaṃ,

welches grammatisch übersetzt lautet:

‘Ach! der furchtbare, große Zorn des Schicksals gegen mich knüpft nicht glückliches an’; zu übersetzen

'Ach der furchtbare, große Zorn des Schicksals gegen mich bringt nichts als Unglück'.

Hierhin gehört auch die schon von Graßmann (Wtbch zum Rigveda 1526 unter *sú*, 2) richtig erkannte Bedeutung von *mó* (d. i. *mā́ u*) *shú*, 'nimmer', als Gegensatz von *u* (*ū*) *shú* 'bald', aber in verstärkter Bedeutung 'niemals', statt 'nicht bald'.

Vam, im Rigveda X. 28, 7.

Was im Folgenden mitgetheilt wird, ist eigentlich so einfach, leicht und sich von selbst ergebend, daß ich fast Anstand genommen haben würde, es besonders hervorzuheben, wenn es nicht — ähnlich wie das in 'Vedica und Verwandtes' S. 133 ff. erläuterte *jájhjhatîs* — ebenfalls einen schlagenden Beweis für den Einfluß der Volkssprachen auf die Ueberlieferer des Veda, vielleicht selbst auf die Verfasser von einigen Hymnen, darböte.

Der Halbvers, in welchem das *ἅπαξ λεγόμενον vam* vorkömmt, lautet:

vádhîṃ vṛitráṃ vájreṇa mandasânó
'pa [1]) vrajám mahinâ' dâçúshe vam |

in Ludwig's Uebersetzung:

'ich auch [2]) tötete frohlockend mit dem keile den Vritra, mit Macht öffnete ich dem spender die hürde'.

Hier, wie schon von Sâyaṇa, ist *vam* als eine Form des Verbum 1. *var* und zwar als eine erste Person gefaßt. Sâyaṇa glossirt es durch *vṛiṇomi*, 1. Sing. Präs., ohne sich auf eine Erklärung der Form einzulassen. Das St. Petersb. Wtbch. (VI. 696) zieht es zu demselben Verbum

1) Zu lesen: *ápa*.
2) Dies 'auch' würde ich weggelassen haben.

und daraus, daß es den Aoristformen angeschlossen ist und als 1. Sing. ausdrücklich bezeichnet wird, ist zu entnehmen, daß es daselbst als 1. Sing. des Aorists gefaßt ist; wie die Form zu erklären sei, wird aber nicht angedeutet. Graßmann nimmt es ebenso und erklärt es zugleich durch die hinzugefügten Worte '*vam* aus *varam*'; allein diese Erklärung ist ungenügend; denn wir erfahren dadurch nicht, welches von beiden *a* ausgefallen sei, ob das erste oder das zweite, und eben so wenig, was noch wichtiger, wieso das *r* eingebüßt sei. Alfred Ludwig hat das Wort in seinem sehr werthvollen Werke 'Der Infinitiv im Veda' (S. 129—130) besprochen und sich das Verdienst erworben, das, was die Vorgänger für selbstverständlich annahmen, zu beweisen, nämlich daß *ápa...vam* einzig zu *ápa var* gehören könne. Allein die Art, wie er *vam* aus *var* erklärt, nämlich vermittelst einer fingirten Form *varm*, stützt sich auf absolut keine Analogie, und möchte schwerlich bei irgend einem Sprachforscher, außer Delbrück ('Das altindische Verbum', S. 24), Beistimmung gefunden haben. Ludwig meint, daß das *m* der ersten Person Sing. Aoristi hier ohne vorangehendes *a* angetreten sei. Dafür giebt es nun aber in der uns bekannten Phase der indogermanischen Sprachen, in Bezug auf consonantisch auslautende Verbalthemen, absolut keine Analogie und selbst in Bezug auf die vocalisch auslautenden könnte man sich höchstens — aber sicherlich mit Unrecht — auf die auf ursprüngliches *â* und vielleicht die griechischen auf *υ* berufen. Aber selbst, wenn *varm* zu Grunde zu legen wäre — wieso wäre dann das *r* eingebüßt? A. Ludwig hat sogar versäumt, sich diese, hier fast wichtigste, Frage auch nur vorzulegen. Er thut

überhaupt — abgesehen von dem schon hervorgehobenen Verdienst — die Sache ziemlich cavalièrement ab: »bedenkt man«, heißt es bei ihm, »wie unzälige male in demselben sinne die wurzel *vṛ* gebraucht erscheint, so wird man nicht zweifeln, daß *vam* für *varm* steht; denn ausz gewöhnlichem *varam* würde nie ein *vam* geworden sein«. Bezüglich dieses letzten Trumpfes 'denn ausz u. s. w.' gebe ich Ludwig ganz Recht; ja ich möchte noch hinzusetzten: aus ungewöhnlichem eben so wenig.

Allein ist denn *varam* die einzige Form, welche in der vedischen Sprache, nach Verdammung von *varm*, als 1. Sing. Aor. von *var* noch erscheinen könnte? Wenn wir sehen, daß das Verbum *kar*, ja beide Verba *var*, sowohl das hier für *vam* in Betracht kommende, mit der Bedeutung: 'umringen u. s. w.', als das mit der Bed. 'wählen' vor vocalisch anlautenden Endungen ihr wurzelhaftes *a* überaus häufig einbüßen — *kr-ánta* (Rv. I. 141, 3), *á-kr-an* (z. B. I. 92, 2 u. sonst oft), *á-kr-ata, kr-ántas* (Ptcp.); von 1. *var: a-vr-an, vr-an;* von 2. *var: á-vr-i* — wo jedoch der Dichter nicht bloß den Stamm-Vocal *a* sprach, wie schon Graßmann bemerkt, sondern auch das auslautende *i*, da es nun die achte Silbe eines elfsilbigen Stollens auslautet, dehnte — so dürfen wir wohl die Vermuthung wagen, daß — vielleicht unter dem Druck des Metrums, von dessen Macht in den Veden schon manche Beweise geliefert sind [1]) — an unsrer Stelle (es ist ein Stollen von 11 Silben und *vam* gerade die elfte) der Dichter sich erlaubt habe,

1) Vgl. insbesondere 'Quantitätsverschiedenheiten in den Saṃhitâ- und Pada-Texten der Veden' Abhandlung I. in den Abhandlungen der K. Ges. d. Wissenschaften XIX, S. 233 ff.

statt *varam*, nach jenen Analogien, *vram* zu sprechen, und dies glaube ich ist in einen Versuch, den ursprünglichen Text herzustellen, unbedenklich aufzunehmen.

Im Munde des Recitirers, auf welchem der Text in letzter Instanz beruht, wurde dann die anlautende Doppelconsonanz *vr* durch Einfluß des Pâli selbst, oder einer, demselben phonetischen Gesetze (vgl. E. Kuhn Beitr. zur Pâli-Grammatik S. 50: Pâli *vajati* für sskr. *vrajati*) folgenden, Volkssprache zu *vam*.

Durch denselben Einfluß einer Volkssprache erscheint in der Vulgata des Atharvaveda I. 24, 4 *çâmâ̆* für *çyâmâ̆*, welches die Paippalâda-Recension (s. 'Grill, Hundert Lieder des Atharva-Veda übersetzt u. s. w.' im Programm des evangelisch-theologischen Seminars Maulbronn zum Schlusse des zweijährigen Kurses 1877—79, Tübingen, 1879. S. 49, Z. 3) bewahrt hat. *çy* in Mitten eines Wortes würde im Pâli und in der Çaurasenî, so wie andren prakritischen Sprachen bekanntlich *ss*, im Anlaut bloßes *s* geworden sein; in der Mâgadhî aber würde, statt *s* zu werden, der ursprüngliche palatale Zischlaut *ç* bewahrt sein; so auch hier in *çâmâ̆* statt *çyâmâ̆*. Natürlich ist, bei einem Versuch die ursprüngliche Gestalt des Atharva-Veda herzustellen, die in der Paippalâda-Recension bewahrte ächte Form *çyâmâ̆* aufzunehmen.

Ergänzung zu dem Aufsatz 'D statt N' oben S. 54—68.

§ 1.

In dem oben bezeichneten Aufsatze (S. 54—68) bemerkte ich, daß die dort besprochene Erscheinung äußerst selten und mir außer in den a. a. O. behandelten zwei letto-slavischen Fällen, nur noch einmal in der lebendigen Sprache entgegen getreten sei. Kaum war aber dieser Aufsatz in der Nummer der Nachrichten abgedruckt, welche am 14. November 1877 erschienen ist, als ich auf eine, fast in derselben Zeit (am 17. November im Athenaeum, No. 2613, S. 662) veröffentlichte Mittheilung aufmerksam gemacht wurde, in welcher dieselbe Erscheinung, und zwar, gerade wie im Letto-Slavischen, ebenfalls bei dem Zahlworte für neun in einer, auf volkssprachlichen celtischen Dialecten beruhenden, Zahlenreihe auftritt.

Diese Form des Zahlworts mit D statt N, so wie eine der Zahlenreihen, welcher sie angehört, war schon sieben Jahre vorher von Alexander J. Ellis in seinem vortrefflichen Werke 'On early English pronunciation with especial reference to Shakespere and Chaucer etc. veröffentlicht, jedoch an einer Stelle — nämlich in dem, dem dritten Bande (Part. III) vorausgeschickten, 'Glossic' unter den 'Examples of universal Glossic' p. XIX — wo sie wohl, ähnlich wie mir, auch manchem andren, wenigstens in den

Ländern, in denen Englisch nicht die herrschende Sprache ist, entgangen sein möchte.

Die betreffende Zahlenreihe wird hier bezeichnet als 'Scoring Sheep ('Schafkerben', wohl beim Zählen von Schafen angewendet) in the Yorkshire Dales'.

Schon einige Jahre vorher (1868) war andrerseits in Nord-Amerika die Aufmerksamkeit eines amerikanischen Gelehrten, des Dr. Trumbull, ebenfalls auf eine Zahlenreihe gezogen, welche ihm als eine bei einem ausgestorbenen Indianischen Stamm gebräuchlich gewesene bekannt geworden war ('Athenaeum, 1877, S. 662'). Dieser glaubte schon nach kurzer Prüfung annehmen zu dürfen, das diese — gleichwie ähnliche, wie sich bei weitrer Forschung ergab, in mehreren Gegenden Neu-Englands bekannte und von Indianern gebrauchte Zahlenreihen — celtischen, speciell kymrischen, Ursprungs seien; als ihm dann Ellis' Mittheilung zu Handen kam, hegte er kaum noch Zweifel daran: daß diese angeblich indianischen Zahlwörter durch englische Colonisten nach Amerika gekommen seien, welche sich ihrer in ihren Geschäften mit den Indianern beim Zählen von Fischen, Biberhäuten und ähnlichen Handelsgegenständen bedient hatten. 'Als das Andenken an den Ursprung dieser Zahlwörter verschwunden war', schliest er a. a. O., 'nahmen die Anglo-Amerikaner sie für indianische Zahlwörter, während die Indianer sie wahrscheinlich für echt englische hielten'.

Unterdessen hatte auch Ellis aufs neue einschlägige Sammlungen aus England, Schottland und Nord-Amerika erhalten (Athenaeum, 1877, No. 2604, S. 371) und urtheilt wie Dr. Trumbull, jedoch noch entschiedener, daß diese Zah-

lenreihen, trotz der vielen Differenzen, welche bei den Quellen derselben und der Art ihrer Verbreitung kaum einer speciellen Erklärung bedürfen, unzweifelhaft 'Celtic, of the Welsh branch' seien 'dreadfully disfigured in passing from mouth to mouth as mere nonsense.' Daß dieses Urtheil unbedenklich als richtig anzuerkennen sei, davon wird sich Jeder, bei critischer Durchsicht dieser Verzeichnisse und der sich darauf beziehenden Aufsätze im Athenaeum, vollständig überzeugen.

Während aber nun in den wissenschaftlich bekannten celtischen Dialekten das Zahlwort für neun mit *n* anlautet (z. B. irisch *noi*, welsch *nau*, *naw*), gleichwie in allen bisher bekannten indogermanischen Sprachen (aus grundsprachlichem *návan*) — mit Ausnahme der letto-slavischen, welche ebenfalls *d* statt des *n* zeigen, aber auch hier wieder mit höchst wahrscheinlicher Gegenausnahme des Altpreußischen, welches das *n* bewahrt hat — erscheint in dieser in Europa in volkssprachlichen Dialekten, in Amerika sporadisch auftretenden, ursprünglich vom Celtischen ausgegangenen, Zahlenreihe sowohl in Europa als in Amerika, gleichwie im Letto-Slavischen, *d* statt des anlautenden *n*; so in Yorkshire bei Ellis ('On early English pronunciation a. a. O.) *dao-vu*, welches Henry Bradley (Athenaeum 1877 No 2605 S. 403) *dova* schreibt, in Amerika bei Dr. Trumbull (Athenaeum 1877 No 2613, S. 362) *dayther*, mit auslautendem *ther* (vgl. Bradley im Athenaeum 1877, 29. September, S. 403), wie ebendaselbst in *sayther* (oder *hayther* = altkymrisch *seith*, sieben), *layther* (bei Bradley *ayta*, *ithera* = altkymr. *oith*, acht), *cother* zehn (vielleicht vorn verstümmelt aus welsch *dec* zehn).

Daß dieser Eintritt von *d* statt *n* in diesem Zahlwort völlig unabhängig von demselben Wechsel im Letto-Slavischen Statt gefunden hat und daß es ein reiner Zufall ist, daß er gerade dasselbe Wort betrifft, bedarf für Jeden, welcher das gegenseitige Verhältniß der indogermanischen Sprachen einigermaßen kennt, keines Beweises. Ist es doch auch jedem Sprachforscher, welcher sich nicht auf eine Sprache, oder einen Sprachstamm beschränkt hat, bekannt, daß der größte Theil der Lautveränderungen — bald sporadisch, bald in kleineren oder größeren Categorien — in vielen Sprachen sich geltend macht, und zwar nicht bloß in stammverwandten sondern auch in stammverschiedenen (wie z. B. *h* für *s* im Eranischen, Griechischen, Celtischen, aber auch im Finnischen; der Zutritt von *r* insbesondre zu *t*, *d* nicht bloß im Indogermanischen — vgl. Quantitätsverschiedenheiten in den Sa*m*hitâ- und Pada-Texten der Veden, 'Iste Abhdlg' in Abhdlgen d. K. Ges. d. Wiss. XIX, S. 243 ff., wo man noch italiänisch *anatra* oder *anitra* aus lat. *anatem* von *anas* Ente, französich *perdrix* aus griech. und lat. *perdix* hinzufüge — sondern auch im Madagassischen — worüber ich Nachweisungen dem Hrn Dr. Sauerwein verdanke — und andern Sprachen). Es ist dies ja auch ganz natürlich: denn der größere Theil der menschlichen Sprachlaute — wenn gleich weniger oder mehr bei den einzelnen Menschen und naturgemäß zusammengehörigen Menschencomplexen differenziirt — ist doch im Allgemeinen derselbe und wird von allen durch denselben und wesentlich gleichmäßig gebrauchten Articulationsmechanismus hervorgebracht. So darf man unbedenklich sagen, daß das *d* statt *n* sich in den hieher gehörigen celtischen Volks-

dialecten eben so unabhängig vom Letto-Slavischen geltend gemacht habe, wie bei dem dreijährigen Kinde, welches mir die Veranlassung zu dem Aufsatze 'D statt N' gegeben hat (oben S. 54 und S. 61).

Hier wie dort erklären wir das *d* für *n* aus der Bildung des *n*, und speciell dadurch daß das dem *n* nachklingende *d* so laut ward, daß es das *n* ganz verdrängte, also aus N_d vermittelst $_nD$.

Ehe ich diese Erscheinung von D statt N im Celtischen Sprachkreis verlasse, mögen mir noch zwei Bemerkungen verstattet sein. Zunächst ziehe ich die Aufmerksamkeit darauf, daß dies — so viel bis jetzt bekannt — der einzige Fall dieser Art im Celtischen ist, gerade wie es auch nur einen im Slavischen giebt, während das Lithauische und Lettische außerdem noch einen zweiten darbieten. Es bleibt also die Anzahl der Beispiele für diese Erscheinung — über zwei sehr fragliche im Griechischen werde ich in § 2 sprechen — eine sehr geringe und wir mögen darin einen Beleg dafür finden, daß es in der Sprache lautliche Veränderungen giebt, welche sich, trotz dem sie ziemlich nahe liegen, doch nur sehr vereinzelt geltend machen!

Daran schließt sich die zweite Bemerkung: Trotz der Seltenheit dieser Erscheinung ist es nämlich dennoch sehr auffallend, daß in dem so innig verwandten letto-slavischen Sprachkreis der eine Fall dieser Art (*d* statt *n* im Zahlwort für n e u n) sich in dessen ganzem großen Gebiet — mit Ausnahme des Altpreußischen (vgl. Fick, Vgl. Wbch der Indog. Spr. II[3], 596 unter *neven* ff.) — geltend gemacht hat; der andre dagegen (*d* statt *n* in dem Reflex des indogermanischen *nabhas*) nicht im Slavischen, sondern n u r im

Lettischen und Litauischen, wobei es zugleich zweifelhaft bleibt, ob auch im Altpreußischen, da hier ein Reflex von indogerm. *nábhas*, lit-lett. *debes-i-s* nicht nachweisbar ist (s. Fick, ebdslbst S. 596 unter *nebes*). Vielleicht erklärt sich diese auffallende Sonderbarkeit durch eine Vermuthung, zu welcher die lautlich verwandte Erscheinung im Celtischen veranlassen darf.

Gesetzt die Celten, welche jene Zahlenreihe mit *d* statt *n* im Zahlwort für n e u n nach Nord-Amerika verpflanzt haben, wären in so großer Anzahl, wie die Engländer, nach Amerika gekommen und hätten ihren Dialekt mit eben dieser Eigenthümlichkeit in dem ganzen Umfang verbreitet, welchen jetzt die Englische Sprache in Amerika einnimmt, während von den Celtischen Dialekten, welche das indogermanische *n* bewahrt haben, sich etwa nur noch einer — sei es in Irland, Schottland oder Wales — erhalten hätte — letzteres, eine Aussicht, deren Verwirklichung in nicht sehr ferner Zeit zu liegen scheint — dann würde uns dieselbe Erscheinung entgegentreten, welche sich in der Bewahrung des indogermanischen *n* in dem Zahlwort für n e u n in der letzten Zeit der Existenz des schon auf engsten Raum beschränkten Altpreußischen gegenüber von *d*, statt dieses *n*, in dem übrigen über die weitesten Gebiete verbreiteten Letto-Slavischen Sprachstamm zeigt. Da bei der so innigen Verwandtschaft der lettischen und slavischen Sprachen und ihrer engsten geographischen Verbindung mit einander sich kaum annehmen läßt, daß dieser Eintritt von *d* statt *n* (auch in ihnen, wie in der celtischen Volkssprache und im Letto-Slavischen) unabhängig von einander Statt gefunden habe, so bilden diese vier Momente:

{altpreußisch *n* (im Zahlwort für neun, wie im
{Indogermanischen überhaupt)
{letto-slavisch *d* (statt dessen).
{slavisch *n* (im Reflex des indogermanischen *nabhas*)
{litauisch-lettisch *d* (statt dessen)
fast vier Schibolethe für die Geschichte der Verbreitung und Besonderung der Letto-Slaven.

Man möchte fast daraus entnehmen, daß die Altpreußen sich schon von den Letto-Slaven ablösten, als diese noch eng verbunden waren, und zwar zu einer Zeit, in welcher der Eintritt von *d* statt *n* noch nicht stattgefunden hatte. Dieser fand erst Statt nach Abtrennung der Altpreußen, aber noch während der Zeit der engen Verbindung der übrigen Letten mit den Slaven. Als diese Verbindung gelöst war, trat dann, nach der Besonderung, das *d* statt *n* auch in dem litauischen und lettischen *debes-i-s* (indogerm. *nábhas*) ein. Freilich würde diese ganze Rechnung in die Brüche gehen, wenn auch im Altpreuß. ein Reflex von *nabhas* mit *d* statt *n* noch aufgefunden würde.

§ 2.

Wie schon § 1 angedeutet, wird in noch zwei Fällen *d* statt *n* angenommen, und zwar im Griechischen. Den einen bildet das hesychische *δρώψ*, welches durch *ἄνθρωπος* glossirt ist und von G. Curtius auch etymologisch damit verbunden wird. Angenommen, daß die gewöhnliche Erklärung von *ἄνθρωπο* aus *ἀνθρ* (durch Einfluß des *ρ*, oder vielmehr des dem *ρ* fast ausnahmslos vorhergehenden Spiritus asper, für *ἀνδρ*, vgl. z. B. *θράσσω* für *ταράσσω*; ein Beispiel, in welchem *ρ* so auf *δ* wirkt, kenne ich jedoch nicht; *οὐθείς* spät neben *οὐδείς* für *οὐδ' εἷς* ist nicht ganz analog) und *ωπο* (vgl. z. B. Pott E. F. I²,

1, 924) richtig sei, dann wäre es nicht unmöglich, daß in δρώψ das ursprüngliche δ bewahrt wäre; diese Bewahrung würde es natürlich dann wahrscheinlich machen, daß das Wort einem Dialect angehöre und bei dieser Voraussetzung wäre es nicht unmöglich, daß die indogermanische Form *nar* in diesem Dialekt nicht, wie sonst in dem gesammten bekannten griechischen Sprachbereich, zu ἀνερ, sondern bloß zu νερ geworden sei, dann, bei Einbuße des ε nicht zu ἀνδρ sondern bloß zu νδρ, woraus schließlich — den schon 1877 und hier besprochenen Fällen gemäß, mit Einbuße des Anlauts — δρ (wie βροτό für μβροτό aus μροτό) enstehen mußte. Allein die erwähnte Erklärung von ἄνθρωπο ruft manche Bedenken hervor — wie denn Fick (in Bezzenberger, Beiträge zur Kunde der Indog. Spr. V. 168 n.) eine sehr abweichende Etymologie vorschlägt, welche mir übrigens eben so unsicher zu sein scheint —; eine irgend sichere Spur, daß ἀνερ im Griechischen ohne das anlautende α in historischer Zeit existirt habe, ist absolut nicht nachzuweisen und, so viel mir bekannt, herrscht noch eine ziemliche Unsicherheit über die Quellen der hesychischen Sammlung. Es ist daher ganz gut möglich, daß δρώψ, welches sich durch den Mangel des ἀν, durch δ für θ und ψ statt πος von ἄνθρωπος unterscheidet, trotz der Identität der Bedeutung und des ρω mit ἄνθρωπο in gar keinem etymologischen Zusammenhang steht, andrerseits aber freilich auch, daß es auf einem dialektischen ἄνδρωπο statt ἄνθρωπο wirklich beruhe, aber, etwa aus einer Komödie entlehnt, zu komischen Zwecken zu dieser Gestalt verkürzt sei. Natürlich lege ich auf diese Vermuthungen kein Gewicht, glaube aber, daß schon der Umstand, daß δρώψ zu diesen und ähnlichen Vermuthungen

noch veranlassen darf, es absolut verbietet mit Bestimmheit anzunehmen, daß es aus νρώψ entstanden sei, also in ihm einen Eintritt von *d* statt *n* zu erblicken.

Einen zweiten Fall nimmt Clemm (im Rhein. Museum XXXII. 472) an, welchem, ich kann nicht umhin hinzuzufügen: auffallender Weise J. Wackernagel (in Bezzenberger's Beitr. zur Kunde der Indogerm. Spr. IV. 279) zustimmt. Er betrifft das an drei Stellen der Ilias, nämlich XVI. 857, XXII. 363 und XXIV. 6, überlieferte ἀνδροτῆτα. An allen drei Stellen stört dieses das Metrum und Clemm glaubt deßwegen annehmen zu dürfen, daß hier eine alte Form von ἀνερ, ohne das anlautende ἀ, in der Gestalt νρ-ο zu Grunde liege, deren ν zu δ geworden sei. Dagegen läßt sich aber vornweg geltend machen, daß es absolut unwahrscheinlich sei, daß das Wort ἀνερ, welches so unzähligemal im Homer in Casus und Ableitungen mit dem anlautenden ἀ vorkömmt und dieses ἀ, so viel bekannt, in allen griechischen Dialekten zeigt, in dieser Ableitung ohne dasselbe erscheinen sollte. Außerdem spricht aber entschieden dagegen, daß durch diese Aenderung zwar in den beiden ersten Stellen dem Metrum geholfen wird, nicht aber in der dritten. Mir scheint kaum bezweifelt werden zu dürfen, daß die nach Analogie von ἀβρότη (statt ἀ-μβρότη Hom. Ilias XIV. 78 für ursprüngliches ἀ-μρότη = sskr. *a-mrita*) und ἀβροτάξομεν (für ἀμβροτάξομεν, Hom. Il. X. 65) von andern gewählte Verbesserung zu ἀδροτῆτα für ἀνδροτῆτα, mit Einbuße des Nasals, durch welche dem Metrum an allen drei Stellen geholfen ist, die einzig richtige ist. Zwar wendet Clemm dagegen ein, daß diese Analogien nicht passend seien, weil ἀβρότη und ἀβροτάξομεν Zu-

sammensetzungen seien; allein wenn dieses auch von dem ersten Wort gilt (da βροτό in der Sprache existirt), so doch nicht von dem zweiten, da ἀβροτάξομεν eben so wenig eine Zusammensetzung ist, wie ἤμβροτον; und selbst, wenn auch ἁμαρτάνω und ἀβροτάζω ursprünglich zusammengesetzt gewesen wären (was mir übrigens sehr zweifelhaft erscheint), so war dies doch sicher im Sprachbewußtsein nicht mehr lebendig, da es weder ein unzusammengesetztes μαρτάνω (zu ἁμάρτανω) noch βροτάζω (zu ἀβροτάζω) in der Sprache giebt. Die Einbuße eines Nasals vor Consonanten ist im Griechischen so überaus häufig, z. B. unter dem Drucke des Accents in so vielen Bildungen auf το (wie τα-τό in ἐκ-τατό von ταν, μα-τό in αὐτό-ματο von μαν), daß wir schon deßwegen unbedenklich annehmen dürften, daß sie in diesen drei Stellen unter dem Druck des Metrums eingetreten sei, gerade wie sie auch in ἀβρότη nicht dem Umstand verdankt wird, daß ein βροτός in der Sprache existirte, sondern eben diesem Drucke (in νὺξ ἀβρότη | —υυ | — zu Anfang des Hexameter Il. XIV. 78) und eben so in ἀβροτάξομεν (in Il. X. 65

αὖθι μένειν | μήπως ἀβροτά | ξομεν ἀλλήλοιϊν
| — | —υυ | — |),

neben welchem ein βροτάζω oder ein ähnliches Verbum, welches das Gefühl einer Zusammensetzung von ἀβροτάξομεν im Sprachbewußtsein zu erhalten vermocht hätte, in der Sprache gar nicht existirt.

Endlich tritt für die Richtigkeit von ἀδροτῆτα, man möchte fast sagen, zu den bisher erörterten Momenten entscheidend, noch der Umstand hinzu, daß im Pamphylischen Dialekte ἀδρί für ἀνδρί nachgewiesen ist (Ahrens, Dial. Dor. p. 112). Man sieht daraus, daß die Leichtigkeit der Ein-

buße des Nasals sich auch in der Form ἀνδϱ — und zwar in Asien, dem Geburtsort des homerischen Epos — geltend gemacht hatte.

§ 3.

Da bei meinem Alter nicht wahrscheinlich ist, daß ich jemals wieder veranlaßt werde, dem Gegenstande, zu welchem ich hier eine Ergänzung gefügt habe, nochmals näher zu treten, so möge mir verstattet sein, an das, was 1877 (in dem Aufsatz, oben S. 54 ff.), 1875 (in den Gött. Gel. Anz. S. 217—219)[1]), in Bezug darauf mitgetheilt ist, noch einige Bemerkungen zu knüpfen, insbesondre in Betreff der Erklärung, welche ich von dieser Erscheinung zu geben versucht habe.

Diese Erklärung lautete 1877 oben S. 55, in Bezug auf *m* und *n*, mit denen ich mich dort allein beschäftigt habe, daß, bei der Pronunciation derselben, hinter jenem ein *b*, hinter diesem ein *d* angeschlagen wird, d. h. da *m* und *n* tönende Laute sind, der unaspirirte tönende Consonant ihrer Classe; analoges geschieht auch hinter dem Nasal der gutturalen (bei den Indern) oder (in den europäischen Sprachen) palatalen Classe; dieser letztere hat in den europäischen Sprachen kein besonderes Schriftzeichen, wir wollen ihn aber im folgenden durch das Zeichen *ṅ* wieder geben, mit welchem gewöhnlich der indische Gutturale Nasal transscribirt ward; hinter diesem macht sich ein *g* hörbar. Diese Laute erheben sich äußerst selten vor Vocalen zu ins Ohr fallender Lautbarkeit, häufig dagegen vor Consonanten und zwar so, daß sie im Allgemeinen vor tönenden Consonanten tönend bleiben (*b*, *d*, *g*), vor dumpfen dagegen in die entsprechenden dumpfen (*p*, *t*, *k*) übergehn,

1) vgl. Nachtrag, S. 289.

§ 4.

Ich wende mich zunächst zu *m*.

Hier ist vornweg zu bemerken, daß das hinter demselben — insbesondre vor Consonanten — heller anklingende *b* (vor dumpfen, *p*) sich schwerlich schon ursprünglich zu bedeutender Lautbarkeit erhob, da es ja sonst die etymologische Verständlichkeit des Wortes gehindert oder wenigstens gemindert haben würde; in lateinisch *promtus* z. B. mußte der dem *m* vor dem folgenden dumpfen Laut nachklingende B-Laut (hier *p*) zuerst schwach tönen und konnte sich erst im Laufe der Zeit — als die Bedeutung des Wortes, trotz der das etymologische Verständniß einigermaßen trübenden Zuthat, durch Gebrauch und Analogien gesichert war — zu seinem vollen Klang erheben, welcher durch die häufige Schreibweise *promptus* hinlänglich gesichert ist. Aber selbst wenn diese Aussprache mit vollem *p* die vorherrschende ward, mochten die Gebildeteren — welche sich der Etymologie bewußt waren — schon aus diesem Grunde das grelle Hervortreten dieses antietymologischen Lautes zu vermeiden suchen und fanden durch diesen ihren maßgebenden Vorgang auch bei minder gebildeten Nachahmung; diese Aussprache findet in der etymologischen Schreibweise *promtus* ihren Ausdruck. Doch war dies schwerlich die einzige Veranlassung des Wiederhervortretens der ursprünglichen milderen Aussprache des dem *m* anklebenden B-Lautes; es scheint vielmehr überhaupt die Verbindung *mpt* zu grob ins Ohr gefallen zu sein und in Folge davon die mildere sich neben ihr — vielleicht erhalten, vielleicht auch von neuem geltend gemacht zu haben. Dafür, und zwar für die letztere Auffassung —

daß z. B. aus *prom-tus* zuerst nach und nach *promp-tus* und erst später wieder aus diesem *prom-tus* (gewissermaßen für *promp-tus*) ward — scheint die Analogie des Deutschen zu sprechen, in welchem ursprüngliches d. h. etymologisches *mpt* und gleicher Weise aus *md* entstandenes *mbd* bei Milderung des B-Lautes, später in der Schrift ihren B-Laut einbüßen, jenes nur *mt* dieses *md* geschrieben wird. So ist bekanntlich das gothische *andbaht*, ahd. *ambaht* und *ampaht*, mhd. *ambet*, mit Einbuße des *e* und in Folge des Einflußes des dumpfen *t*, zu nhd. *Ampt* geworden, wie man allgemein noch bis Anfangs unseres Jahrhunderts schrieb und sicher auch sprach, während jetzt schon lange das *p* in der Orthographie eingebüßt ist; andrerseits hat sich das althochdeutsche *framadi*, *fremidi* u. s. w., *externus*, durch Einbuße des Auslauts und des Vocals vor *d* eigentlich zu nhd. *fremd* verändert, ward aber noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhundert mit vollem Klang des aus *m* hell hervorgetretenen *b* *frembd* sicherlich gesprochen und auch geschrieben; jetzt aber ist allgemein herrschend die Orthographie *fremd*, also der B-Laut in diesen beiden Fällen graphisch eingebüßt, obgleich er in ihnen ursprünglich zwei wesentlich verschiedenen Categorien angehörte, in *Ampt* nämlich etymologischen, in *frembd* aber phonetischen Ursprungs war. Der Grund der heutigen Orthographie ist, weil er in beiden sehr gemildert ist, wenigstens nicht mehr voll genug ins Ohr fällt, um zur schriftlichen Bezeichnung zu nöthigen. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glaubt, er sei ganz geschwunden. Er entgeht keinem aufmerksamen Ohre, welches geübt ist, die Wörter nicht so nur zu hören, wie sie geschrieben werden (or-

thographisch), sondern so wie sie wirklich ausgesprochen sind. Diese hören ein *b* — natürlich bei einigen stärker bei andern schwächer — zwischen *m* und *d* auch in Emden Hemd und deutlicher in Hemden und anderen ähnlichen Wörtern und werden es trotz aller Orthographie so lange hören, als sein Klang nicht so sehr gemildert ist, daß er für den assimilirenden Einfluß des folgenden Dentals kein Hemmniß mehr bildet und in Folge davon das *m* in *n* verwandelt ist; dieses ist z. B. mehrfach der Fall im Italiänischen gegenüber von Latein und Französisch; man vergleiche z. B. lat. *promto* und *prompto*, franz. *prompt*, aber italiänisch *pronto*, lat. *redemtus* und *redemptus*, franz. *redempteur*, aber italiänisch *redento*. Diese schließliche Entfernung des B-Lautes sammt dem *m* durch Assimilation findet sich auch in einem, ohne Zweifel latinisirten Fremdwort, nämlich in *lanterna*, welches auf griech. *λαμπτήρ* beruht, d. h. einem Wort, in welchem wie im deutschen *Am(p)t* das *π* etymologisch war, aber dennoch im Latein spurlos eingebüßt ist. Beiläufig bemerke ich, daß auch die Schreibart *laterna* erscheint, aber jene scheint durch italiän. *lanterna* und franz. *lanterne* als die richtigere hervorzutreten.

§ 5.

An den S. 222 angeführten Orten sind nur Beispiele für *mb* statt *m* gegeben, in denen ein *r* oder *l* folgt, wie *βροτό* statt *μβροτό* für **μροτό*, französ. *comble* aus **comle* für lat. *cumulus*. Derartige sind so häufig, daß man auf den Gedanken kommen könnte, daß *b* eine durch das Zusammentreffen von *m* mit *r* oder *l* herbeigeführte Einschiebung sei; es wird daher dienlich sein die Aufmerksamkeit auf einige Fälle zu

zu ziehen, in denen das dem *m* anklebende *b* auch vor andern Lauten sich zu vollem Klang erhoben hat. Nur in Bezug auf *l* will ich noch hinzufügen, daß vor ihm im Latein stets, wie vor dumpfen Consonanten, *p* statt des *b* eintritt, z. B. von *eximere* (ursprünglich *ex-emere*): *exemp-lum*, von *tem* = *τεμ* 'schneiden, abstechen': *tem-p-lum*. Im Griechischen finden wir sowohl *β* als *π* in *ἀμβλακεῖν* und *ἀμπλακεῖν* (das Verbum ist, wie mir kaum zweifelhaft, Reflex von sskr. *marc* grdspl. *mark*; doch würde der Versuch diese Annahme zur Wahrscheinlichkeit zu erheben, hier zu viel Raum in Anspruch nehmen; ich bemerke nur noch daß auch *ἅμαρτ*, ohne Spiritus asper in *ἥμβροτον*, dazu gehört).

Von Fällen, wo *p* vor *s* erscheint erwähne ich von *sumere*: *sumpsi*, *demere*: *dempsi*, *promere*: *prompsi*, *contemnere*: *contempsi*, *comere*: *compsi*, alt *hiemps* (Vorro) für *hiems*, neben dem Stadtnamen *Temesa*, mit Einbuße des zweiten *e*: *Tempsa*.

Häufig wird der B-Laut vor *t*, da dieses dumpf, natürlich als *p* laut und dies hat sicherlich noch viel häufiger Statt gefunden, als die Orthographie kund giebt, wie denn die Handschriften bekanntlich in dieser Beziehung stark variiren; in *comptus* u. aa. von *comere*, *promptus* von *promere*, *sumptus* von *sumere*, *contemptus* von *contemnere* war das *p* so laut geworden, daß es sich auch in der Orthographie erhalten hat.

§ 6.

Am seltensten sind sichere Fälle nachweisbar, in denen sich der B-Laut unmittelbar vor Vocalen zu voller Geltung erhoben hat.

Ich erwähne zunächst lat. *hibernus*, dessen Identität mit dem gleichbedeutenden griech. *χειμερινός*

schon von Pott, Et. Forsch. I. 113 (im Jahre 1833) hervorgehoben ist (vgl. II[2], 2, 1030), aber, vielleicht weil das lautliche Verhältniß beider Wörter nicht richtig erörtert ward, von Fick (Vgl. Wtbch d. Indog. Spr. II[3], 81) nicht angenommen ist, während Ascoli (Fonologia comparata. 1870, § 35, S. 178 n.) eine, wie mir scheint, ganz irrige Etymologie vorschlägt; die wahrhaft antediluvianische, welche Littré in seinem französischen Lexicon unter *hiver* vorträgt, würde nicht der Erwähnung werth sein, wenn sie nicht von einem sonst so bedeutenden Mann herrührte.

Das Verhältniß des lateinischen Wortes zum Griechischen ist nach dem Bisherigen mit Leichtigkeit erklärt und wird uns zugleich ein fast entscheidendes Moment für die Richtigkeit unsrer Auffassung darbieten. Dem griechischen *χειμερινό* hätte — *ī* für *ει*, wie oft, und ohne das *ι* vor *ν* wie in *nocturnus* = *νυκτερινός*, *vernus* (für *verer-nus*) = *ἐαρινός* (für ursprüngliches *ϝεσαρινός*) — *himernus* im Latein entsprechen müssen; indem aber das dem *m* anklebende *b* sich geltend machte, entstand *himbernus* und daß dies die, oder eine volkssprachliche Form war, zeigen die Reflexe im Italiänischen *inverno* und im Spanischen *invierno*, in denen, nach Uebergang des *b* in *v* (vgl. z. B. italiän. *bevere* für lat. *bibere*) — wie im Latein, selbst in wirklichen Zusammensetzungen, vor den Spiranten *v*[1]) sowohl als *f* — *m* zu *n* werden mußte (vgl. *con-venio con-fero*, aber, da die Verbindung mit *circum* keine ächte Zusammensetzung ist, sondern *circum* noch als Adverb gefühlt ward, *circum-*

1) Beiläufig bemerke ich, daß die feinohrigen Inder das *v* als einen Laut auffassen, welcher dental und labial zugleich ist, s. Pâṇini I, 1 zwischen 9 und 10.

venio, *circum-fero*, vgl. auch *colloqui* für *com-loqui*, aber *circum-loqui*). Im classischen Latein dagegen hat das aus *m* hervorgetretene *b* den Nasal verdrängt, gerade wie das, ebenfalls vor einem Vocal aus *n* hervorgetretene, *d* dieses *n* in den letto-slavischen und den volkssprachlich-celtischen Reflexen von indogerm. *navan*. Es war dies im Latein um so leichter, da *m* hier bekanntlich größtentheils sehr schwach tönte (vgl. Priscian bei Konrad L. Schneider, Formenlehre der Lat. Spr. I. 300) und sehr oft eingebüßt ward.

Wie das *b* in *hibernus* sich zu dem *μ* in *χειμερινός* verhält, ganz so verhält sich das *b* in *tû-ber*, n. zu dem *m* in *tŭ-mor*, m.; *tû-ber* steht für *tŭ-mber* und diese Grundlage erklärt zugleich die Länge des *û* in *tûber*; sie ist durch die frühere Positionsbeschwerung herbeigeführt, welche im Latein bekanntlich selbst bei Bewahrung der Position den Vocal mehrfach dehnt, z. B. von *măg* (= indog. *măgh*) mit *nus* *măgnus*. Die Endung des ntr. *mer* verhält sich zu der des msc. *môr*, wie die der Ntr. auf *men* zu der masculinaren *môn* (z. B. *car-men* ntr., *ser-môn* msc.). Sehen wir in diesen beiden Fällen den Nasal durch das daraus hervorgetretene *b* verdrängt, so bietet das griechische *τύμβος* die Bewahrung beider Laute. Daß *τύμβος* zu latein. *tu-mu-lus* zu stellen sei, zeigt die gewissermaßen technische Verbindung *τύμβον χεῖν* 'einen Grabhügel aufwerfen' (Hom. Od. IV. 485; XII. 14; XXIV. 81). Es gehört, gleichwie *tŭ-mor*, zu indog. *tu* 'anschwellen'; lat. *tŭ-mu-lus* Deminutiv von **tu-mo* (vgl. Fick Vgl. Wtbch II.[3], 106), 'eine kleine Anschwellung = ein kleiner Grabhügel' findet seine Grundlage in eben diesem *τύμβο*, für *τύ-μο*, mit hinter *μ* laut gewordenem *β*.

Die wenigen hier mitgetheilten Fälle, in denen der B-Laut sich auch vor Vocalen zur Selbstständigkeit erhebt, ließen sich wohl noch vermehren; allein die, welche mir in Betracht zu kommen scheinen, würden vielleicht eine umfassendere Discussion in Anspruch nehmen, als sie verdienen und dennoch nicht zu der nöthigen Wahrscheinlichkeit erhoben werden können. Ich beschränke mich daher darauf, nur noch einen zu erwähnen, welcher zwar auch eine etwas bedenkliche Eigenthümlichkeit darbietet, aber schon der Wichtigkeit des Wortes wegen erwähnt zu werden verdient. Es ist dies das Wort *tempus*, von welchem schon Pott (Et. Forsch. II.[1] 54 und II.[2] 4, 86) bemerkt hat, daß es zu *tem*, 'schneiden', gehöre (anders, aber schwerlich zu billigen, Fick II.[3], 109). Man dachte sich die Zeit als eine Linie, welche durch das darin Vorgehende, indem dieses einem Theil derselben entspricht — diesen Theil gewissermaßen von der früher verlaufenen und zukünftigen abtrennt, abschneidet — in große oder kleinere Zeiträume gespalten wird — in ἐποχή 'Haltpunkt', wo man die Thaten, welche in einem größeren Zeitraum verlaufen sind, zusammenfaßt, in 'kleine Glieder, Fugen' (*articulus* von *artus* Glied, vom indog. Verbum *ar* 'fügen'), endlich bloße 'Einschnitte', wo die That einen ganz kleinen Theil der Zeit einnimmt, '*tempus*', wie man aus der Bed. von *ex tempore* sieht 'im Augenblick': in einer Zeit, welche die Möglichkeit des Sich-besinnens, der geringsten Ueberlegung ausschließt 'aus dem Stegreif'; einen noch kleineren Zeitraum drückt *templo* in *ex-templo* oder *extempulo* 'augenblicklich' aus, welches den Eindruck des Ablativs eines Deminutivs macht, mit der Bedeutung 'ein Schnittchen'. Für hohe

Wahrscheinlichkeit dieser Auffassung spricht die Analogie der von Bezzenberger (bei Fick, IV[3], 114) gegebnen Etymologie des deutschen *tîdi* = Zeit von dem indogermanischen Verbum *dâ* 'theilen' (oder vielmehr, wie wohl kaum zweifelhaft, eigentlich 'schneiden')[1]). Ist aber *tempus* von *tem* abzuleiten, so erklärt sich das *p*, da ein Affix *pus* nicht existirt, am Wahrscheinlichsten nach Analogie der bisher besprochenen Fälle als der selbstständig gewordene Nachklang des *m*. Freilich würde eher *b* zu erwarten sein, da kein dumpfer Laut folgt; auch ist mir bis jetzt kein Fall begegnet, in welchem dieser ursprüngliche Nachklang von *m* vor Vocalen *p* geworden wäre. Auffallend war uns freilich das *p* auch vor dem tönenden *l*, aber hier erscheint es im Latein immer. Ich gestehe gern keine Erklärung dieses *p* geben zu können; daß aber dadurch die Deutung desselben aus dem *m* zweifelhaft wird, ist mir, eben wegen *p* vor *l*, kaum wahrscheinlich; bei derartigen so vereinzelt auftretenden phonetischen Erscheinungen — die sich bald geltend machen, bald nicht — konnten sich durchgreifende Lautgesetze nicht so bestimmt festsetzen, wie dies der Fall ist, wenn sie ganze Categorien umfassen.

1) Beiläufig bemerke ich, daß sskr. *diti* allein und auch in *á-diti* lautlich sehr gut der Reflex von deutsch *tîdi* sein kann (das erste *i* im sskrit. Worte, durch Einfluß der ursprünglichen Oxytonirung der Themen auf *ti*, für *î*). *á-diti*, welches wohl sicher die Ewigkeit bezeichnet, würde dann etymologisch die 'keinen Einschnitt habende' = 'unbegrenzte' heißen; sie ist die Mutter guter göttlichen Wesen; *diti*, ihr Gegensatz, ist die Mutter der *Daityas*, böser Daemonen; aber diese letztere kömmt nicht im Rigveda vor und *Daitya* in keinem einzigen der Vedas. Ich wage deßwegen auch nicht die Folgerungen auszusprechen, welche sich aus dieser Etymologie ziehen liessen.

§ 7.

Zu den Beispielen des Hervortretens von D-Lauten hinter *n*, welche a. d. aa. Orten gegeben sind, ließen sich zwar noch viele mit *d* zwischen *nr* fügen, wie z. B. franz. *cendre* = lat. *ciner-* (nach Einbuße des *e*), deutsch Fähn-d-rich neben Fähnrich, gesprochen Fähnĕrich (aus ahd *fanari*) u. s. w., allein diese noch zu häufen, lohnt nicht der Mühe, da die Thatsache — *ndr* für *nr* — bekannt und anerkannt ist. Ich beschränke mich daher auf die Anführung einiger wenigen Vorgänge andrer Art, welcher mir die Entwicklung des D-Lautes aus *n* mit Bestimmtheit zu erweisen scheinen.

Dahin glaube ich zunächst das Eintreten von *t* hinter auslautendem *n* vor nachfolgendem *s* im Sanskrit rechnen zu müssen, z. B. in *çármant syâma* Rv. I. 51, 15 für *çárman* | *syâma*, (vgl. Vollst. Sskr. Gramm. § 53; von dem daselbst zwischen *n* und *s* auch inmitten eines Wortes, im Locativ Plur., hinter *n* eintreten sollenden *t* giebt es im Veda kein Beispiel). In *çárman* ist *n* der wirkliche Auslaut des vedischen Locativs (für und neben dem gewöhnlichen *çármani*). Das *t* aus dem folgenden *s* zu erklären, ist absolut unmöglich; wir haben vielmehr in dem *t* hinter dem auslautendem *n* des Locativs von Themen auf *an* den Vertreter desselben *d* zu erkennen welches, dem *n* anklebend, im deutschen Jemand, Niemand, im französischen *Normand* (*Normandie*) *Armand* (s. oben S. 56) hinter auslautendem *n* sich zu vollem Klang erhoben hat, vor *s* aber, als einem dumpfen Laut, als *t* auftreten mußte.

In ähnlicher Weise ist auslautendes *t* aus *n* hervorgetreten in englisch *pageant* (aus mittel-

alterlichlatein. *pagina* (eine Bühne zu Miracel-Aufführungen), *tyrant* (französ. *tyran*), *ancient* (französ. *ancien*) s. nach Skeat in Academy 1879, 27 Decemb. p. 463; eigentlich war *d* zu erwarten.

Ganz ebenso erklärt sich das *t* in unserm ent-zwei, einer Zusammenrückung aus in zwei (vgl. ahd. in zuei); auch hier ist der D-Laut aus dem *n* hervorgetreten.

Aus demselben sporadisch mächtigen Hervortreten dieses *d* erklärt sich auch die auf den ersten Anblick so auffallende Erscheinung, daß im Griechischen das auslautende *ν* von Verbalthemen vor antretendem *μ* durch *σ* vertreten wird, z. B. von *φαάν*, *φαεν* (wohl für *φαϝεν*, vgl. sskr. *vi-bhâ-van*) in der Form *φαν*, von *μιαν*, in 1 Sing Pfcti Med. *πέφασμαι*, *μεμίασμαι*, von *λυμαν* Ptcip *λελυμασμένο*, in den Nominibus mit Aff. *ματ*: *φάσμα*, *μίασμα*, von *ὑφαίνω*: *ὕφασμα*, von *ἡδύνω*: *ἥδυσμα* u. s. w.

In diesen und den analogen Fällen hat sich das dem *ν* anhängende *δ* zu solcher Macht erhoben, daß zunächst gewissermaßen *πέφανδ-μαι* u. s. w. aus organischem *πέφαν-μαι* u. s. w. entstand; da aber *δ* im Griechischen vor *μ* fast stets zu *σ* wird (vgl. z. B. von *ᾄδω* (für *ἀείδω*) *ᾆσ-μα* statt *ᾆδ-μα*), so ward *πέφανδ-μαι* u. s. w. zu *πέφανσ-μαι* u. s. w., woraus dann durch die fast durchgreifende Einbuße von *ν* vor *σ* *πέφασμαι* werden mußte. Eben so erklärt sich *φάσ-μα* aus *φάν-μα* (vermittelst *φάνδ-μα*: *φάνσ-μα*), *ὕφασμα* aus *ὕφαν-μα* (vermittelst *ὕφανδ-μα*: *ὕφανσ-μα*) u. s. w.

Auch aus dem Latein ist wenigstens ein Fall nachzuweisen, welcher mir jetzt auf wesentlich gleiche Weise erklärt werden zu müssen scheint. Es ist dies das Thema *monstro*, welches in GWL II. 36 mit sskr. *man-tra* zusammengestellt ward

(vgl. Fick I[3], 213). Im Latein geht *d* vor *t* bekanntlich in *s* über, worauf dann gewöhnlich das folgende *t* sich diesem *s* assimilirt und mehrfach dann ein *s* eingebüßt wird, z. B. von *tond* (*tondeo*) mit Suff. *tor*: *tonsor* für *tond-tor* vermittelst *tons-tor*: *tons-sor*. Bisweilen wird aber auch das *t* unversehrt bewahrt z. B. von demselben *tond* mit Affix *trix* (Fem. von *tor*) *tonstrix*, ebenso mit *trîno* (d. i. Suff. *tor* und *îno*) *tons-trîno*. Aus dem Verbum *mon* ward durch Hervortreten des dem *n* anhängenden *d* vor dem Affix *tro* *mond-tro*, welches, nach Analogie von *tonstrix* sein *d* vor *t* in *s* umwandelnd, sich zu *monstro* umgestaltete.

§ 8.

Wenden wir uns schließlich zu dem nach indischer Weise als gutturaler, nach europäischer als palataler bezeichneten Nasal, *ṅ*. Nach Analogie von *m*, bestehend aus *m* mit nachklingendem *b*, von *n*, bestehend aus *n* mit nachklingendem *d*, besteht er aus einem *ṅ* mit nachklingendem *g*.

Ein besonderes Schriftzeichen hat er in den mir bekannten Sprachen nur im Sanskrit erhalten und es wird sich weiterhin zeigen, daß er hier wesentlich diese Aussprache hatte, so jedoch daß, wie *b* bei *m* und *d* bei *n* vor dumpfen Consonanten sich in die entsprechenden dumpfen *p*, *t* verwandelten, so das nachklingende *g* auch hier vor dumpfen Consonanten zu nachklingendem *k* ward.

Unter den lebenden Sprachen tritt er uns sehr häufig im Französischen als Auslaut entgegen, gewöhnlich durch *n*, bisweilen mit folgendem *t*, mehrfach auch durch *m* bezeichnet z. B. *on*, *logement*, *faim*. Als Aussprache wird

in den deutschen Grammatiken — in Uebereinstimmung mit unsrer Ausführung — *ng* angegeben, mit der Bemerkung, daß das *g* kaum hörbar sein dürfe.

Beachten wir nun, wie wir im Deutschen ein *n* vor *g* sprechen, z. B. in Enge, so wird Niemanden, der ein etwas scharfes Ohr hat, und seine Aufmerksamkeit auf die Art, wie die Laute gebildet werden, gerichtet hat, entgangen sein, daß wir in diesem Fall das *n* nicht wie das dentale bilden und aussprechen, sondern vielmehr ohne Anschluß der Zunge an den untern Gaumen, in Folge dessen ihm ein mehr oder weniger stark tönendes *g* nachfolgt, so daß jenes Wort gewissermaßen En_{g}ge tönt.

Diese Aussprache war auch sicherlich im Latein die eines Nasals vor *g* und wesentlich gleich (jedoch nur wesentlich, s. weiterhin) war hier auch die eines *n* vor *c*, *ch*, *q*, *x*. Denn schon Nigidius Figulus (bei Gellius Noct. Att. XIX. 14, 7) macht gerade darauf aufmerksam, daß das *n* vor *g* in *anguis*, vor *c* in *ancora* u. s. w. ein *adulterinum* sei, was man eben daraus erkenne, daß bei Bildung desselben der Gaumen nicht berührt werde (in omnibus enim his non verum N sed adulterinum ponitur. Nam N non esse, lingua indicio est; nam si ea litera esset, lingua palatum tangeret). Ich sagte nur wesentlich; denn wer ein scharfes Ohr hat, dem wird es, bei gesteigerter Aufmerksamkeit, nicht entgehen, daß wir das *n* in Enkel nicht genau so sprechen, wie das in Enge; es ist vielmehr, wie bei *mb* und *nd* vor einem folgenden dumpfen *mp nt* eintrat, so auch hier vor dem *k*, statt des nachklingenden *g* in En_{g}ge, ein nachklingendes *k* eingetreten, also gewissermaßen En_{k}kel gesprochen. Dürfen wir aber

die Aussprache des lat. *n* in *anguis* mit der unsres *n* in Enge im Allgemeinen gleichsetzen, dann sind wir wohl unzweifelhaft auch zu der Annahme berechtigt, daß ihre Aussprache des *n* vor *c* (eigentlich *k*) ebenso im Allgemeinen der unsrigen vor *k* gleich war. Derartige feine Lautdifferenziirungen machen sich von selbst geltend, fallen nur bei besonders darauf gerichteter Aufmerksamkeit ins Ohr und scheinen auch wohl viel zu unbedeutend um besonders hervorgehoben zu werden.

Daß die Aussprache dieses lateinischen adulterinen *n* (*ṅ*$_g$, *ṅ*^{k}) auch die desjenigen griechischen *γ* war, welches an der Stelle von *ν* vor *γ*, *κ*, *χ*, *ξ* erscheint (z. B. in *συγ-γενής*, *σύγ-κειμαι*, *συγ-χέω*, *συγ-ξαίνω* für *συν-γενής* u. s. w.), ergiebt sich daraus, daß die Römer in älterer Zeit, dem Beispiel der Griechen folgend, dieses *n* adulterinum vor *g*, *c* u. s. w. ebenfalls durch *g* bezeichneten, also *agguis* statt *anguis*, *agcora* statt *ancora* schrieben (s. Konrad L. Schneider, Formenlehre der Lat. Spr. I. 316).

Wenden wir uns jetzt zum Sanskrit! Hier hat dieser Nasal, wie schon bemerkt. ein besondres Schriftzeichen: ङ *ṅ*. Er erscheint, wie im Französischen, im Auslaut — jedoch nur in verhältnißmäßig wenigen Wörtern: nämlich einer ziemlich armen Categorie, den Nominativen Sing. Msc. von Themen auf *aṅc* und dem Thema *krúṅc*, vedisch auch im Nom. Sing. von Themen auf *dríç* (Pâ*n*. VII. 1, 83, nur in Zusammensetzungen belegbar, z. B. im Rv. *sa-dríṅ*, aber auch regelmäßig *svar-dṛ́k* Rv. VII. 58, 2), endlich im Nom. Sing. des Thema's *yúṅj* (welches in den sogenannten schwachen Casus, d. h. in den zweisilbigen oxytonirten, den Nasal ein-

büßt[1]), also Nom. Sing. *yúṅ* in der Vâjasan-Samh. X. 25, aber z. B. Instr. Sing. *yujấ*, und durchweg ohne Nasal, wenn es das hintere Glied von Zusammensetzungen ist, Pân. III. 2, 59 und 61[2]). Natürlich erscheint er auch inmitten eines Wortes und zwar, mit einer Ausnahme, nur vor Consonanten; diese eine Ausnahme findet in einem Verbum Statt, welches *ṅ* sogar im Anlaut darbieten soll, aber bis jetzt literarisch noch nicht belegt ist, nämlich in *ṅu*, von dessen Desiderativ *ṅu-ṅû-shate* (so zu corrigiren) im Sch. zu Pân. VII. 4, 62 und vom primären Verbum *ṅavate* in Westergaard, Radices ling. Sanscr. p. 43, angeführt werden.

Natürlich könnten wir eigentlich von der Aussprache dieses Nasals in einer so fremden und alten Sprache, zumal wie sie in der alten Zeit war, so gut wie gar nichts wissen; allein eine eigenthümliche unregelmäßige Schreibweise, welche sich in sehr vielen, insbesondre gerade vedischen, Manuscripten neben der herrschenden regelmäßigen vorfindet, macht es so ziemlich unzweifelhaft, daß sie, gerade wie wir bisher für Deutsch Lateinisch und Griechisch annehmen zu dürfen geglaubt haben, auch im Sanskrit vor tönenden Consonanten *ng*, vor dumpfen *nk* lautete.

Bekanntlich tritt im Sanskrit der Einfluß

1) Einmal, Rv. II. 24, 13 auch im Nom. Dual. *yúṅjâ* vielleicht, ja wohl gewiß, durch Einfluß des Metrums, um im ersten Fuß nicht |— — — —|, sondern |— — ◡ —| zu erlangen, da jenes dem vorherrschenden iambischen Character desselben widerspricht.

2) Lateinisch *conjunx* neben *conjux* läßt sich schwerlich durch sskr. *yúṅj* vertheidigen, aber auch eben so wenig wegen des sskr. Nom. Sing. *ça-yúg* Rv. X. 168, 2 verwerfen. Eher spricht dagegen das dem lat. *-jug* entsprechende griech. *-ζυγ* z. B. in *ὅ-ζυγ σύ-ζυγ*, vgl. aber auch G. F. Grotefend, Größere Latein. Gr. II, § 205.

eines Consonanten auf einen unmittelbar vorhergehenden mit großer Macht hervor; so wird der dentale Nasal, welcher in *yunák-ti* (3. Sing. Präs. Parasmaip. des Verbums, welches bei den Indern *yuj* genannt wird und den Reflex des grundsprachlichen und lateinischen *jug* in lat. *jungere* bildet) erscheint, zum palatalen (dem der Quetschlaute *c* (*tsch* gesprochen) u. s. w.), sobald ihm ein Palatal folgt, z. B. 1. Dual. *yuñj-vás*, zum *gutturalen ṅ* dagegen vor einem Guttural (*k* u. s. w.) z. B. 2. Sing. Imptivi Parasm. *yuṅg-dhí*, 3. Sing. Präs. Atmanep. *yuṅk-té*.

Nun hat die angedeutete Schreibweise, welche ich in der Einleitung zum Sâma-Veda XLVIII besprochen habe, die Eigenthümlichkeit, daß sie z. B. in den Formen *aṅg-dhí* und *aṅk-tě* das *g* und *k* ausläßt und nur *aṅ-dhí*, *aṅ-tě* schreibt. Daß die durch die volle Schreibart *aṅg-dhí*, *aṅk-té* genau bestimmte Aussprache beim Vortrag der Veden einzuhalten war, kann — bei der Sorgfalt mit der gerade über die richtige Aussprache des Veda gewacht wird — auch nicht im Geringsten bezweifelt werden; dann ist aber eben so sicher — und zwar aus eben demselben Grunde — daß diejenigen, welche diese verkürzte Schreibweise statt der vollen im Veda anwendeten, überzeugt waren diese vorgeschriebene Aussprache auch in dieser verkürzten Schreibweise hinlänglich richtig bezeichnet zu haben; mit andern Worten: daß für sie *ṅ*, vor dem tönenden *dh*, *ṅg* lautete, vor dem dumpfen *t* dagegen *ṅk*.

An der angeführten Stelle der Einleitung habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß diese verkürzte Schreibweise eine Berechtigung in den Nominativen Singular. der Themen auf *ṅc* findet, welche, wie oben erwähnt, auf *ṅ* auslauten. Es

wird nämlich der Nomin. Sing. der Themen auf *c*, *j* bekanntlich nur dadurch kenntlich, daß *k* statt dieses auslautenden *c* und *j* erscheint, z. B. von Thema *vā́c* Nom. Sing. *vā́k*, von *ū́rj* Nom. Sing. *ū́rk*. Demgemäß lautete der Nom. Sing. msc. der Themen auf *añc* eigentlich auf *aṅk* aus, z. B. von *prā́ñc*, **prā́ṅk*; der von *krúñc* lautete eigentlich **krúṅk*, der von *yúñj*, **yúṅk*; eben so wird das auslautende *ç* des Verbums *dṛiç* zu *k*, so daß, mit dem noch nicht erklärten Nasal davor, die eigentliche Form des Nom. Sing. **dṛíṅk* war. In allen diesen trat nun statt *ṅk* der bloße Nasal *ṅ* ganz aus demselben Grund ein, wie in der abgekürzten Schreibweise vor dumpfen Lauten, nämlich weil er im unbedingten Auslaut dieser Wörter *ṅk* ebenso vollständig repräsentirte, wie im Inlaut vor dumpfen, z. B. in *aṅté* für *aṅkté*. Folgt aber hinter einem auf *k* auslautenden Worte eines, welches mit einem Vocal oder tönenden Consonanten anlautet, vor welchen ein dumpfer Auslaut tönend werden muß — d. h. *ṅk* zu *ṅg* hätte werden müssen — dann repräsentirte der Nasal *ṅ* ganz ebensogut *ṅg*, wie er es in der verkürzten Schreibweise vor tönenden repräsentirt, z. B. in *aṅdhí* für *aṅgdhí*. Wir sehen also, daß die Nominative Sing. auf °*āṅ*, wie *prā́ṅ*, sowie die Nominative *krúṅ*, *yúṅ*, *-dṛíṅ* eigentlich nichts weiter sind, als die ursprünglichen Formen auf °*āṅk*, *krúṅk*, *yúṅk*, *dṛíṅk* in der abgekürzten Schreibweise; in dieser repräsentirt aber der Nasal *ṅ* ebensowohl *ṅk* — nämlich vor dumpfen Lauten und im unbedingten Auslaut — als *ṅg* vor tönenden Lauten. Wir erkennen also, daß der gutturale Nasal im Sanskrit ebenfalls von einem nachklingendem *g* begleitet war, welches vor dumpfen — und im Sanskrit auch im unbedingten Auslaut, weil die-

ser nicht durch einen der tönenden Consonanten, denen dumpfe entsprechen, gebildet werden durfte, sondern in diesen dumpfen übergeht — zu *k* wurde.

Nachtrag zu S. 222.

An dem angeführten Orte der Göttinger Gelehrten Anzeigen (1875, S. 208 fg.) war ich in in Bezug auf das Verhältniß des deutschen Wortes für 'Hopfen' zu dem französischen zu einer Alternative gelangt, deren Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite ich, weil mir die angelsächsische Bezeichnung der Pflanze unbekannt war, nicht im Stande war mit voller Sicherheit zu geben. Doch läßt sich leicht erkennen, daß ich mich schon nach der Seite neigte, welche ich S. 218—219 in die Worte gefaßt habe: 'Vielleicht läßt sich diese Frage dadurch lösen, daß wir annehmen, was mit so manchen Wörtern geschehen ist, daß ein deutsches Wort nach Frankreich gelangt ist, hier sich modificirte und in dieser modificirten Gestalt, zugleich mit etwaiger Verbesserung dessen was es bezeichnete ['mit einer verbesserten Benutzung des Hopfens', wie es S. 219 Z. 9 heißt), zurückkehrte und, gewissermaßen als civilisirt betrachtet, in dieser Modification seine Aufnahme fand'.

Eben als ich den hier abgedruckten Aufsatz zum Druck gab, erhielt ich durch die Güte des Herrn Verfassers, Dr. W. G. Piper, einen in der Englischen Zeitschrift 'The Chemist and Druggist' Vol. XXII No 4 (April 15, 1880), p. 154—155 veröffentlichten Aufsatz, welcher theils auszugsweise, theils übersetzt, die in den Gött. Anz. geführte Untersuchung mittheilt und daran p. 155 eine Note knüpft, welche das an-

gelsächsische Wort hervorhebt und damit die Frage zu Gunsten der erwähnten Auffassung höchst wahrscheinlich — denn ganz unbedenklich wird sie auch hierdurch noch nicht — endgiltig entscheidet. Aus diesem Grunde — und, weil diese Zeitschrift wohl nicht leicht Linguisten zu Gesicht kommen möchte, — erlaube ich mir diese, auch in andren Beziehungen werthvolle, Note hier aufzunehmen; sie lautet:

»This theory (nämlich die in den Gött. Gel. Anzeigen a. a. O. vorgeschlagene Lösung) »is supported by the Anglo-Saxon or Early English name of the plant, which is mentioned as hymele[1]) in the version of the Herbarium of Apuleius published in Anglo-Saxon Leechdoms. Here its good properties are said to be such that men put it in their usual drinks. No trace of the word has been found in existing English dialects. This form of the name and use of the plant seem to show that the Anglo-Saxons left the Continent after the name and use had reached them on their journey westward, and before the French influence had been felt. As a matter of fact the Anglo-Saxons conquered England about the end of the fifth and beginning of the sixth century. Charlemagne founded his empire in the ninth and tenth centuries, and as early as the latter century the word 'hoppe' is found in a Latin-Germany glossar quoted by Beckmann.«

1) Vgl. slav. χmēli, ngriech. χουμέλι u. s. w. in Gött. Gel. Anz. 1875, S. 216; 217.

Index.

Verbesserungen.

S. 13 Z. 2 füge man hinter 'Consonanten' hinzu: 'schliesst'.
S. 23 Z. 17 l. '§ 8' statt '§ 7'.
S. 27 Z. 17 l. 'den' statt 'dem'.
S. 37 Z. 2 v. u. streiche '§. 5'.
S. 42 Z. 20 v. o. streiche 'man' hinter 'dass'.
S. 135 Z 24 l. '*asmā́ka*'.
S. 177 Z. 17 füge hinter 'Abhandlungen' hinzu: 'über die Quantitätsverschiedenheiten'.
S. 180 Z. 3 l. '*anehā́*'.
S. 181 Z. 7 v. u. l. '*abhishtipā́*h'.
» » Z. 2 v. u. l. '*adhipā́*'.
S. 192 Z. 21 v. o. Zu *πέντε* statt *πέντα* vgl. man *κε* statt *κεν*, dorisch *κα*, sskr. *kam*. *ε*, *α*, *ο* (das letzte jedoch theilweis nicht identischen Ursprungs mit den beiden ersten, sondern auf Uebergang in die *ω*-Conjugation beruhend, vgl. z. B. Optativ *ἔοιμι* für *ἐσ-ο-ι-μι*) finden sich neben einander vor ursprünglichem *ν* in *ἔοντι*, *ἔασι*, *εἰσι*, alle drei für ursprüngliches *as-anti* (vermittelst *ἐαντι* mit der gewöhnlichen Einbusse von *σ* zwischen Vocalen), vgl. Ptcp. *ἐόντ*, *ὄντ* (mit Einbusse des *ε* wegen Accents), *ἐντ* (in *ἔντες* Tab. Heracl. für *ἐέντ* statt *ἐσέντ*), *ἐαντ* (im Fem. *ἔασσα* statt *ἐ-σαντ-ια*). Beiläufig bemerke ich, dass wer diese Verhältnisse beachtet, sich überzeugen wird, dass *εἰσι* nicht für *santi*, sondern für *asanti* stehe; warum sollte auch bei ersterer Annahme das dann anlautende *s* spurlos verschwunden sein?
S. 231 Z. 5: 'Fähndrich', gedruckt im M. Busch: Graf Bismark u. seine Leute, I. 214, Z. 14 (1878).

